This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

162 f 25

Elfriede.

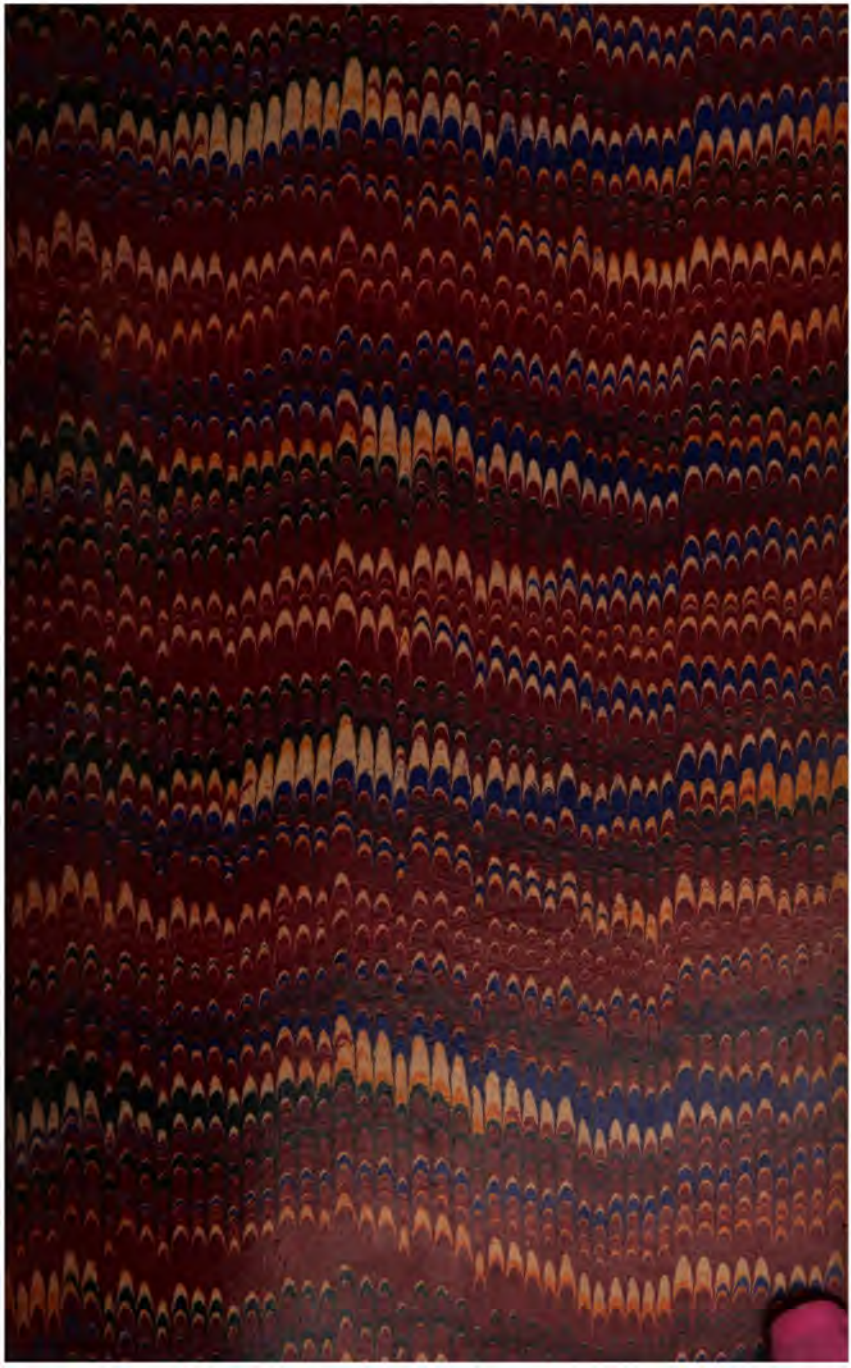
Eine Erzählung

von

George Taylor.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1885.

162 f 25.



Elfriede.

Eine Erzählung

von

George Taylor.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1885.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Elfriede

Erſtes Kapitel.

„Heile mich, Vater der Liebe", ſprach die Seele zu ihrem Schöpfer. „Riß und Entzweiung kam in mein Inneres, ſeit ich durch der Wolken Spalt den Stern erblickte, den ſie Erde nennen. Wenn Deine Hand mich nicht hielte, ſo wäre ich längſt hinabgeſtiegen, denn ob ich wache oder träume, ſtets iſt mir, als ob dort meine wahre Heimath wäre. So bin ich in mir getheilt; liebend haſſe ich, wollend will ich nicht. Rings umgeben vom Lichte bin ich in Finſterniß, denn Streit gegen mich ſelbſt macht mich friedlos mitten im Reiche des Friedens."

Indem ſie ſo ſprach, ſank die Seele ſchon tiefer und tiefer, und der Magnet der ewigen Liebe ſchien ſchwächer zu wirken, als ob er ſie laſſe und ſie hinabſtürze in die untere Welt. Ihr Licht verbleichte, je ferner ſie dem Urquelle alles Lichtes kam. Bald ſah ſie ſich umgeben von Genoſſen, die denſelben Weg nach unten betreten hatten. Gleich Schneeflocken trieben ſie, von jedem Lufthauche hin-

und hergeführt, nach unten, während ihnen andere entgegenkamen, die ihren irdischen Lauf vollendet hatten und in froher Eile heimkehrten in der ewigen Liebe Schos. Ein Lied, sanft wie Harfenklang, tönte aus den Reihen der heimwärts wallenden Pilger:

O, seliges Sein
In Gottes Schos!
Einst ließ ich los
Und war allein.
Hell wie Krystall
An der Grenze des All'
Sah ich die Klippe;
Sumpfiger Boden
Schien lachende Au,
Stickender Brodem
Erstrahlete blau.
Das salzige Meer
Wie Silberschaum,
Die starren Felsen
Ein Riesentraum!
So lockt's mich hinab
In der Erde Grab.
Von ihr gezogen,
In's Elend gelogen,
Hab' ich sie geküßt
Und bitter gebüßt.
Aus irdischer Höhle
Entrinnt nun die Seele;
Sie kehrt nicht wieder
Zur Erde nieder,
Glänze nur, Fluth —
Ich kenne Dich gut,
Nicht einen Blick
Werf' ich zurück,

Grünende Au',
Tödtlicher Thau!
Seit ich Ihn ließ,
Mich ſelbſt verſtieß,
Gleich irrendem Sterne
Schoß in die Ferne,
War Elend mein Loos.
Nun kehre ich wieder
Der Gottheit zu.
Nur dort iſt Frieden,
Nur dort iſt Ruh'.

Als die Seele dieſen Sang der heimkehrenden Pilger vernahm, hielt ſie inne. Es war ihr, als ob der Ewige ſie aufs Neue an ſein Herz nehme, und ſie hörte ſein Wort: „Bleibe bei mir, mein Kind! Noch iſt keiner zu ſeinem Heile hinabgeſtiegen in das Thal der Schatten, das alle täuſchte, die den Weg dahin einſchlugen. Mit einem Hunger und Durſt, die nie geſtillt werden, wirſt du dort unten wandeln, heimverlangend nach der ewigen Heimath des Lichtes, da du der Seligkeit Fülle hatteſt."

„Es iſt vergebens, mein Vater", ſprach die Seele verſtockt. „Was ſoll der Friedloſe im Reiche des Friedens? Nur im Kampfe werde ich das Gleichgewicht wieder finden. Gewähre mir nur, daß ich mein Loos auf jenem Sterne mir ſelbſt wähle, und keine Bitte ſoll Dich fürder beläſtigen."

„So gehe", ſagte der Ewige ernſt. „Ich ſtrafe Dich, indem ich Deine Wünſche erfülle."

„Laß uns mit ihm ziehn", riefen nun zwei Zwillingsſterne, die in friedlichem Einklang neben einander am

Himmel glänzten. „In gleichen Bahnen kreiſten wir mit ihm, und es trübte unſere Seligkeit, als wir ihn ferner und ferner von Dir ſinken ſahen. Wir wollen ihn begleiten, daß er nicht verloren gehe, denn wie könnten wir forthin froh ſein, wenn wir ewig die leere Stelle ſähen, wo er einſtmals glänzte?“ Ein tiefes Mitleid lag in dem flehenden Tone, in dem dieſe Bitte ausgeſprochen ward.

„Die aus Liebe hinabſteigen, um Andere zu retten, hielt ich nie zurück“, erwiderte der Ewige. „Sie ſind es, die auch dem Erdenleben ſeinen unvergänglichen Werth geben. Geht, Kinder, Ihr wißt, daß forthin Schmerz euer Theil iſt, aber ohne Schuld hat der Schmerz keinen Stachel. Gehet hin, ich werde mit euch ſein.“

Und erdenwärts ſchwebten drei Sterne, der eine matt glänzend, mit ſchwachem zitterndem Strahle, die Zwillingsſterne licht und freundlich, wie Hesperus am Abendhimmel verſinkt. So ſanken ſie hinab und kamen der Erde näher und näher. Die quirlenden Wolken zertheilten ſich, ſie ſahen der Berge Waldesgrün und der Flüſſe Silberfäden, ſie ſahen blaue Seen und freundliche Rebgelände und Wieſenfluren und Saatfelder. Sie ſahen altersgraue große Städte und ſchmucke Flecken und einſame Weiler, Häuſer und Häuschen. Und während ſie der Erde immer näher und näher kamen, drang Glockengeläute zitternd zu ihnen empor, denn es war auf Erden der Tag des Herrn. In tiefen dunkeln Tönen klang es aus den Kathedralen der Städte, und hell und fröhlich klimperten die Glöckchen der kleinen Dorfkirchen und der Kapellen, die für ſich ſtanden

als fromme Einſiedler in Berg und Wald. Wie mächtiger Männerchor und wie mit ſeinen Kinderſtimmchen prieſen die Glocken, groß und klein, den Herrn. Man hörte es läuten in allen Tonarten, aus allen Ebenen, aus jeder Thalfalte, aus verſteckten Schluchten und von einſamen Halden bis hinauf zum Schnee der Alpenwelt, ſo wie der Lerche Lied hier und dort vom Himmel fällt oder die Sterne aufblinken an allen Enden der Nacht. Die abtrünnige Seele aber ſchwebte einem glänzenden Schloſſe zu, deſſen helle Wände in den klaren Wellen eines breiten Stromes ſich ſpiegelten. Nur zögernd folgten die beiden lichten Sterne, die ſich lieber auf eines der freundlichen Dörfer oder kleinen Weiler niedergelaſſen hätten, die ihr Genoſſe verächtlich liegen ließ. Als ſie ſo hart bei dem Schloſſe angekommen waren, verſtummte das Läuten der Dorfkirche, die ein wenig abwärts am Ufer des Stromes ſtand. Die feierliche Stille eines Sonntagmorgens lag auf Flur und Feld, und aus dem einfachen Gotteshauſe tönten, erſt leiſe ſummend, dann deutlicher anſchwellend, die Worte eines frommen Liedes den Kommenden entgegen:

Seele, willſt du dieſes finden,
Such's bei keiner Kreatur,
Laß', was irdiſch iſt, dahinten,
Erdengüter täuſchen nur.

Die drei Sterne ſtanden jetzt genau über dem Schloſſe, hier aber theilten ſie ſich; die beiden Zwillingsſterne ſchwebten einem kleinen Hauſe zu, das in der nächſten Nähe des Parkes lag, vom Schloſſe getrennt durch eine

weite Wieſenfläche, auf der weiße Linnen ſorgſam hingebreitet lagen. Es war eine gottumfriedete Halde, zu der der toſende Lärm der Stadt jenſeits des Fluſſes nur wie ein fernes Rauſchen herübertönte.

Unter der Thüre des Häuschens ſaß eine junge Frau, die in ihrem Andachtsbuche las, während aus der Dorfkirche die Worte der Predigt herüber ſchallten, zu welcher die Gärtnerin ihren Mann heute allein hatte ziehen laſſen, weil ihr Stündchen nahe war. Ein Strahl der Morgenſonne ſpielte um die goldenen Haare des blühenden Weibes, ihre Wangen glühten bei dem Klopfen ihres Herzens, und leiſe bewegten ſich ihre Lippen in ſtillem Gebete. Von dieſem lieben Bilde angezogen, ſtrebte das Doppelgeſtirn der freundlichen Hütte zu, noch einmal dem Genoſſen winkend mit einem hellen Freundesblicke. Einen Augenblick ſchien es, als ob der düſtere Geſelle ihnen folgen wolle, aber als er zum Schloſſe hinabſchaute, wurde er unſchlüſſig. Die plätſchernden Brunnen des Gartens rauſchten ihm verlockend zu, er ſah helle glänzende Fenſter, unter denen prangende Blumenbeete ſich hinzogen, bunte Tulpenfelder erſtrahlten vor ihm wie köſtliche Teppiche, prangende Hyacinthen ſendeten ihm ihre Wohlgerüche entgegen. „Erdengüter täuſchen nur", ertönte noch einmal die Stimme des Predigers aus dem offenen Kirchenfenſter. Er aber ſäumte noch immer. Hinter den ſpitzen Dächern des Schloſſes führte eine Brücke über den Zwinger nach dem Garten. Unter blühenden Bäumen bei einem Brunnen, in den ein Löwenkopf ſein helles Waſſer goß, daß

es ununterbrochen aus der oberen Schale in die untere herabrauschte, lag in einen Stuhl hingegossen eine weibliche Gestalt, eingehüllt in weite weiche Gewänder und bedeckt mit warmen Teppichen. Wie bleich und vornehm sah sie aus mit ihren blonden Haaren und dem matten Achatglanze ihres blassen Gesichtes, und wie schwach und hülfsbedürftig! Als der irrende Stern ihre Mattigkeit und Erschöpfung sah, ward er selbst inne, daß auch er ermüdet sei. Er ließ sich auf sie nieder, während seine lichten Begleiter ihren Weg nach der Hütte fortsetzten.

In gleichem Augenblicke aber fiel ein dritter Funke vom Himmel, oder war es eine Sternschnuppe, ein glühender Meteorstein? Er leuchtete grell, bald feuerroth, bald gelb. An der hinteren Mauer des Dorfes sah man ihn niederschlagen, da, wo dasselbe am winkligsten und schmutzigsten war. Es schien fast, als ob er nicht eilig genug in jene Region der Verkommenheit hätte gelangen können. Die beiden jungen Frauen im Schlosse und im Gärtnerhäuschen kehrten bald darauf mit langsamen Schritten nach ihren Stuben zurück, und aus dem Parkthore sah man einen Diener eilig nach der Brücke laufen, die zu der Stadt über dem Flusse führte.

Zweites Kapitel.

Vier Wochen waren vergangen, da wurden vier Kinder, drei Knaben und ein Mägdlein, in der kleinen Kirche des Dorfes zur Taufe getragen. Der würdige Pfarrherr hatte darauf beſtanden, daß die in gleicher Stunde Geborenen auch gemeinſam dem Herrn in der Taufe müßten dargebracht werden, und der Schloßherr, ein vor der Zeit gealterter Lebemann, wollte ſeinen braven Gärtner nicht kränken, da er wußte, wie ſtolz dieſer auf ſeine Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen, war. So trat er etwas befangen an der Seite ſeines Untergebenen in die Dorfkirche ein, die er lange nicht von innen geſehen hatte. Zögernd und ungern entblößte er in dem kühlen Raume ſein kahles, ſpiegelndes Haupt, und mit kleinen, unſichern Schritten, als ob Glatteis wäre, ſtrebte er den vordern Bänken zu, während die Hünengeſtalt ſeines Gärtners feſt und ſtampfend neben ihm einherſchritt. Etwas verlegen betrachtete der Baron durch ſein Augenglas die ärmlichen Veranſtaltungen am Altare, denn er wußte nicht, ob er hier zu ſitzen oder zu ſtehen habe, und wollte doch ſeinen Gärtner nicht danach fragen. Aus dieſer unbehaglichen Lage befreite ihn der Pfarrer, der freundlich aus

der Sakriſtei auf den Freiherrn zukam. Es war ein kleiner, grauköpfiger, geiſtlicher Herr, der mit in die Höhe gezogenen Brauen über ſeine ſilberne Brille hinweg den Baron mit klugen Augen anſchaute und mit einem ſchlauen Lächeln ſeine Freude ausſprach, den Freiherrn auch einmal hier zu ſehen. Dieſer machte gute Miene zu dieſen Scherzen, denn der Prediger ſtand in hoher Achtung bei ſeiner Gemeinde. Er war vor Zeiten ſogar königlicher Conſiſtorialrath geweſen, aber er hatte ſeine Stelle im Conſiſtorium bald wieder aufgegeben und war nach Brückenheim zurückgekehrt, indem er ſagte, die Erziehung ſeiner Bauernkinder ſei wichtiger als alle Berathungen über die Perſonalzulagen und Badgratialien der Herren Paſtoren. Die Bauern hielten ihn darum hoch, und auch der Gutsherr mußte das reſpektiren. Im Verlaufe des Geſprächs lenkte der Paſtor die Aufmerkſamkeit des Freiherrn auf eine ärmlich gekleidete alte Frau, die gleichfalls ein Kind zur Taufe brachte. Es war ein armer Junge von der Dorfmauer, zu dem kein Vater ſich bekennen wollte, der aber genau zu gleicher Stunde mit dem Sohne des Barons geboren worden war.

„Er wird wohl zu Grunde gehn", ſagte der Pfarrer, „wenn man ſich ſeiner nicht annimmt", und er ſetzte dem gnädigen Herrn die höchſt bedauerlichen Verhältniſſe des vierten Sonntagskindes auseinander, wobei er während ſeiner halblauten Mittheilungen den Kopf mitleidig hin und her wiegte und ſchließlich aus ſilberner Doſe eine Priſe nahm. Es folgte eine Pauſe. Der Geiſtliche richtete

erwartungsvoll seine milden, grauen Augen über die silberne Brille hinweg auf das blasse, verlebte Gesicht des jungen Freiherrn, der verdrossen die gewichsten Spitzen seines Schnurrbarts nach vorn drehte, sodaß sie den Fühlfäden eines Insektes glichen. Er hatte ein unbehagliches Gefühl in seinem Beutel und dachte: „kaum ist man in diese Falle gegangen, so fängt der Bettel schon an.“ Aber es war der Tauftag seines lang erhofften Erben, und er war gestimmt, alte eigene Sünden durch einen Akt der Wohlthätigkeit wieder gut zu machen. Er strich also die Spitzen seines Schnurrbarts wieder abwärts, was ihm ein milderes Ansehen gab, und erklärte sich bereit, die Kosten der Erziehung für den vaterlosen Jungen zu übernehmen. Die Alte könne monatlich in das Schloß kommen und seinen Beitrag in Empfang nehmen.

Auf der Orgel fing nun der Schulmeister an, langsam zu präludiren, während der Prediger sich in seine Sakristei zurückzog. Das Lied hatte schon begonnen, als die weiß gekleideten Pathinnen des kleinen Barons, gefolgt von behandschuhten Herren und sporenklirrenden Offizieren, in die Kirche rauschten, den Säugling in ihrer Mitte tragend, während die Gärtnerin und ihre Schwester mit den Zwillingen sich bescheiden anschlossen. Fast erdrückt von Bändern und Spitzen lag der bleiche, vornehme Knabe in den Kissen, auf denen die Wärterin den Stammhalter derer von Altenbrück nunmehr dem Pathen, einem Dragoneroffiziere mit hellblauer Uniform und gelben Aufschlägen, darreichte.

Auf einen Wink des Predigers, der jetzt im Ornate an den Altar getreten war, stellte sich der stämmige Gärtner Glimm und seine Frau neben die Herrschaften. Während der Offizier sein Pathenkind von sich abhielt wie ein Präsentirbrett, beugte sich die breitschultrige, hochgewachsene Gestalt des Mannes der Arbeit liebevoll hinab auf das Knäblein, das in süßem Traume auf seinem Arme lag. Der mächtige Recke war fast zu alt für solches Glück, denn sein Haar fiel schon ins Graue und sein gutes, verständiges Gesicht zeigte tiefe Falten. Auch seine Frau stand nicht mehr in der ersten Jugendblüthe. Man heirathet nicht zu früh, wenn man arm ist, aber man weiß dann auch, was zu einem Haushalte gehört, und bekommt gesunde Kinder. Dennoch war die Gärtnerin Glimm noch immer eine schöne Frau, und man mußte sie lieb haben, wenn man ihre freundlichen Augen sah, die heute voll mütterlicher Zärtlichkeit auf das Kind an ihrer Brust herabschauten. Hinter sie drückte sich das alte, dürftig aufgeputzte Weib mit ihrem Enkel. Die alte Müllerin von der Dorfmauer galt für eine Säuferin von Profession, und ihr Aussehen strafte diesen Ruf nicht Lügen. Der Junge, den sie in den Armen hielt, war eine verkümmerte, kleine, gelbe Kreatur, schon vor der Geburt verwünscht und mißhandelt. Darum schrie er denn jetzt auch in den Armen seiner Großmutter mit einem so boshaften Eifer, daß man kaum einen Satz aus der Rede des würdigen Pfarrherrn verstehen konnte. Nur der Baron, der zunächst stand, vermochte zu folgen, aber er schaute betroffen auf,

als er den Geistlichen sagen hörte: „Wir erflehen für diese Kinder nicht Reichthum, sondern Gesundheit des Leibes und der Seele, und lieber einen frühen Tod als ein beschmutztes und unnütz verbrachtes Leben.“ Die freundliche Gärtnerin vernahm die Worte nicht. Sie würde sie auch nicht vernommen haben, wenn der kleine Dorfteufel neben ihr weniger heftig gebrüllt hätte, so selig gingen ihre Blicke zwischen den beiden kleinen Häuptern hin und her, die ihr zu eigen waren. Was konnte man auch Schöneres sehen als diese blauen Augen, die ernst und groß aus dem zarten, weißen Gesichtchen ihres Mädchens verwundert in die Welt sahen, oder als das energische Näschen und die fein geschlossenen Lippen des Knaben, der schon einen ganzen Busch dunkler Haare mit auf die Welt gebracht hatte, die ein Sonnenstrahl, der sich durch den Epheu des Kirchenfensters stahl, jetzt mit lichtem Goldglanze säumte. Der Reihe nach traten die Pathen zum Taufstein. Der kleine Freiherr marschirte auf seinem Dragoneroffizier sporenklirrend voran und erhielt die Namen Nikolaus Götz Maria Joseph Kunz Maximilian; die Zwillinge wurden Elisabeth Friederike und Fritz getauft, der dritte Knabe Johann.

Als die heilige Handlung zu Ende war, verließen die vier jungen Christen die Kirche. Der Junker, den sein hellblauer Pathe so eilig zurückgab, daß die Wärterin ihn fast hätte fallen lassen, kehrte in den oberen Stock des Schlosses heim, wo alle Fenster noch dicht verhängt waren, denn die zarte Baronin erholte sich schwer und

langſam, die Zwillinge in das Gärtnerhäuschen; den kleinen Johann aber trug ſeine Großmutter zunächſt in das Wirthshaus.

In dem untern Geſchoſſe des Schloſſes blieb es noch lange lebendig. Gläſer klangen, Toaſte wurden ausgebracht, Wagen fuhren vor und rollten nach der Stadt zurück. Im Gärtnerhäuschen bereitete die Gärtnerin ſelbſt den Kaffee, um ihre Gevattern, den ſtattlichen Kutſcher des Herrn und eine Freundin aus ihrem Heimathsorte, zu bewirthen, der kleine Johann aber blieb in der Schenke, bis der Wirth die Alte wegwies, weil der Junge durch ſein Schreien die Gäſte ſtöre, worauf die würdige Ahne taumelnden Schritts den Weg nach der Dorfmauer ſuchte.

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen war alles wieder ſo ſtill wie ſonſt in Schloß und Dorf, aber nirgends ſtiller als in dem Gärtnerhäuschen, das zwiſchen Dorf und Schloß gelegen war. Im ganzen Sachſenlande war keine Wieſe ſo grün wie dieſe, kein Wald ſo ſchattig wie der Park, der ſie begrenzte, kein Rebberg ſo ſonnig wie der, der über dies ſchmucke Giebeldach wegſah. Die Gärtnerin hatte die Wäſche für das Schloß zu beſorgen, und während ſie in der Küche an ihrem Zuber ſtand und Wollenwäſche und Linnen reinigte, lagen ihre Zwillinge in der Stube daneben in einem Korbe, da die gekaufte Wiege nicht beide Kleinen hatte faſſen können. Gleichzeitig gebadet, genährt und gepflegt, ſchliefen die Geſchwiſterchen auch in ſchönſter Harmonie, ſtrampelten mit den kleinen Beinen und bewunderten einer die Fußübungen des andern, oder ſie ſchauten nach der glänzenden Glaskugel, die einſt im Schloßparke geſtanden, bis der Herr ſie aus Unvorſichtigkeit beſchädigt und durch eine neue erſetzt hatte. Der Gärtner aber, den es jammerte, das blanke Ding zu den Scherben zu werfen, gönnte der alten Kugel auf ſeinem

Samenkaſten einen ehrenvollen Ruheposten. Als er ſah, wie die kleinen Kinderaugen immer wieder nach dem glänzenden Dinge wanderten, das die hellen Fenſter, die hin und her ſchwankenden Zweige der Bäume, die gehenden und kommenden Menſchen ſo hell widerſpiegelte, da ging ein gutmüthiges Lächeln über ſein gefurchtes Geſicht. „Wartet, ihr Krabben", ſagte er, „das können wir bequemer haben", und während ſeine Frau von ihrem Waſchzuber aus mit vergnügtem Lachen zuſchaute, befeſtigte er zwei übereinander gelegte Querhölzer an einem Stricke, zog dieſen durch die Kugel und hing dann ſein reparirtes Kunſtwerk am Fenſterkreuze auf. So war die penſionirte Kugel wieder reactivirt worden. Sie drehte ſich den ganzen Tag eifrig hin und wieder, ſo daß bald die helle Wäſche auf der Bleiche, bald die lichten Wolken am Himmel in ihr aufleuchteten. Die ernſten Kinderaugen aber ſchauten unermüdlich hinein, bis ſie zufielen und der Schlaf die kleinen Geſichtchen mit dem offen athmenden Munde in lieblicher Röthe färbte. Meldeten die Erwachenden ſich dann zu einer neuen Mahlzeit, ſo trocknete die Mutter den Seifenſchaum von ihren bis zum Ellbogen aufgeſtreiften Armen, bedeckte die roſigen Geſichtchen der Aufgewachten mit Küſſen, und nachdem beide ſich ſatt getrunken, trug ſie die zufriedenen Kreaturen auf den Raſen hinaus unter die blühenden Bäume, wo ſie mit blinzenden Augen zuſchauten, wie die Mutter ihre weißen Linnen an das Seil hängte oder auf dem üppigen Graſe zum Bleichen ausbreitete. Mußte die Frau dann nach dem Markte,

um die Früchte zu verkaufen, aus deren Erlös ihr Gehalt bestand, so trug sie die Kleinen in den Weinberg hinauf, wo der Vater, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen, mit zufriedenem Kopfnicken ihre Hut übernahm. Zehnmal umschauend machte sie sich auf ihren Weg, aber sie blickte nicht nur nach den Kindern, sondern eben so freundlich nach dem Vater zurück, der sich so gestellt hatte, daß er, während er die Reben festband, die Kinder im Auge behielt und dem geliebten Weibe nachblicken konnte. Die brave Frau war stolz auf diesen stillen, fleißigen, anspruchslosen Mann, obwohl er schon grau war, und jeder Baum, den er beschnitten und von den Raupennestern gereinigt hatte, sagte es ihr im Vorbeigehen, daß es in ganz Brückenheim keinen Gärtner gebe wie ihren Glimm.

Er aber verfolgte ihre Schritte auf der Landstraße, sah zu, mit welchen Nachbarn sie sich begrüßte und wie sie schließlich mit einer Marktgenossin nach der Brücke einbog. Dabei überlegte er sich, wie schwer der Korb heute geladen sei, den sie so aufrecht auf ihrem blonden Kopfe trug, und keine Falte ihres saubern Kattunrocks und ihres weißen Umlegetuchs entging seinem aufmerksamen, zärtlichen Blicke.

Während er so, ein behagliches Lächeln auf den Lippen, seine Reben band und dann wieder in dem Rebberg hackte und jätete, lagen seine Lieblinge unter einem schattigen Apfelbaume auf wollener Decke. Mit Wonne athmeten die jungen Wesen die würzige Maienluft, sie blinzten träumerisch durch die Aeste des Apfelbaumes nach dem

Himmel und nach dem Schwanken und Wiegen der Blüthenzweige. Die Vögel musicirten rings um sie her, mit den kleinen Händchen griffen sie nach den gelben und weißen Blumen, die neben ihnen wucherten, die Fliederbüsche sendeten ihnen ihren süßen Wohlgeruch, die Hummeln summten um die nahen Blumenkelche, und das Rauschen der alten Bäume im Park bildete zu diesem Summen und Weben des Frühlings die einschläfernde Begleitung. Blieb die Mutter zu lang aus, so legte der Vater wohl auch seine Hacke aus der Hand, und es war schön zu sehen, wie der riesige Mann, in jedem Arme ein Kind, sich von einer Seite nach der andern neigte, als ob er sie wiege, und dabei sein: „Schlaf, Kindelein, schlaf", mit rauher Stimme summte, bis die Kindelein wirklich seinem unermüdlich wiederholten Rathe gefolgt waren. So gediehen die Zwillinge und ihr kleiner Rücken erstarkte, so daß sie bald aufrecht saßen mit ihren weißen flaumigen Köpfen, und zu krabbeln begannen. Hatte dann der Vater sie zu hüten, so warf er ihnen von Zeit zu Zeit einen blühenden Zweig oder einen schimmernden Scherben zu, den er im Rebberge gefunden. Sie holten sich aber auch selbst, was ihnen in die Augen fiel. Schon führten sie miteinander in girrenden Tönen eine Unterhaltung, oder beschäftigten sich damit, auf dem Rücken liegend, ihre Füße zu betrachten und die Zehen zu zählen, oder die Sonnenstrahlen zu bewundern, die auf ihre Händchen fielen und ihren Teppich so roth erglänzen ließen. Wohl fiel auch einmal eines bei seinen Entdeckungsreisen

in eine Ackerfurche. Dann blieb es geduldig liegen und strampelte mit den Beinen, bis der Vater es aufnahm und lachend wieder zu seinem Zwilling zurück trug. Kurz, während der Junker in seiner seidenen Wiege lag, genossen die Kinder seines Gärtners die Pracht seiner Wiesenflur. Für sie zwitscherten seine Vögel, für sie blühten seine Blumen, und um sie zu unterhalten, sprangen die Eichhörnchen von Zweig zu Zweig. Umgeben von Spielsachen, wie das vornehme Kind im Schlosse unter seinen silbernen Rasseln, Elfenbeinringen und lackirten Kautschuckpuppen keine besaß, wurden sie groß und stark. Auch der Winter vertrieb sie nicht ganz von der Wiesenflur, da der sonnige Abhang warme Tage genug hatte, an denen die Eltern sie an die Luft trugen, denn wenn die Gartenarbeiten ruhten, blieb dem Vater um so mehr Zeit, sich mit seinen Kleinen zu beschäftigen. Jedes Jahr mehrte die Zahl ihrer Freuden. Bald können sie schon selbst am Fenster stehen und zusehen, wie auf der Wiese die Ziegen weiden, die der Vater mit einem Fuße an die Apfelbäume angebunden hat, damit sie den Reben keinen Schaden thun, oder wie der schöne Neufundländer des Barons und der treue Tyras sich um die Bäume hetzen, und wie die goldenen Ziffern der Dorfuhr in der Sonne glänzen und der Wetterhahn sich dreht. So wuchsen sie heran und wurden stark. Man hörte ihre hellen Stimmchen sogar drüben im Schlosse, wenn sie um ihr Häuschen versteckten spielten oder mit Tyras in die Wette sprangen. Das Mädchen ist womöglich noch wilder als der Knabe und

beide glühen von Lebensluſt. Die Wieſe aber und der Garten des Schloſſes ſind ein wahrer Schmetterlingspark, die Bäume ſtreuen ihnen das ſüßeſte Obſt vor die Füße, und während die Mutter die Kirſchen bricht, dürfen die Zwillinge die fallenden aufheben. Finden ſie zwei an zuſammenhängenden Stielen, ſo heißen ſie dieſe die Zwillinge; das Mädchen hängt ſie als Gehänge an die Ohren, bis der Bruder ihr vorſchlägt, ſie ſolle den einen Zwilling in den Mund nehmen und er den andern, worauf ſie mit den Köpfchen auseinanderfahren und die Zwillinge aufzehren. Daß ſie ſich mit den benachbarten röthlichen Stachelbeeren befaſſen, hat ihnen der Vater nicht ausdrücklich aufgetragen, aber die Mutter iſt zuweilen mit einer merkwürdigen Blindheit geſchlagen, die einer ſtillen Erlaubniß gleichkommt.

Kein ſo fröhliches Loos hatte der Junker gefunden, der an jenem Sonntagmorgen im Schloſſe angekommen war.

Arme, reiche Kinder, denen ſchon die Mutter die Krankheiten von drei abgelebten Generationen vererbt! Wie viele geſellige Pflichten mußteſt du miterfüllen, kleiner Baron, noch ehe du geboren wurdeſt! Deine thörichte Mutter, wie oft hielt ſie bis tief in die Nacht ſich krampfhaft aufrecht, während ſie und du ſo gern geſchlafen hätten! Aber es war ja unmöglich, die Einladung abzulehnen, nicht zu erwidern, ſich zurück zu ziehn! Dein junges Leben kam ſo wichtigen Intereſſen gegenüber nicht in Betracht. Mit Migräne und einſeitigem Kopfweh, dem Privilegium der Vornehmen, kamſt du zur Welt.

Blaues Blut nennen sie die wässerige Flüssigkeit in deinen Adern, und dein Stammbaum ist eine Anweisung auf eben so viel Krankheiten, als er Ahnen zählt. Wohl dem, dessen hohe Mutter sich dann wenigstens entschließt, ihrem Kinde eine kräftige Amme zu suchen. Die deine, kleiner Freiherr, war nicht so weise. Die bleiche, schwächliche Frau, die für sich selbst nicht Blut genug hat, konnte sich nicht entschließen, sich von dir zu trennen, und was sie dir nicht leisten konnte, sollte nicht gute Milch aus dem Stalle, sondern sollten Süppchen aus der Apotheke dir ersetzen. Während die Kinder des Gärtners draußen unter deinen Apfelbäumen lagen, wurdest du gehütet vor jeder Zugluft. Aber deine Schwäche hinderte dich nicht, vom ersten Tage an deine gesellschaftlichen Pflichten pünktlich zu erfüllen. Wer zählt die Freundinnen, Tanten, Vettern, Basen, Freunde, Bekannte, Gönner und Schützlinge, die da kamen, dich zu bewundern, und dich wenigstens im Schlafe sehen mußten, als ob Kinderträume der Stille weniger bedürften als die der Erwachsenen. Während die Zwillinge deines Gärtners ruhig den Himmel anstarrten und ein Loch in die Welt guckten, warst du der Amüsirvogel für deine Tanten, und augendienerische Clienten spielten mit dir vom Morgen bis zum Abend, stachelten dich immer wieder auf, überreizten dein junges Gehirn, und wunderten sich dann, daß du so wenig schlafen wolltest. Da fingst du nun eines Morgens, nachdem sie dir wieder das Apothekersüppchen in den Magen geschüttet hatten, seltsam zu grimassiren an; deine Glieder

verrenkten sich, und die Augensterne kehrten sich nach oben. Die gnädige Frau sank fast an der Wiege nieder vor Schreck, die Kinderfrau aber sprach ängstlich: „das sind die Gichter.“ Alsbald flog ein Diener durch den Garten nach der Landstraße und jagte, als ob es sein Leben gelte, nach der Stadt, um Hülfe zu holen. Wer ist es, der in dem geschlossenen Wagen jetzt über die Brücke rollt? Warum kommen alle Vögel im Parke in Aufruhr, als ob eine Weihe auf sie niedergestoßen oder eine Katze den Baum zu erklettern sich anschicke, wo sie ihre Nester gebaut? Nur die Krähen krächzen so freudig, als ob es ein Fest gebe. Braunrothe Buchfinken setzen sich auf den Baum vor dem Fenster des kranken Kindes und rufen: „Laß ihn nicht, nicht ein liebes Kindchen!“ Die kleine Grasmücke zirpt: „flieh, flieh“ und wieder „flieh, flieh!“ Die Wachteln im Busche sträuben ihr braun und schwarz gemustertes Federkleid und schelten: „Schwere Noth, schwere Noth! Kommt der Tod? Kommt der Tod?“ Und schadenfroh lärmen die häßlichen Krähen und kreisen um die Baumwipfel über dem Gartenthore, wo der Doktor anfährt. Nun wahre dich, kleiner Junker, nun erst ist die Stunde der Gefahr gekommen! Schütte alles aus, was er dir einrührt, bei Gefahr deines Lebens! Der finstere, geschlossene Wagen macht Halt, und ein schwarzer Schatten fällt über den sonnigen Vorgarten des Schlosses. Die Raben sehen, wie in dem dunkeln Busche ein Gerippe mit der Sense lauernd sich erhebt und dem Doktor freundliche Blicke aus den leeren Augenhöhlen zuwirft.

Der Hausarzt, den der Diener durch den Garten zur Pforte geleitet, ist ein alter Herr mit fadem Lächeln und einem selbstgefälligen, wichtigthuenden Gesichte. Er ist stark parfümirt, und große Berloquen hängen an der schweren Uhrkette. In der Hand trägt er ein Rohr mit goldenem Knopfe, den er zuweilen an sein wohlrasirtes Kinn drückt, um sich ein nachdenkliches Aussehen zu geben. Sein Knopfloch ziert eine Rosette von Ordensbändern verschiedener Potentaten, die er von Krankheiten kurirt hat, die sie niemals hatten. Er hat drei Späße, die er mit jedem Kinde macht, und hat die Gewohnheit, die Kleinen auf den Arm zu nehmen, um ihnen so die Krankheiten, die er von der benachbarten Krankenstube in den Falten seines Gewandes trägt, um so sicherer zu vermitteln. Zuweilen küßt er sie auch, namentlich wenn er selbst den Schnupfen hat. Hat die Köchin einen kranken Finger, so erkundet er umständlich, woran ihr Großvater gestorben ist. Ist die Baronin krank, so läßt er sich täglich ihren Küchenzettel vorbeten, und verbietet, was er gestern erlaubt, und erlaubt, was er gestern verboten hat. Sie wundert sich dann, aber ein berühmter Arzt darf sich schon etwas gestatten. Heute will sein Besuch kein Ende nehmen. Ein Diener fährt im Wagen des Arztes nach der Apotheke, von wo er mit einer Last von Arzneien zurückkehrt. Endlich nach zwei Stunden zeigt der Lärm der Vögel, daß der Doktor das Haus verläßt.

„Fort, du Schuft, fort, du Schuft!" ruft die Wachtel. „Geh, Geh!" schreit das Schwarzköpfchen, und selbst der

große Neufundländer erhebt sich von seinem sonnigen Platze an der Schloßtreppe, bellt zornig, und wendet dann verächtlich dem alten Herrn den Rücken. Der brave Gärtner, der beschäftigt ist, den Granitsand im Vorgarten zu ebnen, läßt seinen Rechen sinken, und indem er sich hinter den Ohren kraut, sagt er bedenklich: „Jetzt haben sie ihn gerufen, nun sollen sie sehen, wann sie ihn wieder los werden."

„Ja, Herr Glimm", erwiderte der Kutscher, der aus dem Teiche des Springbrunnens Wasser schöpfte für seine Pferde, „die Art ist wie die Wanzen, wo sie sich einmal festgesetzt haben, sind sie so leicht nicht wieder zu vertreiben." Und so sieht denn die bleiche, junge Baronin den alten Herrn täglich kommen und gehen. Er verordnet Kräuterbäder zur Stärkung, Tränkchen zur Beruhigung, Einreibungen zur Geschmeidigung, Pülverchen gegen die Gährung, und bald ist kein Theil mehr an der armen kleinen Kreatur, der nicht medizinkrank wäre. Im Winter wird das Kind schlimmer und schlimmer und mit ihm ist die zarte Mutter zum Schemen abgemagert. Sie hört nichts, sie kümmert sich um nichts als um ihr wimmerndes Kind. Der Baron kommt schon lange nicht mehr in die Krankenstube, da er mit der Behandlung seines Söhnchens nicht einverstanden ist, aber erfahren hat, daß jede Einrede die schwache Frau in eine gereizte Löwin verwandelt, die meint, man bedrohe ihr Junges. Allein sitzt sie in der verdunkelten Stube neben der Wiege und betrachtet mit Todesangst die zuckenden Händchen und die eingesun-

kenen, fiebernden Augen des Kleinen. Da ſchleicht eines Abends die Kinderfrau, eine runzlige Greiſin mit ſauberer, weißer Haube, leiſe in's Zimmer und ſagt: „Gnädige Frau, des Gärtners Weib iſt draußen und wünſcht die Frau Baronin zu ſprechen.“

„Ich kann jetzt nicht“, erwidert dieſe unwillig. „Du ſiehſt doch, daß das Kind ſchlimmer iſt als je.“

„Das ſagte ich ihr“, antwortete die Kinderfrau, „aber ſie meinte, eben wegen des Kindes komme ſie.“

„So laß ſie eintreten“, antwortete die Baronin nach einigem Beſinnen. Die zur Zeit etwas volle Geſtalt der ſtattlichen Gärtnerin mit dem geſetzten matronenhaften Weſen erſchien alsbald unter der Thüre, aber ſie mußte ihr Auge erſt an die hier herrſchende Dunkelheit gewöhnen, ehe ſie die Baronin entdeckte, die wie ein weißes Phantom hinter der Wiege ihres Kindes ſtand.

„Was bringen Sie, Frau Glimm“, ertönte nun die Anrede der gnädigen Frau, nicht ohne einen Ton der Ungeduld in der Stimme. Die Gärtnerin trat ihr ruhig näher mit der beſcheidenen Feſtigkeit einer Frau, die nichts für ſich ſucht und nichts für ſich will, die aber entſchloſſen iſt, eine Pflicht zu erfüllen. „Die Frau Baronin wollen es mir nicht für ungut nehmen“, begann ſie, indem ſie mit der Hand ihre ſaubere Schürze glatt ſtrich, „es hat mir aber keine Ruhe gelaſſen, wenn ich dachte, das Kind könnte vielleicht geſund werden, wenn ich nur den Muth hätte, den Mund aufzuthun. Die gnädige Frau wiſſen ja, daß ich bei dem Herrn Kommerzienrath diente, wo

alle Kinder durch den Herrn Medizinalrath behandelt worden sind, und sind alle gestorben.“ Die junge Mutter zuckte zusammen, aber die Gärtnerin fuhr ruhig fort: „Damals sah ich zu, wie er die Kleinen zu Tode kurirte. Die Mutter der Frau Kommerzienräthin sagte freilich: „die einzige Medizin für ein krankes Kind ist eine gute Amme.“ Aber der Herr Kommerzienrath war wie vernarrt in den Medizinalrath und sagte, er dürfe ihn nicht beleidigen, denn er sei der Leibarzt des Königs. So verlor er lieber seine Kinder als die Gunst des Hofs. Ich war in jenen Tagen noch ein junges Ding und mußte bei Allem still sein. Aber jetzt, da ich selbst Kinder habe, die gedeihen, wollte ich nicht schweigen, damit ich mir nicht später einmal sagen muß, hättest du den Mund aufgethan, so lebte der junge Herr vielleicht noch heute.“

Während sie so redete, ward sie sehr ernst, was aber dem wohlwollenden Ausdruck ihres blühenden Gesichtes, das ganz von den freundlichen klaren Augen beherrscht war, keinen Abbruch that. Die bleiche junge Mutter erwiderte nichts und schaute starr vor sich hin. Das Alles hatte ihr ihr Mutterherz seit Wochen selbst gesagt, aber sie hatte nicht den Muth gehabt, ihre Meinung dem berühmten Arzte gegenüber zu verfechten, und der Gedanke, ihr Kind einer Amme auszuliefern, war ihr um so unerträglicher, als sie ihren Mann mit der gleichen Zumuthung leidenschaftlich abgewiesen hatte.

Aber die einfache Frau, die da vor ihr stand, mit ihrer stattlichen matronenhaften Gestalt, hatte etwas

Mütterliches in Blick und Haltung, was Zutrauen erweckte. Die Baronin kam sich fast kindisch und unreif vor gegenüber dieser verständigen Frau, die keine zehn Jahre älter war als sie. Diese aber fuhr freundlich fort: „Ich kann wohl sagen, daß es meine eigenen Kinder sind, die mich schicken. Wie sie so satt und rosig da lagen und mich anblinzten mit ihren lieben hellen Augen, da fiel es mir plötzlich schwer auf's Herz, daß es dem Kinde meiner Herrschaft, das doch am gleichen Tage geboren ward, so schlecht gehe. Es schien mir fast ein Unrecht, daß mir meine Kinder alle Tage ihres Lebens nur Freude gemacht haben, und für die gnädige Frau war jeder Tag Sorge und Angst. Und wir sind doch arme Leute, und Sie sind vornehm und reich. Da war es mir, als ob ich mich meines Glückes nicht mehr freuen dürfte, wenn ich nicht zuvor auch hier geholfen, daß Alles in Ordnung komme."

In dem Gesichte der Baronin ging eine Aenderung vor sich. Der Eigensinn, ihre hervorragendste Eigenschaft, schien das Feld zu behaupten, und als sie sich aufrichtete, war sie wieder die gnädige Frau, die keiner Hülfe bedarf. Aber noch ehe sie zu Wort kam, trat die Kinderfrau hart an sie heran. Ihr gutes altes Gesicht schaute ängstlich aus der großen weißen Haube, und sie flüsterte leise: „Gnädige Frau, geben Sie ihr das Kind. Als ich vorhin von dem Dachboden, wo ich die Wäsche aufhing, nach den Tannen an der Parkecke sah, erhob es sich zwischen den dunkeln Bäumen wie eine weiße Gestalt. Es war

die Brunnenfrau, und das Geſpenſt ging treppab gegen das Schloß zu, nicht wie ſonſt, nach dem Weinberge."

Die Baronin trat entſetzt zurück und winkte unwillig mit der Hand. „Unſinn", wollte ſie ſagen, aber es lief ihr eiskalt über den Rücken.

„Man ſoll an ſolchen Spuk nicht glauben", fuhr die Kinderfrau fort. „Es ſei der Abendnebel, ſagt der Herr Pfarrer, aber ich kann mir nun einmal nicht helfen, wenn ich die Geſtalt ſehe, überläuft es mich kalt. Es ſei, was es ſei, ich weiß nur, daß ich nun vierzig Jahre im Schloſſe bin, und ſo oft die Müllerstochter aufſtieg über dem alten Brunnen, hat ſie uns ſtets etwas Schlimmes gebracht."

Das Kind zuckte jetzt wieder und ſchlug mit den Händchen hart gegen die Wiege. Dann fing es in kurz abgebrochenen, ſtoßenden Tönen zu weinen an. Unſchlüſſig ſtand die junge unerfahrene Mutter mit gefalteten Händen vor dem armen Weſen, das dem Tode geweiht ſchien. Da trat die Gärtnerin kurz entſchloſſen zum Fenſter und ſchlug die Vorhänge zurück. Das gedämpfte Licht des ſcheidenden Tages fiel auf die abgezehrte Geſtalt der Baronin, die mit ihren ſpärlichen blonden Flechten und dem bleichen Angeſicht neben der kräftigen Frau aus dem Volke ein Bild kläglicher Verkümmerung darbot. Das ſonnenverbrannte junge Weib beugte ſich über das wachsgelbe Püppchen in der Wiege, das zu ſchreien fortfuhr und dazwiſchen gierig an ſeinen Händchen lutſchte. „Er hat Hunger", ſagte ſie entſchloſſen, nahm das Kind heraus, ſetzte ſich auf einen Schemel und reichte, ohne weiter zu

fragen, dem hungernden Kleinen die Bruſt, der dieſelbe auch ſofort annahm. Die Baronin legte ihr bleiches Geſicht in ihre durchſcheinenden magern Hände und ließ Alles über ſich ergehn.

Nach einer Weile klopfte es raſch an die Thüre und der Medizinalrath trat ein. Nachdem er einen kurzen verwunderten Blick auf die Gruppe geworfen, ſagte er mit einem ſüßlichen Lächeln: „Ah, Sie haben ſich entſchloſſen. Ich wagte Ihnen das nicht vorzuſchlagen, aber das Beſte iſt es freilich.“ Frau Glimm fuhr in ihrem Geſchäfte fort, als ob der Arzt gar nicht da wäre, und nur die ſtrenge Falte auf ihrer Stirne vertiefte ſich etwas. Der Geheimrath beachtete ſie weiter nicht, und nachdem er noch eingeſchärft, mit ſeinen Mixturen pünktlich fortzufahren, empfahl er ſich ungewöhnlich ſchnell wieder, ſeinen Verdruß als gewandter Weltmann unter vielen höflichen Worten verbergend. Der Knabe, den die hülfreiche Gärtnerin nun wieder in die Wiege legte, fiel alsbald in einen feſten und geſunden Schlaf, während Frau Glimm, als ob es ſich von ſelbſt verſtehe, in ihrer ruhigen beſtimmten Weiſe alle Medizinkolben und Salbentöpfe in die dunkelſte Ecke des Waſchtiſches ſchob, überhaupt in der Stube aufräumte und für Alles eine zweckmäßigere Ordnung herſtellte. Als dieſe Arbeit gethan war, ließ ſie mit einem zufriedenen Kopfnicken noch einmal ihr Auge durch das Zimmer gehn, und nun wurden die beiden jungen Frauen bald miteinander einig. Frau Glimm wollte ihre Zwillinge abgewöhnen und alle drei

Stunden herüberkommen und den kleinen Junker nähren. Die Arzneien des Medizinalraths wurden pünktlich gemacht, aber von der resoluten Frau Glimm eben so pünktlich zum Fenster hinausgegossen. Endlich kam der eitle Herr hinter diesen Sachverhalt und nun erschien er seltner, und da Frau Glimm ihm sehr unverblümt andeutete, sie bringe das Kind schon allein durch, blieb er vorerst ganz weg.

Der Knabe erholte sich allmählich, aber während die Zwillinge an freier Luft bei ihrem Sandhaufen saßen und mit Holzschüsselchen Kuchen buken, wurde der kleine Dulder vom Schlosse höchstens tief verschleiert in der Sonne hin- und hergetragen und die gnädige Frau trippelte ängstlich bald vor ihm, bald neben ihm, um zu spähen, ob kein Zuglüftchen ihn berühre. Gelegentlich kam auch der Pfarrer wieder auf das Schloß und ließ sich den Junker zeigen, aber er schüttelte mißbilligend den Kopf, und indem er seine Augenbrauen in die Höhe zog und über die silberne Brille hinweg die Baronin fixirte, legte er sein freundliches altes Gesicht in bedenkliche Falten. „Der junge Herr muß mehr an die Luft", sagte er entschieden.

„Er zahnt jetzt", erwiderte die bleiche Mutter seufzend, indem sie das Kind wieder tief in seine warme Wiege steckte.

Der Baron aber strich sein glattes, sein polirtes Haupt und indem er seine eigenen magern Beine durch sein Augenglas betrachtete, und dann wieder seinen Schnurrbart drehte, sagte er in schnarrendem Tone: „Ge-

ſtehen Sie, mein lieber Herr Prediger, daß Ihrem lieben Gotte die Zähne gründlich mißrathen ſind. Unter Schmerzen bekommen wir ſie, unter Schmerzen wechſeln wir ſie, und noch haben wir die letzten nicht, ſo quälen uns ſchon die erſten wie das hölliſche Feuer."

„Da Gott ſie gemacht hat", erwiderte der Pfarrer ernſt, „ſo werden ſie auch gut geweſen ſein, bis die Menſchen durch ihr laſterhaftes Leben ſie verdarben."

„Woher wiſſen Sie, daß Gott ſie gut gemacht hat?" lachte der Baron mit ſeiner hölzernen Stimme. „Sie laſſen freilich die Kinder lernen, Eigenſchaften Gottes ſind Weisheit, Güte, Vollkommenheit und ſo weiter, und beweiſen das aus der Herrlichkeit ſeiner Werke, aber wenn ich an die Zähne meines Kindes und die meiner Frau und die meinen denke, könnte ich gerade ſo gut ſagen, ſeine Eigenſchaften ſind Ungeſchicklichkeit, Freude an der Qual der Kreatur und ſo weiter."

„Sie vergeſſen nur die Gerechtigkeit", erwiderte der Pfarrer gelaſſen. „Hätten die Väter ihre Kraft nicht vergeudet, ſo würden die Kinder tauſend Leiden weniger haben."

„Ah, die Väter haben Herlinge gegeſſen", ſpottete der Gutsherr, „und den Söhnen werden die Zähne ſtumpf. Aber iſt das Gerechtigkeit, daß mein Kind meine Sünden büßt und ich die meines Großvaters?"

„Es iſt gerechte und ſchwere Strafe für die Eltern, ihr Kind durch *ihre* Sünde leiden zu ſehen", ſagte der Pfarrer in ſehr beſtimmtem Tone. „Das iſt Gottes Gerechtigkeit bei der Sache. Gottes Liebe aber erweiſt ſich

darin, daß er dem Kinde das Leben nicht ſo leicht macht als es den Alten geweſen iſt, damit es nicht in Gefahr gerathe, auch ſo leichtſinnig zu werden wie ſeine Vorfahren. Dann wird dem Knaben innerlich zehnfach erſetzt werden, was er jetzt äußerlich erduldet."

Die Baronin ſchaute den Pfarrer mit zuſtimmenden Blicken an. Der ſtrafende Ton, den er gegen ihren Gemahl anſchlug, war ihr wahrhaft entzückend. Auch freute es ſie, daß der würdige Mann Nik's ſchlechte Geſundheit dem Vater zur Laſt lege und nicht ihr. Die Freudigkeit, mit der ſie ihm beim Abſchiede die Hand reichte, hatte faſt etwas Triumphirendes. „Möge Ihre Vorherſagung ſich an Nik erfüllen", ſagte ſie. Der Baron griff mit einer Grimaſſe nach ſeinem Feuerzeuge, um ſich eine Cigarre anzuzünden. „Ein grober Bauer", brummte er verdroſſen, noch ehe die Thüre ſich völlig hinter dem Pfarrer geſchloſſen hatte.

„Warum forderſt Du ihn immer heraus?" erwiderte die Baronin. „Du wirſt Dir doch keinen Prediger wünſchen, der ſolche Reden, wie Du ſie führteſt, ruhig hinnimmt?"

„Es iſt aber doch Unſinn zu ſagen, mein Kind leide mit Recht darunter, daß ich etwas raſch gelebt habe. Nik hat mich doch nicht freiwillig zum Vater gewählt!"

„Weißt Du das ſo gewiß?" ſagte die Baronin. „Ich möchte wohl wiſſen, was ſie in ihrem Kinderbrunnen träumen, und ob ſie dem Storche nicht ſagen, wohin er ſie tragen ſoll?"

Viertes Kapitel.

Auf der Weſtſeite des Dorfes, durch die alte Dorfmauer von demſelben geſchieden, lag der Kirchhof. An der Mauer waren die alten Grabſteine derer von Altenbrück eingelaſſen mit ihren gewaltigen Rittergeſtalten und alterthümlichen Inſchriften; nach den drei übrigen Seiten war der kleine Gottesacker durch einen lebendigen Hag von Weißdorn eingefriedigt, der ſoeben ſeine erſten grünen Blättchen ausgetrieben hatte. Die Gräber lagen eng beiſammen, mit hölzernen Kreuzen beſteckt, die ſich nach rechts und links geneigt hatten und oft halb verſunken über ihren unregelmäßigen Hügeln ſich erhoben. Nur hier und da war eine Ruheſtätte ſauber mit Stein eingefaßt und durch ein Denkmal bezeichnet. Aber der Frühling hatte über dieſen kleinen Raum ſeine Blüthen mit doppelt vollen Händen ausgeſtreut. Der Raſen war überſät mit einem Sternenmeere von Maßliebchen. An der Mauer wucherte die röthliche Anemone und glänzte hoher Seidelbaſt mit karminrothen Blüthen. Um die vornehmen Gräber erhoben, ſchön gereiht, gelber Krokus und weiße Schneeglöckchen ihre Häupter, wie der Schloßgärtner

sie sorglich gepflanzt hatte. Die blaue Meerzwiebel und gelbe Primeln standen büschelweise in den Ecken beisammen, und der weiße Schlehbusch und die gelbe Blüthe der Kornelkirsche hoben sich so lustig von dem schönen Frühlingshimmel ab, daß die Sonne ganz vergaß, daß es der Ort des Todes war, den sie mit ihren fröhlichen Strahlen überschütte. Ringsum blauten in goldenem Dufte die welligen Hügel und Berge, und der silberne Strom wanderte fröhlich durch grün aufstrebende Wintersaat und frisch umgebrochene Aecker. So sah auch der Friedhof freundlich und einladend aus, wenigstens überall, wo nur ein bischen Liebe die grüne Ruhestätte geschmückt hatte.

Nur von einem Orte, zwischen dem Kirchhofthore und der Dorfmauer, wendete sich das Auge sofort wieder erschrocken ab, wenn es zufällig in diesen Winkel gefallen war. Eine dreifache Reihe ganz kleiner Kindergräber erhob sich dort. Zum Theile waren sie gar nicht bezeichnet, auf andern stand ein Kreuzchen, nur auf wenigen hatte eine verschämte Hand, wie verstohlen, einen Kranz niedergelegt. Wo ein Name zu lesen war, war es immer nur ein Vorname. Im Verhältniß zu der geringen Gräberzahl des engen Friedhofs war es eine ganz unverhältnißmäßige Anzahl dieser kleinen, neu aufgeworfenen Hügel. Es waren das die Gräber der vaterlosen Kinder, die Niemand besuchte, Niemand schmückte, an die die Mutter nur mit Beklemmung dachte, und nur allzuoft mit Erbleichen und böser Gewissensangst.

Verließ man durch das stets offen stehende Thor den

Kirchhof, ſo ſah man an die andere Seite der Mauer eine Reihe von alten Gebäuden angeklebt, in denen arme Leute wohnten, denn wer ſonſt hätte in der nächſten Nähe der Todten hauſen mögen? Dieſen zerfallenen Hütten war die Rückſeite der beſſern Häuſer zugekehrt, ſo daß eine einſame ſchmale Gaſſe entſtanden war, die ſchlechtweg den Namen trug: „An der Dorfmauer.“

Es war ſtill in dem ohnehin ſpärlich bewohnten Sträßlein, denn der Sonntagnachmittag hatte die wenigen Bewohner zum Bettel oder zum Spiele hinausgeführt an die Landſtraße oder hinüber in die Stadt. Eine einzige Perſon der ganzen Einwohnerſchaft ſchien an jenem Tauftage, von dem wir erzählten, hier zurückgeblieben zu ſein. Am Ende der Straße ſaß vor der Thüre eines verfallenen alten Gebäudes eine grell gekleidete, nicht mehr ganz junge Dirne. Sie ſchien ſich zur Abreiſe bereit zu halten, denn ſie hatte einen großen Reiſeſack neben ſich und einen zerknitterten, aber auffallend geſchwungenen Hut mit einer alten Feder auf dem Kopfe. Ihre Augen lagen tief zwiſchen den verſchwollenen Lidern und gaben dem gemeinen Geſichte etwas Müdes und Mürriſches. Verdroſſen ſchaute ſie die ſchmutzige ſchmale Gaſſe entlang, als ob ſie noch Jemanden erwarte.

„Wenn die alte Hexe jetzt nicht kommt“, ſagte ſie zornig, „ſo gehe ich, ohne das arme Wurm noch einmal geſehen zu haben. Am Ende iſt es auch beſſer ſo.“ Trotz dieſer Worte aber blieb ſie ſitzen und ſchaute ſtumpf vor ſich hin. „Wer weiß“, murrte ſie in ſich hinein,

„ob die Mittel, die die Braunin ihr gegeben, wirken. Am Ende ſtirbt das Kind nicht, und dann habe ich vielleicht einen Blödſinnigen zu verſorgen, den ich gar nie los werde. Es wäre beſſer, ſie gäbe es auf, nachdem Käthchen alles gehört hat.“

Bei dieſem Gedanken ſchaute ſie ängſtlich in die große dunkle Stube hinter ſich, wo ein Kinderbett ſtand. Starr blieben ihre Augen an dieſer Bettſtelle hängen, als ob ſie ein unheimliches Geheimniß berge.

Nicht viele Nächte war es her, daß ſich dort an dem kleinen Bette eine Scene zugetragen, die dem verlorenen Weibe jetzt wieder deutlich vor die Seele trat. Sie ſelbſt ſaß aufrecht auf ihrem Bette und ſtillte unmuthig das Kind, das durch ſein bösartiges Geſchrei ſie und die Mutter geweckt hatte. Die Alte hatte das Licht, das in einer Flaſche ſteckte, angezündet und murrte über die Störung ihrer Nachtruhe. „Thue, was ich Dir ſchon lange rieth“, ſagte die Greiſin erboſt zu ihrer Tochter. „Die Braunin hat mir geſtern gegen ſchweres Geld die Körner gegeben, wenn Du die dem Kinde in ſeiner Milch kochſt, ſo geht es langſam zurück und löſcht aus und der Doktor kann Dir nichts beweiſen.“

„Laß' mich in Ruhe mit Deiner Braunin“, erwiderte die Tochter zornig. „Mir hat die alte Hexe auch geſagt, ich ſolle von dem Buſche hinter der Kirchhofthüre eſſen, und was half es mir? Krank bin ich geworden und habe ein Siebenmonatkind, das den geſchlagenen Tag ſchreit und weder leben noch ſterben will.“

Eigentlich war es der Dirne ſo ernſt nicht mit dieſen Worten. Die Alte mochte thun, was ſie wollte, aber zu wiſſen brauchte ſie es nicht, denn ihr Gewiſſen war ſchon genug belaſtet.

„So mache es wenigſtens wie die Krautin mit ihrem Mädchen", fuhr die Verſucherin fort. „Der Krüppel bringt ihr alle Tage ein paar Mark ein. Wir lockern dem Buben die Gelenke, daß man die Aermchen nach hinten drehen kann, und dann bettle ich mit ihm im ganzen Lande."

„Thut es weh?" fragte die Mutter ſtumpf.

„Was kümmert's Dich", erwiderte die Alte. „Er ſchreit ja ſo wie ſo den ganzen Tag." Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber das Wort erſtarb ihr im Munde. Ihre rothen, vom Trunke blutunterlaufenen Augen traten ihr weit aus dem fahlen Geſichte und ſie ſtarrte erſchrocken nach dem Lager der kleinen Käthchen, der fünfjährigen Schweſter des verhaßten Schreihalſes, die ſich plötzlich aus ihrem Bette aufrichtete.

„Wenn ihr dem kleinen Kinde etwas thut", rief das Mädchen, „ſo ſage ich es dem Polizeidiener. Die Kinderlehrerin hat mir ausdrücklich geſagt, ich ſolle gut aufpaſſen, damit das Brüderchen nicht zu den zwei andern auf den Kirchhof komme."

Die beiden Weiber wechſelten erſchrockene Blicke. „Willſt Du ſchlafen, Du Kröte!" fuhr jetzt die Alte auf, indem ſie einen Schuh vom Boden aufnahm und nach der Enkelin warf. „Ich ſchlage Dich todt, wenn

Du noch eine Silbe redeſt.“ Die Kleine aber hatte ſich unter ihre Decke geſteckt und nur noch gerufen: „Ihr wißt es jetzt, was ich thue, wenn ihr das Kind mit einem Finger anrührt.“ Die Großmutter wollte darauf in blinder Wuth das Mädchen mißhandeln, aber die Tochter hinderte es. Unter Flüchen und Schimpfreden hatte dann das böſe Weib das Licht gelöſcht und war wieder zu Bett gegangen, während die Junge in Furcht und Reue kein Auge ſchloß. Das war der Grund, warum das geputzte Weib von Zeit zu Zeit ſo ängſtlich in die Stube zurückſchaute und nach der kleinen Bettſtelle ſchielte. „Der Balg bringt uns noch beide in's Zuchthaus oder gar an den Galgen“, murmelte ſie. Und wieder verſank ſie in entſetzliche Erinnerungen an frühere kleine Weſen, die in dem gleichen Bette langſam dahingeſiecht waren, und dann wanderten ihre Gedanken nach dem Platze in der Kirchhofecke, wo die kleinen Gräber lagen, ſo daß ſie vor Angſt und Noth ſich nicht zu laſſen wußte. Dieſe Erinnerungen laſteten wie Blei auf ihr. Sie wollte weggehn und konnte doch nicht, denn ſie wußte, daß ſie mit ihrem Wegſchleichen die Mutter zu einem Verbrechen ermächtige.

Um die Ecke der ſchmalen Gaſſe wurden jetzt Schritte laut. Die Horcherin fuhr zuſammen. „Wenn Käthchen geplaudert hätte und es wäre der Büttel, der mich in's Gefängniß abholte“, ſo fuhr es ihr durch den Kopf. Aber das waren keine Männerſchritte; es war die Mutter. Doch wie ſeltſam ging ſie! Sie hielt das Kind

ungeschickt in den Armen, während sie schwankenden Ganges an den Häusern hinschlich und zuweilen an dieselben anstieß.

„Du wirst ihm den Kopf an der Wand einrennen", sagte die Tochter, „dann kann ich das Geld für die Engelmacherin sparen."

„Ich thue es nicht zu der Braunin", erwiderte die Alte lallend. „Ich behalt' ihn, meinen Schatz", sagte sie, das Kind an sich drückend.

„Oho, lauten die Glocken plötzlich so?" erwiderte die Junge verwundert. „Gestern schaltest Du ja, daß Du das Mädchen nicht satt bekämest, und jetzt willst Du auch den da behalten?"

„Ich behalte ihn", stammelte das betrunkene Weib, „ich ziehe ihn auf."

Die Tochter schaute sie scharf an: „Wer gab Dir das Geld für Deinen Rausch?" fragte sie nach einer Weile mürrisch.

„Ich nahm's von dem Ziehgeld", lachte die Betrunkene.

Die Junge aber sprang auf, und eine Fluth von gemeinen Schimpfreden entströmte ihrem Munde. „Dafür also habe ich das Geld zusammengespart", rief sie, „daß Du es durchbringst, alte Säuferin."

„Sachte, mein Schatz", lachte die Alte, „sachte. Der Baron gibt mir monatlich das Doppelte, damit ich den kleinen Hund da aufziehe. Da hab' ich mir's anders überlegt."

Die Tochter riß die Augen weit auf und sah in ihrer

Verwunderung noch etwas gemeiner aus als zuvor. „Der Baron?“ fragte ſie ungläubig.

„Der Baron“, äffte die alte Hexe ſie nach. „Große Herrn haben ihre Einfälle. Er bezahlt es und ich beſorge Alles.“

„Wie Du willſt“, ſagte das junge Weibsbild, indem ſie ſich erhob. „Ich war nie dafür, ihn zur Braunin zu tragen. Auch die Früheren haſt Du zu verantworten. Aber Du weißt, daß ich nichts weiter beitragen kann. Jetzt gehe ich in die Reſtauration, denn am Abende muß ich wieder aufwarten.“ Damit trat ſie an das Kind heran, das in tiefer Betäubung lag. Vorſichtig nahm ſie ihm den Sauglappen aus dem Munde. „Wenn es Dir ernſt iſt mit dem Aufziehn“, ſagte ſie dann zu der Alten, „ſo gib ihm auch keine Mohnkörner. Einen Simpel will ich nicht heranfüttern, hörſt Du“, und ſie gab ihrer Mutter einen Stoß in die Seite, daß dieſe aufſchrie. Dann nahm ſie ihren Reiſeſack und kehrte der Alten den Rücken. Nach ein paar Schritten wendete ſie ſich aber wieder um und rief: „Morgen früh kannſt Du ihn mir hinüber bringen, ich gebe Dir dafür zu eſſen. Vom Sonntag Mittag bleibt in der Gartenwirthſchaft immer viel übrig, und der Wirth iſt nicht genau, wenn ich ihm ſonſt den Willen thue.“

Damit ging ſie raſchen Schrittes weiter, während die Alte mit dem Knaben in ihre dunkle Höhle zurückkroch. In einer unordentlichen, ſchmutzigen Stube des Erdgeſchoſſes warf ſie das Kind auf ein Bett und legte ſich

neben dasſelbe. Der Dienſt, den dem armen Säugling die Mohnkörner thaten, leiſtete ihr der Alkohol, den ſie genoſſen, und beide ſchliefen feſt, bis am hellen Morgen die kleine Käthe, die zur Schule wollte, Lärm in der Stube machte, und die Alte unter Schelten auf das Mädchen ſich ermunterte.

Unter ſo traurigen Ausſichten that das vierte Sonntagskind ſeinen erſten Schritt in's Leben, und wenn die Nachbarn davon redeten, welchen Erziehern ihn der liebe Gott anvertraut habe, ſo kamen ſie zu der Vermuthung, er ſei geboren, um gehangen zu werden. Die Meiſten aber tröſteten ſich, die arme Kreatur werde nicht älter werden als ihre vorangegangenen Geſchwiſter. Man hatte dabei nur ein kleines Herz vergeſſen, das einem verwahrloſten, ſchmutzigen, lügenhaften, zum Bettel abgerichteten Mädchen gehörte, aber immerhin ein Frauenherz war, in dem das Leben noch nicht den ſtärkſten Nerv eines ſolchen, das Mitleid, ertödtet hatte. Dieſe Schweſter des Knaben war eine fünfjährige kleine Dirne mit friſchen Backen und kurzen blonden Zöpfen, deren Geſicht einen ſinnlichen, aber gutmüthigen Ausdruck trug. In der Verwüſtung rings um ſie her hatte das kleine Mädchen an das Kind ihr Herz gehängt, und wie ein treues Hundchen wachte ſie über ihm. Sie brachte ihm, was ſie glaubte, daß der Kleine es bedürfe, und wenn die Alte abweſend war, ließ ſich das Mädchen von den Nachbarinnen zeigen, wie man ein kleines Kind behandle. Selbſt auf der Straße aufgewachſen, zehnmal aus der Goſſe gezogen, in der ſie

hätte ertrinken können, zwiſchen den Rädern hindurchpurzelnd, die ſie überfahren wollten, angewieſen ihre Nahrung zu ſtehlen oder mit Lügen liſtig zu erbetteln, im täglichen Kampfe mit Kindern und Alten, hatte ſie in der Schule des Lebens, die für ſie die Schule des Laſters war, mit fünf Jahren eine Selbſtſtändigkeit und Brauchbarkeit erlangt, die doppelt ſo alten Kindern oftmals abging. Je mehr ſie ſich aber mit dem kleinen Knaben abgab, um ſo mehr wuchs er ihr an ihr Herz, das noch zu jung war, um ſchon ganz verdorben zu ſein.

Aber auch bei dem böſen, alten Weibe an der Dorfmauer ſollte die Macht der Angewöhnung ſich bewähren. Zunächſt fütterte ſie das Kind nur auf, um am erſten Monatstage das Geld auf dem Schloſſe abholen zu können, das ſie vertrank. Aber als der Kleine, dankbar für die gereichte Nahrung, ihr zulachte, fing auch ſie an, in ihrer mürriſchen Weiſe mit ihm zu ſpielen. Bald regte ſich in ihrem thieriſchen Gemüthe eine Art von Zärtlichkeit für die kleine Kreatur, die ganz von ihr abhing, und bei ihrem Müßiggange wurde der rothhaarige Knabe ihr zu einem willkommenen Zeitvertreibe. Sie beſchäftigte ſich mit ihm, befühlte ſeine Wangen und Hände, und belauſchte ſeine Bewegungen. Je länger, je mehr gewann der kleine Mann Einfluß auf ſie. Nicht ſie erzog ihn, ſondern er erzog ſie. Seine Wiege leiſe ſchaukelnd, ſtrickte ſie für ihn, das heißt, ſie fing wieder an zu arbeiten, was ſie lange nicht gethan hatte. Wenn er erwachte und ſie anlachte, nahm ſie ihn auf den Arm. Sie

hatte es gern, wenn er ihre hornenen Finger mit seinen kleinen warmen Händchen umschloß und sie mit seiner lustigen Stimme ankrähte. Bald erwies er sich auch als ein nützlicher Partner bei ihrem Geschäfte des Bettelns. Sie wurde nicht oft abgewiesen, wenn sie eine Nachbarin bat, der verhungerten Kreatur ihr Fläschchen zu füllen, und gutmüthige Frauen schenkten ihr so viele abgelegte Kindersachen, daß sie von dem Erlös ihren Branntwein bestreiten konnte. So pflegte sie ihren Hans jeden Tag sorglicher, und hatte die bösen Absichten, die sie ursprünglich mit ihm gehabt, bald ganz vergessen. Käthchen aber, sobald sie aus der Schule kam, packte ihren Rothkopf auf und schleppte ihn hinunter nach dem sonnigen Vorlande des Flusses, wo wackelnde Enten und gackernde Gänse das Kind erfreuten, und das Treiben der Schiffe ihnen beiden eine angenehme Unterhaltung bot. Wenn dann der Kleine jauchzte, und der Schwester mit seinen flachen Händchen in's Angesicht schlug, dann regte sich in ihrem Herzen, ein so böser Range sie auch war, doch etwas wie Mutterliebe, als Ahnung ihrer eigenen höheren Bestimmung, und sie hätte es um die Welt nicht gestattet, daß Jemand ihrem Bruder, wie sie ihn mit dem Stolze einer legitimen Prinzessin nannte, etwas zu leid thue. Hans war jetzt ein hagerer, kleiner Mann mit brandrothen Haaren und sommersprossigem Gesichte. Seine Glieder waren lang und schlenkerten wie die eines Gliedermanns, aber der finstere Blick der weit zurückliegenden Augen hatte etwas Bohrendes und zeigte, daß er geistig nicht

zurückgeblieben war. Alle Verwahrloſung hatte ihn nicht heruntergebracht. Auch die Stunden, die der Kleine allein, in ſeiner Stube eingeſchloſſen, zubrachte, ſchadeten ihm nicht. Er gedieh vom Schreien, ſeine Glieder ſtreckten ſich, er griff feſt zu, und wollte man ihm ſeine Beute entreißen, ſo funkelten ſeine böſen, grauen Augen wie die eines jungen Raubthiers. Wenn die Alte in's Schloß ging, um ihre monatliche Unterſtützung abzuholen, verfehlte ſie nie, den Enkel auf dem Arme mitzubringen. Das nöthigte ſie dann, doch ein Weniges auf Ordnung und Reinlichkeit zu halten, denn je ſauberer ſie ihn brachte, um ſo lieber ſchenkte ihr die Baronin die abgelegten Kleider des Junkers, die freilich dem rothen Dorfteufel viel zu klein waren, die ſich aber leicht in Schnaps umſetzen ließen. Auch ein altes Bilderbuch erhielt ſie für ihn, als er größer war, und Hans unterhielt ſich bei dem einen Buche beſſer als der Junker bei dem Dutzend neuer, die er überſättigt hin und her warf. Ruhig kauerte er im Winter bei den geſchenkten Spielſachen in der Ofenecke, oder er ſchaute auf die Großmutter, wie ſie mit dem Kopfe wackelte, wenn ſie nähte, auf das Stück Wachs, durch das ſie ihren Faden zog, auf den meſſingenen Fingerhut, mit dem ſie die Nadel regierte, er ſchlürfte den letzten Tropfen aus ihrem Branntweinglaſe und duſelte dann bis Käthchen aus der Schule kam und ihn auf die Straße hinausſchleppte. Bereits mit drei Jahren war er ſo ſelbſtſtändig, daß er hinter der übrigen Dorfjugend einherjohlen konnte. Dort fragte Niemand nach ſeiner legitimen

Geburt, ſondern nach ſeinen Fertigkeiten. Die aber mehrten ſich erſtaunlich mit jedem Jahre. Er wußte Schlägen auszubeugen wie eine Katze, kletterte wie ein Eichhörnchen, ſchrie wie ein Waldteufel, und konnte Kirſchen ſtehlen wie ein Sperling.

Die Fortſchritte, die er in dieſer Richtung, leider unter Anleitung Käthchens, machte, verſchafften ihm aber bald einen bedenklichen Ruf. Wenn aus einem offenen Erdgeſchoſſe etwas abhanden gekommen war, ſo erkundigte man ſich ſofort, ob Käthchen Müller mit ihrem Bruder nicht um die Wege geweſen ſei? Man wollte wiſſen, daß der kleine rothe Teufel vornehmen Herren die Taſchentücher aus den Taſchen zu ſtipitzen verſtehe und ſolche ſeiner Großmutter zutrage. Der Polizeidiener hatte auf den ſechsjährigen Knaben ſchon ein eben ſo wachſames Auge wie auf die alten Verbrecher, die aus der Strafanſtalt zurückgekehrt waren, und ſo hieß es bald: der Krug geht zum Brunnen bis er bricht.

Eines Tages trug es ſich zu, daß der kleine Johann Müller in der Speiſekammer eines reichen Bauern erwiſcht ward. Seine Schweſter und Erzieherin hatte mit ihm eine Mauer beſtiegen, wo ſie ſcheinbar harmlos ſpielten. Als dann aber Niemand um die Wege war, hatte die robuſte Dirne raſch den Bruder auf ihren Schultern bis zu einer ſchmalen Luftluke an der Rückſeite des Nachbarhauſes emporgehoben, und Hans war wie ein Marder in die Kammer hineingeſchlüpft, während Käthchen ſich auf die Mauer ſetzte und ſeelenvergnügt

mit den Füßen baumelte. Endlich erſchienen die brandrothen Haare ihres Brüderleins wieder in dem Mauerſpalte, aber nur um mit einem entſetzlichen Wehegeſchrei alsbald wieder zu verſchwinden. Käthchen war bei dieſen Klagetönen ihres Bruders ſofort von der Mauer geglitten, um die Ecke gebogen und hatte ſich geſchickt zu den ſpielenden Kindern am Ufer des Stromes geſellt, als ob ſie ſchon ſeit Stunden nur mit Hafenbauten im Sande, und Turnen auf den Zimmerbalken beſchäftigt ſei. Innerlich aber war ſie natürlich ſehr von der Frage erregt, was ihrem Rothkopfe widerfahren ſein möchte?

„Schläge hat es ſicher geſetzt", dachte ſie, „und am Ende, wenn er nicht ſchweigt, komme auch ich vor den Bürgermeiſter."

Dem Rothkopfe war es wirklich recht ſchlimm ergangen. Er hatte ſich in der Speiſekammer, in die er leiſe hinabgeglitten war, erſt ſatt gegeſſen, bis in ſeinen ausgehungerten jungen Leib durchaus nichts mehr hinein wollte. Dann hatte er alle ſeine Taſchen, die die Großmutter in weiſer Fürſorge ganz ungewöhnlich weit und tief zu machen pflegte, bis oben mit getrocknetem Obſte, Würſten und Speckſchnitten vollgeſtopft. Vorſichtig war er dann auf einen Schrank geſtiegen und leiſe wieder zu der Luftluke emporgeſchlüpft, aber nunmehr fand ſich, daß er mit den übervollen Taſchen die ſchmale Oeffnung nicht mehr paſſiren konnte. Indem er ſich vergeblich abarbeitete, ſtieß er rückwärts eine Schüſſel von dem Schranke, auf dem er ſtand. Ueber dem Lärm trat der Bauer ein,

der gerade in das Haus zurückgekehrt war. Sein erstes war, den kleinen Einbrecher von hinten mit dem Stocke zu bearbeiten, den er in der Hand trug. Unter mächtigem Wehegeheule war der junge Verbrecher herabgesprungen, um durch die gegenüberliegende offene Thüre zu entwischen. Aber der Bauer ergriff ihn,. bläute ihn nochmals tüchtig durch, und übergab ihn sodann dem Polizeidiener, der eiligst herbeigerufen worden war.

Damit brach über die Familie an der Dorfmauer ein lange verdientes Strafgericht herein. Die ungewöhnlichen Taschen des jungen Hans warfen ein schlimmes Licht auf die Erziehungsgrundsätze der alten Müllerin. Um ein Haar wäre sie als Diebshehlerin dem Gerichte überliefert worden. Jedenfalls konnte man ihr die Erziehung der Kinder nicht länger überlassen. Der Pfarrer fand für Käthchen, deren Betheiligung an dem Diebstahle nicht erwiesen werden konnte, einen leichten Dienst, wo man sie unterbrachte, denn die Mutter hatte sich aus der Gegend verzogen, und war auch nicht danach, daß man ihr die Kinder hätte nachsenden mögen. Es fragte sich nur, was mit dem rothen Hans geschehen solle? Der Gemeinderath war zuerst der Meinung, Alles beim Alten zu lassen, aber die entrüsteten Nachbarn entrollten ein solches Register von Schandthaten des kleinen Sünders, daß der Bürgermeister vorschlug, man solle ihn einer benachbarten Rettungsanstalt anvertrauen, und der Baron solle dieser seinen Erziehungsbeitrag auszahlen statt der alten Müllerin, deren Einfluß der Knabe entzogen werden müsse.

Das war nun aber dem Pfarrer nicht recht. Er wünſchte die Unterbringung des Buben bei einem ehrbaren Meiſter, da ſolche Tugendſpiegelfabriken, wie er ſich ausdrückte, den Jungen nur die Köpfe verdrehten. Er habe ſchon mehr als ein verkehrtes Reſultat bei jener Anſtalt erlebt. Aber die Gemeinderäthe fanden es am bequemſten, den elternloſen Knaben abzuſchieben, und da jeder Theil bei ſeiner Meinung blieb, kam man ſchließlich überein, daß der Baron, auf deſſen Beutel in jedem Falle gerechnet war, die Entſcheidung geben ſolle. Dieſem aber war die ganze Sache gleichgültig. „Das kommt bei der Wohlthätigkeit heraus", murrte er. „Nun habe ich mit meinem Gelde einen Gaudieb mehr herangezogen." Um ſo eifriger nahm die Baronin ſich der Sache an. Sie zahlte ſchon ſeit vielen Jahren Beiträge für das Rettungshaus „zum verlorenen Sohne", und deshalb ſprach ſie ſich lebhaft für dieſes aus. So kam es, daß, trotz des Widerſpruchs des Pfarrers, der Knabe in den „verlorenen Sohn" eingeliefert wurde, wo der alte Hans ſofort in einen neuen Johannes umgetauft ward.

Fünftes Kapitel.

Das Schloß der Altenbrück bildete mit seinen glänzenden Zinnen und hohen Schieferdächern zu der dunkeln Höhle an der Dorfmauer den denkbar größten Gegensatz, wer aber in demselben auch ein entsprechend glänzenderes Glück gesucht hätte, wäre bei näherer Prüfung bald eines Andern belehrt worden. Gesitteter ging es in seinen Prachtsälen freilich zu als in der Spelunke der alten Müllerin, aber durchaus nicht fröhlicher.

Der Freiherr hatte in seiner Jugend allzu flott gelebt, und die Folge war, daß er schon als Mann an allen Greisenübeln krankte. Irgend eine Schraube in seinem Kopfe war stets verdreht, und da sein Nervensystem völlig zerrüttet war, so hatte er selbst das Gefühl, daß er einem Hause gleiche, dessen Fundament erschüttert ist und dem alle Reparaturen darum nicht aufzuhelfen vermögen. Dazu war sein Unglück, daß er volle Zeit hatte, jede Verstimmung seines Körpers zu beachten und sich mit tausend Grillen zu quälen, wodurch er sich und Anderen zur Last ward. Er hatte immer etwas, was ihn stachelte und reizte und womit er sich und den Seinen

die müſſigen Tage verdarb. Seine einzige Erholung war, von Zeit zu Zeit nach der Stadt in den Club zu fahren, wo hoch geſpielt ward. Aber er ſchien ſich dort weder Erfriſchung noch gute Laune zu holen. Im Gegentheil, er war dann immer mehrere Tage abgeſpannt und gereizt, und man that wohl daran, ihm aus dem Wege zu gehen. Unter dieſen Umſtänden war ſein Familienleben nicht das glücklichſte.

Der Baron und die Baronin hatten ſich gegenſeitig das Unrecht vorzuwerfen, daß ſie einander geheirathet hatten, ohne ſich zu lieben, und ſie waren beide ſchlechter geworden in dieſer Ehe, die ihnen nur Langeweile und ein einziges kränkliches Söhnchen beſcheert hatte. Wurde der Kleine krank, was faſt in jeder Woche einmal der Fall war, ſo ging der Baron mit wüthendem Geſichte durch die Zimmer und drehte die Enden ſeines Schnurrbarts zu gefährlichen Spitzen, und wehe Dem, der ihm dann in die Quere kam. Nach ſeiner Ueberzeugung war nur die völlig verkehrte Behandlung der Grund von Nikolaus' ewigem Kränkeln. Die Baronin aber ſchloß ſich in ſolchem Falle mit dem kleinen Patienten ein, ſtets bereit, für jedes Zucken der fiebernden Händchen den lauten Schritt ihres Gemahls und ſein ungeſtümes Schließen der Thüren verantwortlich zu machen, und feſt überzeugt, er habe ihr das Kind erkältet, als er es vor Tagen in der Nähe des Fenſters auf den Arm nahm. Statt zu einem Bande war ſo das zarte Kind zu einem Zankapfel zwiſchen Vater und Mutter geworden, da beide

stets verschiedener Meinung waren, was für dasselbe zu geschehen habe. Natürlich setzte zuletzt doch die Mutter ihren Willen durch; da der Freiherr sich aber auf eine mürrische und unliebenswürdige Art unterwarf, bestärkte er sie nur in ihrer Ueberzeugung, eine unglückliche, unterdrückte, unverstandene Frau zu sein. Kränklich und schwächlich, wie sie war, machte ihr die Führung ihres Hauswesens keine Freude, und da ihrem grilligen Gemahle doch nichts recht zu machen war, ließ sie schließlich Alles gehen wie es ging. Am liebsten brachte sie ihre Tage damit zu, Briefe voll schmerzlicher Ergüsse an ihre Freundinnen zu schreiben, oder Stickereien und Strickereien zu Geburtstags- und Weihnachtsgeschenken herzustellen. Natürlich war das kein Mittel, ihrem Ehemanne ihren Umgang erfreulicher zu machen, und beide gingen neben einander her, ohne sich viel um einander zu kümmern, bis ein neuer Zank sie wieder gegen einander warf.

Unterstützt wurde die Baronin in ihrem Kampfe gegen den eigenen Mann durch ihre Schwester.

Tante Klara, wie diese sich seit der Geburt ihres Neffen am liebsten nennen ließ, war ein verbittertes altes Fräulein. Auch sie war krank, und ihre leidenden Augen quollen ihr so weit aus dem Kopfe hervor, daß man auf die Vermuthung kam, sie trage dieselben wie eine Schnecke auf Hörnern und werde sie im nächsten Augenblicke noch weiter hervorstrecken. Die von Seufzern lebende Dame hatte stets eine Klage gegen ihren Schwager auf den Lippen und einen Band Channing in der Tasche, für

welchen Lieblingsſchriftſteller ſie eine unermüdliche, glaubenseifrige Propaganda machte. Für den Baron war die bleiche, magere Tante Klara, die ihn um eines Kopfes Länge überragte, einer der ſchlimmſten Nägel an ſeinem Ehekreuze, da ſie jede Verkehrtheit ſeiner Gemahlin unterſtützte.

„Nicht wahr, Herr Paſtor", hatte einſt der Baron den Prediger gefragt, „der liebe Gott ſchuf im Anfang Mann und Frau, aber keine Schwägerin."

Der Pfarrer lachte und meinte gutmüthig: „Da Eva ſofort zwei Knaben gebar, wird doch wohl auch die Schwägerin von vorn herein in den Weltplan aufgenommen geweſen ſein."

„Dann war ſicher die Schlange im Paradieſe die erſte Schwägerin", brummte der Baron ingrimmig. Tante Klara's geröthete Augen quollen zornig aus dem bleichen Geſichte hervor, aber ſie arbeitete mit ihren großen Filetnadeln ruhig weiter, ohne ein Wort zu erwidern; durch ſolche taktloſe Ausfälle ließ ſie ſich nicht „aus dem Hauſe ihrer Schweſter", wie ſie mit Nachdruck zu ſagen pflegte, vertreiben.

Einen ſegensreichen, vermittelnden Einfluß übte bei dieſen unerquicklichen Verhältniſſen nur der alte Pfarrer, dem die Baronin, und in ſeiner Art auch der Baron, ein gewiſſes Vertrauen entgegenbrachte. Im Grunde beruhte das ganze Geheimniß ſeiner Einwirkung darauf, daß der alte Herr beide Theile ruhig ſich ausſprechen ließ, ſie wohlwollend anhörte und ſchließlich der Meinung war, daß andere Leute auch ihr Päckchen zu tragen hätten

und Geduld haben müßten mit den Grillen ihrer Ehehälften. Meist hatte er dann auch für den einzelnen Fall einen vernünftigen Rathschlag, dem beide Ehegatten sich lieber fügten, als daß Einer dem Andern nachgegeben hätte.

Aus der Rede des geistlichen Herrn, daß Nik eine um so frohere Zukunft haben werde, je schwerer seine Kindheit sei, hatte die Baronin seiner Zeit großen Trost geschöpft. Sie hatte denselben auch nöthig, denn mit dem Befinden des Knaben wurde es vorerst nicht besser. Die Medizinen des Hausarztes hatten ihm für alle Zeiten den Magen verdorben, und die Süßigkeiten, welche die Kinderfrau und andere Dienstboten ihm zusteckten, weil sie den jungen Herrn an sich gewöhnen wollten, verdarben ihm auch noch die Zähne. Da der kleine Nikolaus aber gemäß seiner gesellschaftlichen Stellung den halben Sommer über Rundreisen bei der hohen Verwandtschaft machte, denn es verstand sich doch von selbst, daß seine Mama einige Wochen mit Adelinen, Josephinen, Lili, Mimi, einige mit Tina und einige mit Rudolfe zusammen sein mußte, so kam weder das junge Gehirn bei den langen Eisenbahnfahrten und der beflissenen Unterhaltung am fremden Orte, noch der Magen bei der stets wechselnden Kost jemals in Ordnung. Den Winter gehörte er dann wieder dem Medizinalrath.

Das war nun eine der Gelegenheiten, bei denen der Prediger in höchst verständiger Weise eingriff, indem er der gnädigen Frau zuredete, es ein Mal einen einzigen Sommer in ihrem Schlosse auszuhalten, um zu versuchen,

ob ihr Nik nicht beſſer gedeihe, wenn er nicht fortwährend hin und her geſchleppt werde. Da der Paſtor ihr die Hölle dieſes Mal heiß machte, wagte ſie nicht ungehorſam zu ſein. „Ich muß wohl hier ſitzen, wenn ich mir nicht von meinem Manne bis zu meinem Todbette will vorwerfen laſſen, daß ich Nik's Geſundheit durch Reiſen ruinirt habe", ſagte ſie zu ihrer Schweſter. Mit dem Bewußtſein einer Märtyrerin ergab ſie ſich darein, eine Weile ſo zu leben, wie es den Bedürfniſſen ihres Kindes entſprach, und da der Pfarrer es verlangte, fand ſie ſich auch darein, den Knaben den Tag über in dem Garten und dem ſchattigen Parke zu laſſen. Die guten Folgen für Nik's Geſundheit blieben nicht aus. Die wachsbleichen Züge des Kleinen belebten ſich, der ſchlaffe, ermüdete Ausdruck wich, ein Schimmer von Jugendfreude legte ſich über das feine liebliche Geſichtchen des Kindes, und durch den matten Milchglanz der zarten Haut ſah man die blauen Adern an der Schläfe ſchimmern.

Aber Nik's Verhängniß, ein vornehmes Söhnchen zu ſein, gab ihn auch jetzt nicht frei. In Geſtalt der alten Kinderfrau, die ſchon die Baronin erzogen, das heißt zu der launenhaften, verzärtelten, kränklichen und phantaſtiſchen Dame gemacht hatte, die ſie war, blieb es dem kleinen Nikolaus getreulich zur Seite. In ihrer ſaubern weißen Haube und den altmodiſchen dunkeln Kleidern ſah die alte Barbara äußerſt würdig aus mit ihrem faltigen Geſichte und dem gefältelten weißen Kragen. Aber dazu, ein Kind fröhlich zu erziehen, war ſie zu alt und ernſt-

haft. Den Kleinen zu den luſtigen Gärtnerskindern an den Sandhaufen zu ſetzen, wäre gegen ihre Ehre geweſen, auch hätte die Baronin es nicht geduldet. Sie ſelbſt aber wußte das Kind nicht zu beſchäftigen, das freilich auch launiſcher war als geſunde Kinder zu ſein pflegen. Wenn man mit ihm ſpielte, ermüdete es raſch, und allein wußte es nichts mit ſich anzufangen. So verlegte ſich die Kinderfrau auf's Erzählen. Den Geſchichten, in denen der Wolf kommt, folgten die Märchen von Feen und Prinzen, dann kamen Braut und Bräutigam, Räuber und allerlei Dornröschen an die Reihe. Mit großen Augen und dem frühreifen Verſtändniß eines kränklichen Kindes folgte der Kleine den Erzählungen der alten Barbara. Der junge Kopf wurde vollgepfropft mit Märchengeſtalten und Liebesgeſchichten, und ſo wurde auf eine neue Methode ſein krankes Gehirn nochmals krankhaft überreizt. Oft fuhr er in der Nacht mit einem Schrei aus ſeinem Schlafe auf, weil der Wolf ihn am Kragen halte oder weil Sindbads Schiff an einer Klippe zerſchellte, oder das Ei des Vogel Rock entzwei gegangen war und ihn ganz mit ſeinem gelben Dotter überſchüttete. Als er älter wurde, widmete er die Liebesgefühle, von denen er gehört, bald dem Fräulein ſeiner Mama, bald den dienenden Geiſtern der Küche. Er bildete ſich zu einem kleinen Don Quixote aus, und der weite Garten und Wald bot ihm reichlich Gelegenheit zu praktiſcher Bethätigung ſeines überreizten Phantaſielebens. Hier hatte er ſeine Wolfshöhlen und Tigerlöcher, vor denen er mit einem Speere Wache ſtand,

ſeine Zauberburgen und Gefängniſſe, aus denen er, tapfer mit ſeiner Gerte fechtend, eingekerkerte Prinzeſſinnen befreite und vor denen er, eine lange Stange unter dem Arme, mit den Mohrenkönigen der alten Bärbel tournirte, während ſie bewundernd zuſchaute und ihn in ſeinem überſpannten, altklugen Weſen beſtärkte. Sie zeigte ihm die dichten Hecken, hinter denen Dornröschen ſchlief, die Höhlen, wo der feuerſpeiende Drache hauſte, die Eismauern, hinter denen die Nordlandskönigin thronte, und das Häuschen der böſen Hexe. Auch war die weite Anlage, die die glänzenden Schieferdächer des modernen Schloſſes umgab, ganz dazu angethan, dem kleinen Don Quixote einen weiten Spielraum für ſein phantaſtiſches Treiben zu eröffnen.

Vor dem Schloſſe, längs der Landſtraße, breitete ſich der Blumengarten und Obſtgarten aus. Der Kleine mied den erſteren, weil er unter den Augen der Eltern lag, die ihn von ihren Fenſtern oder von der ſäulengetragenen Vorhalle aus ſtets vor etwas zu warnen hatten. Er ſollte nicht in das Baſſin fallen, er ſollte ſich vom Springbrunnen fern halten, er ſollte nicht zu lange in der Sonne bleiben, er ſollte nicht in die Beete treten, er ſollte ſich die Füße nicht im Raſen naß machen. All dieſe Fürſorge bewirkte, daß der Knabe mit der Zeit Papa und Mama nur noch als eine große Beläſtigung empfand. „Komm, ſie gucken", pflegte er zu ſeiner Bärbel zu ſagen, und unter dem Vorwande, nach den jungen Hühnern zu ſehen, zog er ſich ſachte nach dem Obſtgarten.

Dort ſtand er dann und drückte ſein bleiches, feines Kindergeſicht an das Drahtgeflecht des Hühnerhauſes, um dem Treiben der bunten Thiere zuzuſehen. Es ging da geſchäftig genug zu und ganz wie in der großen Welt. Die ſchwarzen, braunen und geſprenkelten Hennen redeten vom Wetter wie die Menſchen, und der Hahn verkündete, daß es bald anders werde. Die weißen Cochinchinahühner mit den orangefarbenen Strümpfen hielten ſich vornehm bei Seite und hackten auf die gemeinen Thiere, die ihnen zu nahe kamen. Dieſe aber vermeldeten, daß die Fremden nicht einmal weiße, ſondern ſchmutzige gelbe Eier legten, und erhoben ein großes Gegacker darüber. Die Glucken, die gebrütet hatten, durften außerhalb des Hühnerhauſes ihre Küchlein im Obſtgarten umherführen. Unermüdlich ſcharrten ſie für ihre Kleinen oder ließen ſie von dem aufgeweichten Brote im Napfe freſſen. Dann aber mußten die Küchlein ruhig unter die Fittiche der Alten ſchlüpfen, bis ſie verdaut hatten, und war dieſes Geſchäft beſorgt, ſo führte die Glucke ſie wieder würdig ſpazieren. Liefen die Jungen, die noch keine Lebensart hatten, in die Blumenbeete und der Gärtner ſcheuchte ſie zurück, ſo entflohen die Hühnchen eilig, nur die jungen Hähne waren obſtinat und warteten bis Vater Glimm nach einer Erdſcholle griff und ſie durch Werfen verjagte. Auch untereinander rauften ſich die jungen Hähne, und der alte Hahn hackte nach ihnen, kurz es ging ganz zu wie unter den Menſchen, und die alte Barbara wußte ihrem Zöglinge dieſes Abbild des Lebens weiſe zu deuten.

War Nik dieſes Schauſpiels müde, ſo ging er nach dem Zwinger, wie man den ſchmalen Hof zwiſchen der Rückſeite des Schloſſes und den gewaltigen Stützmauern des Gartens nannte, über den eine kühne Brücke geſpannt war, die Schloß und Garten verband. Unter der Brücke wölbte ſich eine tönende Niſche, in der der Abfluß der verſchiedenen Gartenbrunnen und Baſſins rauſchend in einen gewaltigen Brunnenſarg fiel. Hier ließ Nik kleine Schiffchen ſchwimmen und führte ſein Pferd in die Schwemme. Hinter der Mauer hatte er alle Gefangenen ſeiner Märchen eingekerkert und ſpähte durch die Mauerlücken, um Bärbel zu erzählen, wie ſie ſich befänden. Ertönte dann von oben der unvermeidliche Zuruf: „Nik, erkälte Dich nicht", ſo machte er ſich weiter und entwiſchte dem ängſtlichen Auge der Mutter über die leichte engliſche Treppe, die zum Garten hinaufführte. Die kunſtvolle Anlage mit ſeltenen Nadelhölzern und fremden Blüthenbäumen, die der Rückſeite des Schloſſes zunächſt lag, durchflog unſer Held in Eile. Denn ſobald die Mama ihn im Vorgarten nicht mehr erblickte, ſetzte ſie ſich zum Brunnen hinter der Brücke oder in die benachbarte Laube, um wenigſtens Nik's Stimme vernehmen zu können, wie er in den Waldwegen des Parks herauf und herabgaloppirte und den Mohren dutzendweiſe die Köpfe abhieb. Die weiten Raſenflächen, zahlloſe verborgene Plätzchen, Pavillons, Urnen und Altäre reizten hier ſeinen Trieb zum Geheimnißvollen. Wenn ein Zweig ſich bewegte, ſah der dunkle Stamm dahinter aus wie

ein Mann, der ihm drohte; oder über eine Bank lief der Schatten eines Astes so finster, als ob eine dunkle Gestalt auf derselben sitze. Seine überreizte junge Phantasie schuf sich tausend spukhafte Erscheinungen, und wie aus einem Zauberwalde trat er mit erleichtertem Herzen an der Ecke des Parks in's Freie heraus. Dort sah er über den Gemüsegarten und die Rebengelände nach der Wiese bei dem saubern Gärtnerhäuschen, wo die Zwillinge ihrer Mutter zur Hand gingen, wenn sie die Wäsche aufhing. Oft warf er sehnsüchtige Blicke zu den Kindern hinüber, mit denen er so gern gespielt hätte, wäre es nicht unschicklich gewesen, wie die alte Barbara sagte. Wohl hatte er einmal die Frage gewagt, warum es unschicklich sei, aber die Mama hatte erwidert, er würde unpassende Worte von ihnen lernen und Unarten, und damit hatte er sich zufrieden geben müssen. Uebrigens kam er auch nur selten hierher, denn es war stets feucht hier und zugig.

Eine Gruppe von Tannen, zwischen denen weiße Birkenstämme geisterhaft hervorschimmerten, bezeichnete weithin dieses Ende des Schloßparks. Der saftige Rasen rings umher bewies, daß unter den Farnen und dem Moose, das um die alten Stämme wucherte, in der Tiefe Wasser sickere. In der That war hier einmal eine Cisterne gewesen, der Brunnen des längst abgetragenen alten Schlosses. Das zerfallene, von Brombeerhecken überwucherte Gemäuer war verrufen. Man erzählte, daß vor Zeiten eine Müllerstochter, die ein Junker von Altenbrück

betrogen, ſich an ſeinem Hochzeitstage hier ertränkt habe. Zuweilen erſcheine ſie, was ſtets dem Hauſe der Altenbrück Unheil bedeutete, und ihr ſchrieb man zu, daß der Mannsſtamm der Familie auf ſo ſchwachen Füßen ſtand und jetzt zu erlöſchen drohte. Die Ciſterne war längſt in ſich zuſammengebrochen; der Gärtner hatte ſie mit Erde aufgefüllt und einfache Vorrichtungen hergeſtellt, um das ſpärliche Waſſer der alten Rinne aufzufangen, aber ſeit der Baron für reichliche neue Leitungen geſorgt, hatte man die alte Leitung morſch und leck werden laſſen. Als ſich Nik einſt in das Dickicht wagte, fand er eine in die Erde eingegrabene Tonne, über der eine abgebrochene Thonröhre hervorſtand, und ſeine naſſen Füßchen belehrten ihn, daß noch immer eine verlorene Quelle ſich den Weg hierher ſuche. Gegen Abend ertönte hier trauriger Unkenruf und zuweilen erhob ſich ein weißer Nebel über dem naſſen Grunde, den der Luftzug bald nach dem obern Weinberge, bald nach der Treppe abwärts jagte, die nach dem Gemüſefelde zum Garten herabführte, bald auch webte er ruhig zwiſchen den dunkeln Tannen und bildete da ſeltſame Geſtalten. Die Leute im Schloſſe nannten den duftigen Streif die Müllerstochter oder die Brunnenfrau. Ungern gingen ſie in der Nacht den Pfad am Waldesſaume und hießen ihn den Geiſterweg. Sie wollten dort ſchon Lichter geſehen und Stimmen gehört haben, und es bedeutete nie etwas Gutes, wenn der weiße Saum der Brunnenfrau bis zur Treppe ſich hinzog. Der kleine Nik fühlte ſofort hindurch, daß es ſich mit dieſer Erzäh-

lung seiner Bärbel anders verhalte, als mit der Drachenhöhle und dem Tigerloche, das die Alte ihm gezeigt hatte, und der Schauder, den die Erzählerin selbst empfand, theilte sich auch dem Kinde mit, das doch gern einmal von Weitem die Brunnenfrau gesehen hätte und traurig war, daß es immer den Garten verlassen mußte, ehe der Nebel aufstieg.

Die Früchte dieser Ueberwucherung des Phantasielebens traten zu Tage, als mit dem sechsten Lebensjahre Nik's Unterricht beginnen sollte. Er war jetzt reizend, der kleine Nik, mit seinen großen hellblauen Augen und der verständnißvollen altklugen Miene; er war sanft und gutmüthig und von gutem Willen, aber es schien fast unmöglich, in den mit Märchen vollgepfropften Kopf etwas hineinzubringen. Zwar mit dem Lesen ging es noch, und nachdem er einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte, warf er sich mit einem wahrhaft krankhaften Heißhunger über die Märchenbücher und Kindergeschichten her, die ihm den Mangel aller Gespielen ersetzen mußten. Sein Hang zum Träumen wurde dadurch nur gefördert, und war ein Buch zu Ende gelesen, so konnte er noch stundenlang in den Sophakissen kauern und in's Blaue starrend seinen phantastischen Bildern nachhängen. Die ungesunden Träumereien entnervten ihn aber auf's neue. Jeden Winter gerieth er wieder in die Hände des Hausarztes, und da er zwischen Arzneikolben aufwuchs, konnte von einer Gewöhnung an geordnete Arbeit nicht die Rede sein. Seine schwache, zitternde Hand führte die Feder

ſchlecht und er malte entſetzliche „oh“ und „eh“ in die Hefte. Die Geheimniſſe des Addirens und Subtrahirens ihm einzuprägen, mußten Mutter und Tante Klara endlich aufgeben. So entſchied man ſich denn für einen Hauslehrer.

Während die Zwillinge mit ihrer Schiefertafel luſtig zur Schule trollten und ſich ihnen dort täglich neue Quellen der Lebensfreude und der fröhlichen Entfaltung ihrer Kräfte aufthaten, lernte das Schloß eine Perlenſchnur von Kandidaten kennen, die Nik's Unterricht übernommen hatten, weil ſie Zeit gewinnen wollten, ſich zu ihrem eigenen Examen vorzubereiten, mit dem es haperte, oder weil ſie eine unüberwindliche Scheu hegten, in den Beruf einzutreten, den ſie ſich doch ſelbſt gewählt hatten.

Der erſte war ein bleichſüchtiger, ſemmelfarbener junger Mann mit unreiner Haut, der täglich verſicherte, daß das Examen ihm auf die Nägel brenne. Vermuthlich war es darum, daß er zum Entſetzen der Baronin fortwährend an ſeinen Fingern nagte. Mit Tante Klara hatte er es gleich am erſten Tage verdorben, da er ihren Channing zurückwies, indem er keine Zeit für unnütze Leſereien habe. Seitdem hatte ſie ein ſcharfes Auge auf ihn und fand bald, daß er ſich täglich verſchlechtere. Nachdem er einige Wochen mit Nik gerechnet und ihm die Anfangsgründe des Lateiniſchen eingetrichtert hatte, ließ er „zur Uebung in der Selbſtſtändigkeit“, wie er ſagte, ſeinen Schüler für ſich allein lernen, während er ſelbſt ſeine Examenvorbereitung betrieb. Nun verlangte Tante

Klara ungestüm seine Entlassung. Aber der Baron wollte von einem Wechsel nichts hören.

„Einen fehlerlosen Gaul, meine Gnä'ge", schnarrte er in seiner Weise, „habe ich immer nur in fremdem Stalle gesehen. Sobald ich ihn im Hause hatte, war er ein Durchgänger, ein Krippenbeißer oder sonst ein Racker. Bei dem Wechseln kommt also gar nichts heraus."

Aber Tante Klara war so leicht nicht zur Ruhe zu bringen, und der Herr Kandidat ließ wirklich nach. Als die Sommerhitze drückender wurde, traten an Stelle der Examenbücher Romane, in die der Zögling mit der Zeit auch einsah, und als der Freiherr in einer Stunde, wo ihn seine üble Laune durch das Haus trieb, Lehrer und Schüler darüber betraf, wie sie zusammen einen Band aus der Leihbibliothek verschlangen, gab er selbst dem jungen Manne in gröblicher Weise den Laufpaß. An seine Stelle trat ein rothbackiger, aufgeregter junger Doktor, der stundenlang auf den armen Nik einredete, so daß dieser fortwährend sein Gesicht mit seinem kleinen Taschentuche abwischen mußte. Er hatte für Channing mehr Interesse, aber bei der Mittagstafel brachte er durch seine Beredtsamkeit den Baron zur Verzweiflung, denn der junge Mann bereitete sich für die Tischunterhaltung eifrig aus Channing und andern Büchern vor, und wußte sich durch sein lautes Wesen bald so unleidlich zu machen, daß der Baron ihm kündigte, obwohl beide Damen fanden, daß das etwas taktlose Wesen des Doktors doch kein Grund sei, ihn auf die Straße zu werfen. An

ſeine Stelle trat ein alter Student mit zerhauenem Geſichte. Er dreſſirte die Hunde des Barons mit größerem Erfolge als ſein Söhnchen. Zuweilen war er angetrunken, und als das Fräulein, das den Weinkeller unter ſich hatte, dahinter kam, daß die Quelle ſeiner Begeiſterung in ihrem Weinſchranke ſprudele, jagte der Baron ihn fort. Ein ernſt ausſehender älterer Lehrer, der ſchon viel unterrichtet hatte, trat an ſeine Stelle. Er war von dunkler, galliger Geſichtsfarbe, die ſchwarzen Augenbrauen waren über der Stirn zuſammengewachſen, was ſeinem Geſichte etwas Finſteres gab. Er ſchrie auf den Kleinen beim Unterricht ein, daß dieſem Hören und Sehen verging, und Nik noch dümmer wurde als die Lectüre der Romane und Märchenbücher ihn ſchon gemacht hatte. Der Junge erſchien oft bleich und aufgeregt bei Tiſch und konnte kaum etwas eſſen. Gleich einem fremden Waiſenknaben ſchlich er ſich verſchüchtert nach ſeinem Stuhle, aber es war nicht aus ihm herauszubringen, was ihm ſei. Da war die Baronin eines Abends anweſend, als Nik gebadet und abgetrocknet wurde, und gewahrte auf ſeinem Rücken ältere und neuere Striemen, die in allen Farben glänzten. Nur ſchwer war der Knabe zu dem Geſtändniß zu bringen, daß der neue Informator ihn mit dem Stocke zu züchtigen pflege. Der energiſche Pädagoge hatte nämlich dem Kinde gedroht, er wolle ihm alle Rippen im Leibe entzwei ſchlagen, falls er ſich bei den Eltern beſchwere. Entrüſtet ſtürmte die Baronin zu ihrem Gemahle, der die Narben ſeines Rekruten ſofort in Augen-

ſchein nehmen mußte. So wurde denn auch der vierte Pädagoge entlaſſen und ein neuer geſucht. Derſelbe fand ſich im Lande Württemberg. Es war ein junger Tübinger Theologe, der zur Wohlbeleibtheit neigte. Der kleine Gottesmann hatte eine niedere Stirne und große ſtarre Augen. Nik lebte unter ſeiner Pflege wieder auf, da der ſchwäbiſche Kandidat große Spaziergänge mit ihm machte. Die Stunden verliefen ſtill und friedlich. Aber der ſchwäbiſche Pädagoge war ein Philoſoph und gedachte die Welt mit einem neuen Syſteme zu beſchenken, und während er über den Abfall der Natur vom Abſoluten brütete, und dabei Augen machte wie ein todter Haſe, malte ſein Zögling in alle ſeine Hefte Männchen und Weibchen, das Ei des Vogel Rock und Aladins Zauberlampe. Bei einer Prüfung zeigte ſich, daß Nik das Wenige, was ihm der Vorgänger eingeprügelt hatte, wieder vergeſſen habe, und der Baron ſtellte nun ernſtliche Betrachtungen darüber an, ob er das halbe Dutzend von Hauslehrern vollzählig machen oder ſeinen einzigen Sohn bei einem Profeſſor unterbringen wolle.

In ſolchen Betrachtungen aus dem Fenſter ſchauend, ſah er die Gärtnerskinder aus der Schule zurückkehren. Sie ſahen ſo fröhlich aus, wie Nik noch niemals von ſeinem einſamen Unterrichte zu Tiſch gekommen war. Fritz trug den Ranzen an einem Riemen, während er mit dem andern ſich ſelbſt das Geſicht bearbeitete. Elfriede ſchlenkerte ihren Schulſack, als ob es in der Welt nichts Luſtigeres gebe, als in die Schule zu gehn. Da fragte ſich

der vornehme Mann, warum er eigentlich ſein Fleiſch und Blut dieſes Glückes beraube. „Man bringt einen Knaben um den beſten Theil ſeiner Jugend, wenn man ihn nach pennſylvaniſchem Syſtem erzieht", ſagte er bei ſich ſelbſt. Die Folge dieſer Betrachtung war, daß der Baron ſeiner Gattin mittheilte, er wolle Nik in das Gymnaſium thun. Da aber kam er ſchön an. Die Baronin verfiel in Weinkrämpfe, ſie weiſſagte, daß ſich Nik bei dem Gang in die Stadt die Rippenfellentzündung holen, an Gelenkrheumatismus ſterben und außerdem ihnen alle anſteckenden Krankheiten in's Haus ſchleppen werde. Sie citirte den Medizinalrath, der dem Baron mit einem ſehr bedenklichen Schütteln des Hauptes und wichtig emporgezogenen Brauen „poſitiv" erklärte, daß Nik's Conſtitution viel zu anämiſch und zu rhachitiſch disponirt ſei, um den Temperaturunterſchied der Straße und der überheizten Schulſtube ertragen zu können. Die wäſſerigen Augen der Baronin erglänzten vor Triumph bei dieſer „poſitiven" Erklärung des Hausarztes, der Baron aber ſtellte ſich an's Fenſter und trommelte unmuthig an den Scheiben. Er ſagte vor der Hand weder ja noch nein, aber welcher Ehemann hätte auf die Dauer dem nervöſen Zureden einer zarten blonden Gattin widerſtanden, die zu Weinkrämpfen neigt. Er kannte den Quälgeiſt, der in ſolchen raſtloſen, krankhaften Naturen liegt, und wußte aus der reichen Erfahrung ſeines langen ehelichen Lebens, daß dieſe Säge arbeiten würde bei Tag und bei Nacht, bis ſein Widerſtand würde gebrochen ſein. Darum ver-

ſuchte er einen ſolchen lieber gar nicht mehr. Nik blieb im Hauſe, und der ſchwäbiſche Kandidat, an dem der Freiherr nun all' ſeinen unterdrückten Ingrimm ausließ, nahm ſich ſeines Unterrichts etwas mehr an, da er ſtets eines Ueberfalls des Barons, oder, was er noch mehr fürchtete, der Tante Klara gewärtig war. Der Freiherr aber hatte den Gedanken, Nik aus ſeiner Zellenhaft zu befreien, keineswegs aufgegeben, und unterhielt ſich viel mit dem Pfarrer über eine vernünftige Pädagogik. Die zarte Baronin neigte ſich dann abwechſelnd bleich und roth über ihre Stickerei, und die böſen Augen der Tante Klara quollen auf wie die einer geärgerten Schnecke.

Sechstes Kapitel.

Die Niederlage, die der Baron in der Fehde über den Schulbesuch Nik's erlitten, hatte für ihn doch einen Vortheil im Gefolge. Sie verschaffte ihm in dem zweimal siebenjährigen Kriege, den er gegen seine Frau und ihre Schwester führte, einen Bundesgenossen. Der alte Pfarrherr, nachgerade ein würdiger Greis, dessen Haare silbern unter dem schwarzen Käppchen hervorquollen, ward bei dieser Gelegenheit erst gewahr, daß der so grimmig dareinschauende Baron, den seine Gattin überall als tyrannischen Ehevogt verschrie, im Grunde nur ein armer Ehekrüppel sei, und der alte Herr beschloß, dem Bedrängten zu Hülfe zu kommen. Die Gelegenheit dazu fand sich bald, da Nik demnächst confirmirt werden sollte. Als der Pastor, kurz bevor der Confirmandenunterricht begann, auf dem Schlosse seinen Besuch machte, empfingen ihn die Baronin und ihre Schwester zuvorkommender als sonst, und Tante Klara holte eigenhändig für ihn einen Stuhl herbei. Der Pfarrer lächelte, denn er sah sofort, daß die Damen etwas im Schilde führten. Die Baronin

begann denn auch alsbald mit ihrem alten Liede über Nik's zarte Gesundheit und rückte dann mit ihrem Anliegen heraus, für ihr Söhnchen eine Privatconfirmation auf dem Schlosse zu verlangen, da Nik unmöglich in den winterlichen Abendstunden zu dem allgemeinen Unterrichte in das Pfarrhaus kommen könne.

Der Prediger wiegte nachdenklich sein graues Haupt, dann nahm er seine silberne Brille ab, und indem er der Baronin mit seinen milden grauen Augen freundlich in ihr bleiches Gesicht mit den beschränkten obstinaten Zügen schaute, sagte er ruhig, es thue ihm leid, diese Bitte nicht erfüllen zu dürfen. In die Gemeinde solle der junge Herr durch den Akt der Confirmation aufgenommen werden, mit der Gemeinde müsse er sich unterweisen lassen, und gemeinsam mit deren Kindern sein Taufgelübde erneuern. Der Baron, der etwas abseits am Fenster saß, spielte bei dieser Scene den völlig Neutralen. Er strich sich ironisch lächelnd den Schnurrbart, indem er die beiden bleich und bleicher werdenden Damen spöttisch von der Seite durch sein Augenglas betrachtete. Dieses Mal half der gnädigen Frau alle Berufung auf Nik's papierene Gesundheit nichts. Der alte Pfarrer war entschlossen, den sanften Teufel, der die kleine Frau plagte, energisch auszutreiben. Sie hatte nur die Wahl, zu gehorchen oder ihren Nik auswärts confirmiren zu lassen, was ihr noch schrecklicher gewesen wäre. Zum Troste sagte ihr der Pfarrherr nur, daß auch ihr Nachbar von Frankenstein seinen Knaben zu gleichem Zwecke in das

Pfarrhaus ſchicke. Sie wußte nicht, wie ihr geſchah, aber zum erſten Male mußte ſie ſich fügen. Der Baron wurde förmlich geſund vor heimlicher Schadenfreude, und Nik trollte vergnügt in ſeinen Unterricht. Im Anfang begleitete die ſorgliche Mutter ihn ſelbſt, und wenn er zurückkam, mußte er ſofort alle Kleider wechſeln, da der Schulgeruch, den er aus dem Pfarrhauſe mitbrachte, der gnädigen Frau ganz entſetzlich war. Bald aber ward ſie des Wegs nach dem Dorfe müde und ließ den Knaben allein ziehen.

Nik ſelbſt bekam der Gang durch die klare Winterluft vortrefflich, und das Zuſammenſein mit gleichalterigen Bauernkindern erweckte in ihm die Empfindung, wie ſehr er gegen ſeine Altersgenoſſen zurückgeblieben ſei. Dieſe Knaben und Mädchen erſchienen ihm wie Rieſen, und ihr reſolutes, fertiges Auftreten imponirte ihm nicht wenig. Obgleich die Meiſten ziemlich rückſichtsvoll mit ihm umgingen und ſeine kindiſchen Erzählungen ſcheinbar bewundernd anhörten, ſah er doch bald, daß ſie ſich oft untereinander ſpöttiſche Blicke zuwarfen, und nach kurzer Zeit war er ſich ſelbſt überlaſſen, da die Andern nichts mit ihm anzufangen wußten.

Auch kleine Reibereien blieben nicht aus. Ein rothhaariger Knabe aus der Rettungsanſtalt, den es reizte, daß Nik, wie er ſagte, den Vornehmen ſpiele, fing eines Tages an, wenn der Prediger es nicht bemerkte, ihn in die Seite zu ſtoßen, ſo daß Nik's ſchwache Rippen ſich bogen. Beim Hinausgehen trat er ihn auf die Füße

und suchte ihn umzurennen. Der unerfahrene Nik that das Verkehrteste, was er in dieser Lage thun konnte. Um seinem Peiniger zu entrinnen, lief er allen anderen Kindern voraus, so daß der Verfolger am Ausgange des Dorfes ihn ganz allein erwischte, wo alle Hülfe fern war. Mit überlegener Gewalt drängte der stämmige Proletarier den schwachen Junker gegen die geweißte Wand eines Hauses und sagte: „Baron, sage gleich: alle Freiherrn haben Plattfüße.“ Dabei erhob er die Hand und ließ keinen Zweifel darüber, welches die Folge sein werde, wenn Nik diesen Naturmangel seiner Standesgenossen bestreite. Der kleine Mann war zum Märtyrer nicht veranlagt. Mit bleichen Lippen sprach er die beleidigenden Worte nach und meinte nun seines Peinigers ledig zu sein. Der aber lachte boshaft und sprach: „So ist's recht. Und nun sage: alle Freiherrn haben Säbelbeine.“ Nik preßte die Lippen aufeinander und um seine Kinnladen zuckte es, als ob er das Weinen verbeiße. „Eins, zwei“, zählte der grobe Demokrat, indem er auf's neue die Hand zum Schlage erhob.

„Drei“, rief da plötzlich eine Stimme hinter ihnen, und eine starke Hand schleuderte den frechen Angreifer mitten in die Straße, so daß er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten. Fritz Glimm hatte den gemeinen Angriff gegen den Schwächeren gesehen und war in großen Sätzen hinter beiden hergeeilt, um Nik beizustehen, nicht weil der Verfolgte der Sohn des Barons, sondern weil er der Schwächere war. Der Angreifer gab sich aber mit

dem verfehlten Ausgange ſeines Anſchlags nicht zufrieden. Er ſprang nach dem nächſten Steinhaufen, um aus der Ferne ſeine Geſchicklichkeit im Werfen zu erproben. Inzwiſchen war die ſchlanke Elfriede ihrem Bruder nachgekommen, und als ſie den kleinen Nik zitternd und bleich an der Wand lehnen ſah, während der Rothhaarige einen Stein nach dem anderen gegen ihn ſchleuderte, ſtellte ſie ſich vor ihn. „Sei nur ruhig", rief ſie, „mich wirft er nicht." Dieſe Rechnung auf die Galanterie des rothen Dorfteufels war aber ein Irrthum des guten Mädchens. Im gleichen Augenblicke flog ein Stein gegen ihre Stirne, ſo daß das Blut niederfloß, und jetzt erſt hörte der Unhold, nachdem er geſehen, was er angerichtet, zu werfen auf. Fritz wollte ihn verfolgen, ließ aber bald davon ab, weil er für ſeine verwundete Schweſter beſorgt war. „Es iſt nichts", ſagte Elfriede. „Ein Loch im Kopf, es ſind ſchon mehr da", und ſie preßte ihr Taſchentuch gegen die Stirne, nahm mit der andern Hand Nik am Arme und zog ihn weiter, da alle Kinder in Haufen geſprungen kamen, um zu ſehen, was es gebe. Es half nichts, daß Fritz abwehrte. Wie die Ameiſen wimmelte die kleine Schaar hinter dem unwillig erröthenden Mädchen her, während einige der Stärkſten den Rothkopf zur Rede ſtellten. „Was hat Dir Altenbrück gethan, daß Du ihn werfen wollteſt?" ſchrieen ſie auf den häßlichen rothen Jungen hinein, der trotzig daſtand und, die Hand in der Taſche, mit den aufgeleſenen Steinen ſpielte.

Der Name Altenbrück ſchien ihn aber zu erſchrecken.

Er erbleichte unter seinen Sommersprossen und sagte betroffen: „Ich meinte, er heiße Frankenstein.“

„Altenbrück heißt er“, erwiderte der Sprecher der Knaben, „und der Baron wird Dir's heimzahlen, daß Du sein Söhnlein knuffteſt. Sieh, wie er blaß wird“, setzte er dann verächtlich hinzu.

In der That schien der Rothe völlig umgewandelt. Er that einige Schritte, als ob er den Kindern aus dem Schlosse folgen wolle, um Frieden zu machen. Aber sie waren schon weit voraus. So zuckte er die Schultern und kehrte mit hängendem Kopfe zum Dorfe zurück. Indessen hatte Elfriede den kleinen Pfad erreicht, der zu dem Gärtnerhäuschen führte. Dort nahm sie lachend von Nik Abschied, während ihm der Bruder noch bis zum Parkthore das Geleit gab, weil Nik noch immer fürchtete, von seinem Feinde eingeholt zu werden. Zu Hause erzählte dieser von seinem Abenteuer nichts, weil er fürchtete, die Gänge zum Pfarrhause könnten ihm sonst untersagt werden, wohl aber schloß er sich von da an auf seinem Heimwege jedesmal eng an die Zwillinge an.

Nik's romantische Träumereien gewannen in Folge dieses ersten Eintretens in den uralten Kampf zwischen arm und reich einen lebendigen Inhalt. Er focht nicht mehr gegen die Mohrenkönige der alten Bärbel, sondern er hatte einen wirklichen Feind, den er in seiner Phantasie in dem imaginären Kerker hinter dem Zwinger unterbrachte, oder in die geheimnißvolle Brunnenstube

einſchloß. Einige Tage marterte er ihn dort auf jede Weiſe zu Tode, da die Erinnerung an die eigene feige Schwäche, die im Begriff geweſen war, nicht nur die Plattfüße, ſondern auch die Säbelbeine eines hohen Adels zuzugeben, ſeinen Haß gegen den Rothen verſchärfte. Doch ſchon nach wenigen Tagen wich dieſer Haß einer milderen Stimmung, da ihm die Gärtnerskinder bei dem Gange nach dem Pfarrhauſe erzählten, der rothe Johannes aus dem „verlorenen Sohne" ſei am frühen Morgen zu ihnen gekommen und habe Elfrieden um Verzeihung gebeten. Auch flehe er Nik an, ihn nicht anzugeben, denn der Baron ſei es, der das Koſtgeld für ihn in der Anſtalt beſtreite. Er würde entſetzlich beſtraft werden, wenn die Sache zur Anzeige komme.

„Was würdet Ihr thun?" fragte Nik, den es doch reizte, den Feind ſeine Macht gründlich empfinden zu laſſen.

„Er muß Dich um Verzeihung bitten", ſagte Fritz.

„Pfui, nochmals", ſagte Elfriede, und ihr feines Geſichtchen erröthete vor Eifer. „Man muß vergeben können, ohne viele Feierlichkeiten. Sei froh, wenn er Dir keine ſolchen ſüßlichen Reden hält wie mir. Er thäte es doch nur aus Furcht. Die Sache iſt abgethan, nicht wahr Nik?"

Nik gab ihr beglückt die Hand und ſagte „Ja, Elfriede." Er wurde ganz roth, als er ihren Namen ausſprach. Sie aber lachte und eilte den Knaben zwei Schritte voraus nach dem Pfarrhauſe. Als dort der rothe

Müller Nik ehrerbietig grüßte, ihm während der Stunde das Bleistift aufhob, das ihm gefallen war, und ihm beim Schlusse, noch ehe der Pfarrer Amen gesagt, seinen Hut vom Nagel nahm und höflich darreichte, hatte Nik ihm auch innerlich vergeben. Am folgenden Nachmittage hörte die Baronin ihren einsam im Parke streifenden Sohn besonders laut und feierlich peroriren und deklamiren. Derselbe entließ bei Sonnenuntergang den gefesselten Feind aus seinem Kerker und ließ ihn bei den Hörnern eines einsam gelegenen Gartenaltars Urfehde schwören. Von dieser Stunde an war er auch im Pfarrhause gegen den Rothkopf sehr versöhnlich und dankte stets freundlich für die kleinen Dienste, die dieser zu leisten nicht müde ward.

Dieselbe knabenhafte Phantasie aber, die den rothen, sommersprossigen Jungen aus dem Rettungshause zu einem höllischen Dämon gemacht hatte, und ihn unter eine durchaus bengalische Beleuchtung stellte, wob um die zarte Psychegestalt der blonden Elfriede eine Glorie, die die liebliche, blauäugige Gärtnerstochter zum Seraph mit Engelsfittichen umschuf. Sie war die Fee, die ihn beschützte, das edle Fräulein, um das er kämpfte, die Dame, deren Farbe er bei allen Turnieren trug. Während die übrigen Confirmanden die Mädchen verachteten, weil sie weder werfen, noch sich prügeln konnten, Zöpfe trugen, an denen man sie rupfen konnte, und obendrein die niedrige Neigung hatten, ihre Beleidiger dem Pfarrer anzugeben, ging Nik's ganzes Sinnen und Trachten da-

rauf, einige von den blonden Haaren seiner Dame zu rauben. Er entführte zu diesem Zwecke aus dem Arbeitskorbe seiner Mama deren beste kleine Scheere und brachte dadurch das Zimmermädchen in ungerechten Verdacht. Dennoch gebrauchte er das Werkzeug nicht, das er so unredlich sich angeeignet hatte, weil ihm bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Hand zu zittern begann. Auch Fritz war ihm im Wege, da der ernste Knabe Nik imponirte, so daß er in seiner Gegenwart mit seinen phantastischen Einfällen zurückhielt. Um so schwärmerischer besang er seine Geliebte, wenn er allein durch den winterlichen Garten streifte. Tausend Märchen gingen ihm durch den Kopf, in denen die Gärtnerstochter alle Abenteuer Dornröschens, der Adlerbraut und Schneewittchens zu bestehen hatte, „bis sie auf seinen güldnen Thron erhob der junge Königssohn."

Fritz dagegen war in den Träumen Nik's nur eine untergeordnete Rolle zugedacht. Er war der Knappe, der die Pflicht hatte, seinen Herrn rechtzeitig herauszuhauen, dann aber in den Stall geschickt ward, während der Ritter mit seiner Dame koste. „Knapp, sattle mir mein Dänenroß!" rief Nik ihm am Morgen zu, und es kam sogar vor, daß der Knappe — allerdings immer in seiner Abwesenheit — tüchtig ausgescholten ward.

Innerlich und äußerlich gab es auch kaum verschiedenere Knaben, als den hochgewachsenen Gärtnerssohn mit seinen frischen Farben und klaren braunen Augen, die das Bild eines guten Gewissens und sauberen Innern

waren, und den verkümmerten Nik mit seinem bleichen, greisenhaften Gesichtchen und den zerstreuten, unsteten Blicken, in denen sich sofort sein zerfahrenes Wesen offenbarte. Nach einer Jugend, die nur eine Abwechselung von Krankheit und Reconvalescenz gewesen, zwischen Frauen und Dienstboten aufgewachsen, mit ungesunder Lectüre vollgestopft und träumerisch durch Mangel an gleichalteriger Gesellschaft, war er frühreif und unreif, altklug und unklug. Wenn die beiden Gärtnerskinder ihn anhörten, so erstaunten sie bald über sein buntes Wissen, bald über seine kindische Albernheit. Im Ganzen aber herrschte bei Fritz die Geringschätzung, bei Elfrieden das Mitleid vor, obwohl auch sie mit Nik's Haltung in den Confirmationsstunden gar nicht zufrieden war.

Denn der Unterricht des Pfarrers wurde von den Zwillingen mit strenger Andacht und Aufmerksamkeit aufgenommen, und beide waren innerlich sehr mit den tiefen Problemen des Lebens beschäftigt, die hier zum ersten Male, wenn auch nur im Bilde und Gleichniß, ihnen vorgelegt wurden. Woher stammst du, wozu lebst du, wohin gehst du? Das waren die geheimnißvollen Fragen, die der würdige Pfarrherr ihnen vorlegte und im Sinne der Kirche beantwortete, zu deren Gliedern er diese jungen Christen erziehen sollte. Elfrieden, die nach Mädchenweise religiös früher entwickelt war, als die Knaben, genügte manche Lösung nicht. Wenn sie den Rückweg vom Pfarrhause antraten, standen schon die Sterne

an dem klaren Winterhimmel, und träumerisch schaute das holde Kind zu den leuchtenden Gestirnen empor. „Glänzen sie nicht da, wie die Vergißmeinnichte auf unserer Wiese", sagte sie zu Fritz. „Wer weiß, ob nicht sie die wahren Kinder Gottes sind? Seht, wie sie dort an der Milchstraße sich drängen. Das ist der Weg, auf dem sie herauf und herunterſteigen. Vielleicht sind wir alle diese Straße gekommen und dürfen einst über sie heimkehren zum lieben Gott." Fritz wollte von solchen Träumen nichts hören; er sagte in ziemlich rechthaberischem Tone, da man von diesen Geheimnissen nichts wissen könne, halte er sich einfach an das geoffenbarte Wort. Nik aber langweilten derlei Gespräche. Seine Phantasie wanderte andere Bahnen. Der Räuber Orbasan war ihm interessanter als Moses und die Propheten, und wenn es Elfrieden rührte, zu denselben Sternen emporzuschauen, zu denen Gott schon den Vater Abraham aufblicken hieß, meinte Nik, aus den Sternen mache er sich nichts, aber einen rechten Kometen mit feuriger Ruthe möchte er wohl einmal sehen, so wie er in seinem Bilderbuche abgemalt sei.

Unter diesen Eindrücken war der Winter dahingegangen. Die Ulmen im Parke knospten, die Mandelbäume blühten und der Tag der Confirmation brach an. Wieder läuteten die Glocken und genau wie vor vierzehn Jahren an dem Tage, an welchem Schloß und Gärtnerhaus mit der Geburt heiß ersehnter Kinder beglückt worden waren, sang die Gemeinde auch heute das schöne

Kirchenlied: „Eins ist Noth, oh Herr, dies Eine lehre meine Seele doch.“

Die Kinder waren um den Altar des kleinen Kirchleins versammelt, dessen vom Epheu grün übersponnene Scheiben mit dem mystischen Glanze gemalter Domfenster wetteiferten. Unter den ernsten Klängen der Orgel traten die Kleinen zum Altar, die Knaben in schwarzen Röcken, die Mädchen weißgekleidet, gleichsam eine Prophezeiung auf ein Lebensstadium, das sie noch nicht erreicht hatten. Die Zwillinge waren tief ergriffen, während Nik auch heute mehr an Elfriedens blondes Haar und weißes Kleid dachte, als an die heilige Handlung.

„Eure Eltern und Freunde“, so wendete sich der würdige Prediger an die jungen Christen, „tragen heute nur den einen Wunsch in ihren Herzen, daß Ihr möchtet glücklich werden. Wie aber, lieben Kinder, werdet Ihr glücklich? Die Welt hat auf diese Frage durch lange Zeiten geantwortet, glücklich werden wir, wenn wir für uns selbst sorgen‘, bis der Heiland kam und sprach: ‚glücklich werdet ihr, indem ihr für Andere sorgt‘. Die Welt lehrt: ‚Haltet zu euern Freunden, und eure Feinde tretet unter euere Füße‘. Der Heiland spricht: ‚Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen‘. Die Welt spricht: ‚Rache ist süß, der Heiland sagt: ‚Es ist süß zu vergeben‘. Das ist die verkehrte Welt, die Jesus Christus gestiftet hat, und zu Bürgern dieser neuen Welt wollen wir euch heute weihen.“

„Glücklich sein", fuhr der Greis fort: „heißt lieben, Haß aber ist nur ein anderer Name für das tiefste geistige Elend. Darum lieben sie im Himmel, darum hassen sie in der Hölle, hassen Gott, hassen die Menschen, hassen sich selbst — und weinen und seufzen doch, daß sie nicht lieben können. Wollt ihr also glücklich sein, so dürft ihr keinen Menschen hassen, ihr müßt euch selbst vergessen und an die Anderen zuerst denken. Stirb dir selbst ab und du wirst leben, so lautet der Widersinn, der die größte Weisheit ist, das große Geheimniß, das nur die Einfältigen verstehen, das Grundgesetz des Gottesreichs, das Christus gegründet hat. Versuche es mit der Selbstliebe und du wirst dich selbst elend machen, versuche es mit der Selbsthingabe und du wirst das Glück finden, das du suchst. Dein Ich ist der Feind, den du tödten mußt, du hast keinen größeren, keinen anderen."

An Nik's Ohr waren diese Worte, für die er noch nicht reif war, wie ein tauber Schall vorübergegangen, und er wunderte sich, warum Elfriede sich so ergriffen zeigte. Sie hatte doch gewiß keine schwerere Sünde auf dem Herzen, als die, daß sie zuweilen die Haarbänder aus ihren langen blonden Flechten verlor, worüber sie dann immer sehr zerknirscht war, weil sie von ihrer Mutter dafür getadelt wurde. Unwillkürlich mußte Nik bei diesem Gedanken wieder hinüber sehen; Fritz bemerkte es und biß sich unwillig auf die Lippen.

Endlich war der Gottesdienst zu Ende. Nik hatte schon lange seine Mütze unruhig in der Hand gedreht

und drängte so rasch als möglich nach der Thüre. Aber er mußte noch auf den Vater warten, den er in ein ernstes Gespräch mit dem Pfarrer vertieft sah. Endlich erschien derselbe und die Eltern nahmen den Sohn in ihre Mitte. Der Vater war trüb gestimmt. Ein Wort aus der Rede des alten Pfarrers hatte ihn tief ergriffen. „Sorget", hatte der würdige Greis den Eltern zugerufen, indem er sie mit festem Blicke in's Auge faßte: „daß diese Kinder besser werden, als wir es sind und als wir es werden konnten." Dieses Wort hatte den Freiherrn im Mittelpunkte seines Herzens getroffen. „Werden konnten", wiederholte er sich leise, als er aus der Kirche trat. „Wie hätte ich besser werden können, als ich geworden bin, verhätschelt von Kindesbeinen an, verführt von Jugend auf, müßig alle Tage meines Lebens." So war es gekommen, daß er jetzt schon ein verbrauchter Mensch war, in den Jahren der Kraft gequält von allen Schwächen des Greisenthums. Das Alles aber rührte daher, daß er nichts ordentlich gelernt, nichts ordentlich getrieben, daß er mit einem Worte keinen Beruf gehabt hatte, denn der Müßiggang war aller Laster Anfang gewesen.

Der Pfarrer hatte dann weiter, indem er von der rechten Erziehung sprach, das Bild des Evangeliums gebraucht von den Körnern, die nicht Wurzel schlagen konnten, weil sie auf den harten Weg gefallen waren, so daß die Vögel des Himmels kamen und sie wegpickten. „Wie", hatte er gefragt, „ist der Weg doch so hart ge-

worden? Wie viele leichtfertige Füße und ſchwere Laſten haben ihn ſo hart getreten, ſo daß der beſte Same da nicht mehr aufgeht? So möchte man auch bei manchen Herzen fragen: wie iſt der Weg doch ſo hart geworden?" Dieſes Wort klang dem Baron in der Seele nach, gleich wie die Orgel noch weiter klingt auch wenn das letzte Lied zu Ende iſt und die Gemeinde die Kirche ſchon verlaſſen hat. „Wie iſt der Weg doch ſo hart geworden?" fragte er ſich ſelbſt. Und er gedachte der Zeit, da er ſo alt war wie Nik. Ja es war viel dahin gegangen über das weiche Herz des Knaben, bis es ſo hart wurde — ſchlechte Beiſpiele, ſchwere Erfahrungen und ſchwere Verſchuldungen, verkehrte, harte Behandlung, bis das weiche Herz einem harten Wege glich, auf dem kein guter Same mehr aufgeht. Wohl aber kamen die Vögel des Himmels geflogen und pickten ihn weg. Es waren leichtſinnige Vögel darunter, Vögel mit häßlichen und mit ſchönen Federn, ſchmutzige Straßenſperlinge und prunkende Ziervögel, aber alle waren eifrig geweſen, die guten Körner im Gemüthe des Jünglings nicht Wurzel ſchlagen zu laſſen. Der Acker ſeines Herzens war nicht ordentlich umgearbeitet worden, er war nicht eingefriedigt geweſen und niemand hatte über der Ausſaat gewacht. Aber bei Nik ſollte das anders ſein. Sollte der Sohn beſſer werden als der Vater geweſen war und hatte werden können, ſo mußte er für irgend einen beſtimmten Beruf geſchult werden. Es darf nicht dem Zufall überlaſſen werden, was aus dem guten Samen wird. „Ob er es ſo weit

bringt, eine Compagnie zu führen", dachte der Baron bei ſich ſelbſt, „oder auf der Gerichtsſtube zu amten oder Geſandtſchaftsberichte zu ſchreiben, das alles gilt mir gleich, nur das halbe Weſen nicht, an dem unſere vornehmen Söhnchen kranken, Männchen, unfertig wie halb gebackene Bretzeln, für niemanden genießbar und vor der Zeit ſauer!"

Während der Freiherr ſo in trübe Erinnerungen vertieft neben Frau und Sohn auf der Landſtraße längs des Fluſſes dahinſchritt und zuweilen im Gefühle eines unwiderruflich vergeudeten Lebens die Achſeln zuckte, folgte ihnen einer der eben confirmirten Knaben aus der Ferne. Hielt der Baron ſtille, ſo blieb auch der ſchwarz gekleidete Junge ſtehen; ſchritt die freiherrliche Familie zu, ſo beſchleunigte auch er den Gang. Nachdem der Baron in das Schloß verſchwunden war, näherte ſich die ſchattenhafte Geſtalt zögernd dem Gartenthore; dort blieb der Knabe ſtehen. Es war, als ob er etwas vor ſich herſage oder leiſe lerne. Nach einer Weile lüftete er ſeine Confirmandenmütze und trat gleichfalls in den Garten ein.

Der Freiherr hatte ſich eben ſeines Geſangbuchs und der ſchwarzen Kleider entledigt, als der Diener einen Knaben meldete, der ſich Johannes Müller nenne und dem Freiherrn dafür danken wolle, daß er ihn habe erziehen laſſen. Herr von Altenbrück erinnerte ſich des Namens nicht.

„Er hat rothe Haare und ein Geſicht voll Sommerſproſſen", ſagte der alte Lakai, „und redet wie ein

Pfarrer; ſo wie ſie es gelehrt werden im verlorenen Sohn.“ Jetzt erinnerte ſich der Freiherr ſeines Schützlings im Rettungshauſe und ſagte: „Richtig, der Menſch war ja gerade ſo alt wie Nik. Der iſt alſo heute auch confirmirt worden.“ Und nun war er doch neugierig, wie der Altersgenoſſe ſeines Sohnes ausſehe, den er ſelbſt nur aus dem jährlichen Poſten in ſeinem Ausgabenbuche kannte.

Er fand im Vorzimmer einen lang aufgeſchoſſenen Knaben, der mit ſeinen rothen Haaren, dem gelben, von Sommerſproſſen gefleckten Geſichte und den ſtechenden grauen Augen ihn daran erinnerte, daß ſein Schützling früher den Namen des kleinen Dorfteufels getragen habe. Klein war er nun nicht mehr, aber ungelenk wie ein Gliedermann, und die große, langfingerige Hand, die er dem gnädigen Herrn reichte, war kalt und klebrig, ſo daß der Baron mit der ſeinen ſofort in die Rocktaſche fuhr und ſich mit ſeinem ſeidenen Taſchentuche zu ſchaffen machte. Noch ehe er ihn etwas fragen konnte, überſchüttete aber der hagere Jüngling ſeinen Wohlthäter mit einer ſalbungsvollen Anſprache, in der viel von der Gnade der Herrſchaft, von der ewigen Dankbarkeit ſeiner ſo geringen Perſon, von Zeit der Vergeltung und ähnlichen Dingen die Rede war. Dieſe Dankſagung ward in einem Predigertone hergeſagt, der dem Barone ganz unausſtehlich war.

„Das iſt alles ſchön und gut“, unterbrach er den wortreichen Jüngling endlich, „aber was willſt Du nun werden?“

„Ich habe den Herrn auf den Knieen darum befragt", erwiderte der Knabe, „aber die innere Stimme sagte: es wird dir gezeigt werden."

„Nun", sagte der Baron gutmüthig, „in Deinen Jahren muß man die Beine nicht zum Knieen benutzen, sondern dazu, Andere flink zu bedienen, zu springen und meinetwegen zu tanzen. Ich will einmal mit dem Pfarrer reden."

Da flog ein Schatten über das sommersprossige Gesicht des rothen Johann und er sagte nun plötzlich sehr geradeaus: „Ich möchte Gärtner werden, und vielleicht könnte mich Herr Glimm als Lehrjungen annehmen."

„So, so", meinte der Freiherr, über einen so bestimmten Vorschlag etwas überrascht, „Du hast wohl mit meinem Gärtner schon gesprochen?"

Der Knabe legte pathetisch seine große knochige Hand auf sein Herz: „Wie sollte ich mich erdreisten, der Gnade des Herrn Baron vorzugreifen. Ich unterwerfe mich ganz den Anordnungen des gnädigen Herrn, der Alles zum Besten lenken wird. Wenn ich als Kind in meinem Bettlein den Herrn anflehte für den Herrn Baron und das ganze freiherrliche Haus, dann fragte ich mich oft, in welcher Stellung ich am früheſten meine Schuld abtragen könnte an meinen Wohlthäter, und dann dachte ich, wenn ich einmal Gartengehülfe wäre, dann könnte ich die Bänke besonders schön abstäuben, auf denen der Herr Baron am liebsten sitzt, ich könnte seine Lieblingsblumen eifrig gießen und pflegen, die vielleicht jetzt zu

raſch abwelken, und ich könnte es dem Herrn an ſeinen milden Augen abſehen, wie er Alles im Garten am liebſten hat."

Der Baron ſchaute den langen Menſchen mit gemiſchten Gefühlen an. Das ſüßliche Gerede erſchien ihm geſchmacklos, aber im Grunde ſchmeichelte es ihm doch, daß er durch das kleine Opfer eines jährlichen Beitrags zur rettenden Vorſehung eines Kindes geworden ſein ſollte, das täglich für ihn gebetet hatte.

„Laß das", ſagte er, den weiteren Redeſtrom abwehrend. „Ich werde mit Glimm reden. Kann er Dich brauchen, ſo ſollſt Du unter meinen Augen arbeiten. Ich werde dann ſehen, was an Dir iſt."

Der Knabe verſtand den Wink ſofort und verneigte ſich, unter der Thüre aber blieb er ſtehen und fragte demüthig: „Wann dürfte ich nachfragen, was der Herr Baron beſchloſſen? Aus der Anſtalt bin ich entlaſſen. Ich muß in die Höhle des Laſters zurückkehren, bis ich ein anderes Unterkommen finde."

„So komme morgen früh", erwiderte der Baron etwas ungeduldig. „Ich werde heute noch mit dem Gärtner reden."

Zum Mittageſſen war der Pfarrer in's Schloß geladen, um Nik's Ehrentag gebührend zu feiern. Als er erſchien, trug ihm der Baron ſofort das Anliegen des Johannes Müller vor. „Ich erinnere mich", ſagte er, „daß ich vor einiger Zeit einen Bericht des Directors las, in welchem es von meinem Schützlinge hieß, in

früheren Jahren habe er viel gelogen, aber in der Anstalt sei er ein anderer Mensch geworden."

„Ein Anderer ist er geworden", erwiderte der Pfarrherr ironisch, „aber ich fürchte der Andere lügt auch."

Gegen den Plan des Barons hatte er übrigens nichts einzuwenden. Im Gegentheil meinte er, bei Meister Glimm werde der Knabe wohl aufgehoben sein.

„Würden Sie nicht geschwind noch zu Glimm hinübergehen", bat der Baron den alten Herrn, „und mit ihm reden. Ich habe wenig Verständniß für solche Dinge, genehmige aber Alles zum voraus, was Sie mit meinem Gärtner ausmachen. Es wäre mir lieb, wenn ich dem Jungen schon morgen Bescheid sagen könnte." Der Pfarrer war gern dazu bereit und sprach bei Glimm vor, der bereits mit seinem Mittagsmahl zu Ende war und sich zu einem zweiten Kirchgange rüstete. Als der Gärtner aber den Vorschlag des Pfarrers vernommen, zog er die Augenbrauen bedenklich in die Höhe und wollte von einem Lehrjungen aus dem verlorenen Sohne nichts wissen. „Die passen nur für's Amerika und so Länder dahinten", meinte er. Aber der Pfarrer redete ihm eifrig zu. Bei verständiger Behandlung könne er noch immer aus dem Knaben, der so jung sei, etwas machen. Schließlich empfand es der gutmüthige Mann selbst als eine Art von Pflicht, den verdrehten Kunden, wie er ihn nannte, in die Reihe zu bringen. „Wissen Sie, Hochwürden", sagte er, „sie meinen es gut im verlorenen Sohne, aber wenn man einen Jungen so vollpfropft mit

frommen Redensarten, daß sie überall herausgucken, aus den Augen, aus dem Munde, aus den Taschen und wo sonst noch, dann meint man, sie seien nicht in das Herz gekommen, sondern daneben."

Der Pfarrer gab ihm darin vollkommen Recht, aber er fügte hinzu: „Wenn Sie ihn in die Kur nehmen, so seien Sie vorsichtig, daß er nicht mit der übertriebenen Schaustellung der Frömmigkeit die Frömmigkeit selbst wegwerfe."

„Der hat nicht mehr viel wegzuwerfen", dachte Glimm, doch unterdrückte er diese Bemerkung aus Respect vor dem Pfarrer, und nachdem er diesem noch ein Stück Wegs das Geleit gegeben, kündigte er seiner Frau an, daß er einen Lehrjungen angenommen habe.

Während die Gärtnersfamilie nunmehr nach der Stadt aufbrach, wo sie den Nachmittagsgottesdienst besuchen wollte, kehrte der Pfarrer zum Schlosse zurück, um dort der lästigen Pflicht eines endlosen Mittagessens zu genügen, das allen Theilen eine Plage war. „Wenn die Arbeiter nur wüßten", dachte er bei sich, „wie es mit den Vergnügungen der oberen Zehntausend beschaffen ist, sie würden dieselben nicht so sehr beneiden."

Nachdem er dem Baron mit zwei Worten Bescheid gesagt, führte ihn dieser zu der Familientafel, an der die Gäste bereits Platz genommen hatten. Nik's Pathen waren vollzählig zu seinem Ehrentage erschienen und zu oberst thronte die treffliche Tante Rudolfe, eine dicke Frau, die ihre eigenen Kinder schlecht erzog, aber sich sehr für

Armenſchulen intereſſirte. Sie widmete ihre ganze Zeit dem Briefſchreiben und war allzeit gern mit fremdem Gelde wohlthätig. Neben ihr ſaß die eben ſo wohlbeleibte Friederike, die drei Möpſe hatte, für die Evangeliſirung Spaniens wirkte und die Photographie des Tenors Ruffini ſtets im Strickbeutel mit ſich führte. Auch die hagere, durchſichtige Magdalene war eine ſehr intereſſante Couſine, denn ihre Specialität waren die verkommenen Familien und die Kanarienvogelhecken, von welchen beiden ſie die fabelhafteſten Dinge zu erzählen wußte. Der Baron machte den drei Damen mit großer Ergebenheit den Hof, denn er gedachte der Zeit, in der ſeine ätheriſche Gattin, ſo mager ſie war, doch ſiebzehn Buſenfreundinnen hatte, und er war glücklich, daß ſie dieſe Zahl heute officiell auf drei ermäßigte, denn er hatte in früheren Tagen ſchwer gelitten unter der Ueberfülle der Theilnahme an ſeinem Hausweſen.

Nik ſelbſt ſaß zwiſchen dem Prediger und ſeinem ſchwäbiſchen Hauslehrer, deſſen Wohlbeleibtheit bei der guten Koſt im Schloſſe und ſeinem ſteten Brüten über das Abſolute in letzter Zeit faſt bedrohliche Proportionen angenommen hatte. Als der Braten aufgetragen ward, erhob ſich der Paſtor, um einen Toaſt auf Nik's Wohlergehen auszubringen, in welchem er die Hoffnung ausſprach, der kleine Confirmand werde dereinſt noch der Stolz ſeiner Eltern und die Zierde des ſächſiſchen Adels ſein. Die Gläſer erklangen, und Nik ging von einer Tante zur andern, um mit ihr anzuſtoßen. Nach der

Tafel wurde Nik von den drei Damen mit Geſchenken, guten Lehren und Küſſen überhäuft, welche letztere ihm noch fataler waren, als die guten Lehren, ſo daß er ſobald als möglich in den Garten entwiſchte.

Sobald er weggegangen war, brachte der Prediger bei dem Kaffee ein Anliegen zur Sprache, das der Baron ihm ſchon in der Kirche, unmittelbar nach dem Gottesdienſte, vorgetragen hatte. Nik's Vater, innerlich bewegt von der Confirmationsrede ſeines Pfarrers, hatte dieſem warm die Hand gedrückt, und ihm dann anvertraut, wie gern er ſeinen Knaben in eine öffentliche Anſtalt bringen möchte, damit er für's Leben, wie er ſich ausdrückte, gar gekocht werde. Da nun der Prediger es durchgeſetzt hatte, daß Nik den Confirmandenunterricht mit den anderen Kindern beſuchen durfte, ſo bat ihn der Freiherr, ob er nicht ſeine Frau auch dahin bringen könne, den Hauslehrer zu verabſchieden und Nik in die Schule zu ſchicken. Die Gelegenheit dafür ſei jetzt gerade beſonders günſtig, da Tante Klara abweſend ſei, um ihre Augen operiren zu laſſen, die immer bedenklicher aus dem Kopfe hervorquollen. Der Freiherr ahnte dabei nicht, daß in ſeiner Gattin ſelbſt ſich bereits eine Wandlung ihrer Geſinnungen vollzogen hatte. Die gnädige Frau, die bei ihrem Ueberfluß an Zeit eine ausgedehnte Correſpondenz mit Tanten, Baſen und Freundinnen führte, hatte ſofort nach jenem Zank über Nik's Erziehung, den neuen Anſchlag ihres tyranniſchen Gatten auf ihre zarte Geſundheit allen ihren Correſpondentinnen vermeldet. Zu

ihrer Verwunderung hatten aber die theuren Rudolfen, Magdalenen, Friederiken, Emilien und wie ſie alle hießen, faſt übereinſtimmend erwidert, ihre Neffen, Pathen oder Söhne gingen alle in öffentliche Anſtalten und hätten für ihre Geſundheit nur Vortheil davon gehabt. Dieſe Uebereinſtimmung ihrer Orakel hatte die Ueberzeugung der ſonſt ſo eigenſinnigen Frau doch in ihren Tiefen erſchüttert, und da der Baron ſo klug war, ſich jeder Aeußerung zu enthalten, weil erfahrungsgemäß ein Betreiben der Sache durch ihn nur einen um ſo hartnäckigeren Widerſtand ſeiner theuern Lebensgefährtin hervorgerufen hätte, war ſie dem Plane innerlich nicht mehr ſo abgeneigt wie vordem. Vielmehr entſchied ſie ſich dahin, daß ſie dem erfahrenen Rathe der weiſen Frauen ohne Schande weichen könne, während ſie um keinen Preis der Tyrannei ihres Mannes ſich gefügt haben würde. So verlief denn die Verhandlung weit ruhiger, als der Baron erwartete. Schon mehrmals hatte er mit dem Prediger bedeutſame Blicke gewechſelt, bis dieſer endlich mit einer energiſchen Bewegung ſeine Brille abnahm und die Baronin mit ſeinen hellen Augen feſt anſchauend, mit dem Vorſchlage herausrückte, Nik müſſe nun, da er confirmirt ſei, auch in eine öffentliche Anſtalt verbracht werden. Wer für die Welt erzogen werden ſolle, ſagte er, der müſſe auch in der Welt erzogen werden, was die drei Pathinnen lebhaft billigten. Sie alle redeten gleichzeitig auf ihre theuere Cäcilie hinein, indem jede die Erfahrungen pries, die ſie mit ihrer Schule gemacht

hätte. Den Ausschlag aber gab weder die erfahrene Rudolfe, noch die beleibte Friederike, noch die zarte Magdalene, sondern zur allgemeinen Verwunderung der dicke, rothbäckige Kandidat, der lebhaft für das Project des Barons eintrat. Der schwäbische Philosoph war nämlich nach jahrelangem Brüten zu der Erkenntniß gelangt, daß die Natur sich überhaupt nicht als Abfall von dem Absoluten begreifen lasse, sondern eine für mich seiende Daseinsform des Absoluten sei. Um aber ein System auf dieser Grundlage auszuarbeiten, mußte er der ewigen Störungen durch den täglich unausstehlicher werdenden Nik enthoben sein. Ohnehin war ihm der Baron, seit er über Verbringung seines Sohnes nach dem Gymnasium brütete, unausgesetzt auf den Fersen und hatte sich bei Gelegenheit, in seltsamem Mißverstand der philosophischen Terminologie, die Bemerkung herausgenommen, das Fürstichsein imponire ihm gar nicht, der Mensch sei für die Welt da, und ein Hauslehrer namentlich sei nicht für sich da, sondern für seinen Zögling. So warf der Kandidat heute die Bemerkung in das Gespräch, daß für Nik jedenfalls ein neuer Lehrer gesucht werden müsse, da er sich um eine schwäbische Pfarrei beworben habe. „Und das sagen Sie uns jetzt erst" — brauste der Baron auf. Der Schwabe aber lachte mit dem ganzen dicken Gesichte. „Ja, wir Württemberger", sagte er selbstvergnügt, „machen unser Sach' hehlingen." Diese graziöse Erklärung gab denn den Ausschlag. Die Baronin wurde von allen Seiten mit Vorstellungen bestürmt, der Baron zuckte

wohlweislich nur die Schultern, aber er deutete an, daß bei der Hartnäckigkeit seiner lieben Frau ja doch Alles vergeblich sei. Das schlug durch. Um ihren Freundinnen einen greifbaren Beweis zu liefern, wie ihr Gemahl sie verleumde, und wie nur er an allen Mißhelligkeiten schuld sei, gab sie feierlich nach, und der Baron ließ sofort anspannen, um alsbald zum Director der königlichen Lateinschule zu fahren, damit die Angelegenheit geordnet werde, ehe seine drei Bundesgenossinnen das Haus verließen. Schon nach einer Stunde kam er mit der Nachricht zurück, daß Nik zu Anfang des nächsten Curses in der Klasse erscheinen solle, in die er zunächst als Gast aufgenommen sei. Einstweilen aber versprach der Baron seiner Frau, dem armen Knaben nichts davon zu sagen, damit er die wenigen Wochen seiner Freiheit noch in voller Unbefangenheit zu genießen vermöge. Das aber war hauptsächlich darum nöthig, weil ein Besuch von Tante Tina und ihrer Tochter Valentine bevorstand, und bei diesem Zusammensein, erklärte die Baronin mit größter Bestimmtheit, dürfe Nik nicht „präoccupirt" sein.

Zufrieden, in der Hauptsache seinen Zweck erreicht zu haben, verließ der Prediger das Schloß. „So war der Mittag doch nicht völlig vergeudet", sagte er bei sich selbst. „Es war auch die höchste Zeit, dieser verkehrten Erziehung ein Ende zu machen." Als er in dieser befriedigten Stimmung dem Schloßthore zuschritt, begegnete er im Vorgarten der alten Braunin, die diesen Tag nicht

vorübergehen laſſen wollte, ohne ihn zu einer Bettelei zu benutzen.

„Heda“, ſagte der Pfarrer zu ihr, „Ihr laßt ja die Käthe doch als Blumenmädchen in den Wirthshäuſern herumgehen. Haltet Ihr ſo Euer Verſprechen?“

„Ach, Herr Paſter!“ erwiderte die Alte, indem ſie that, als ob ſie nach Luft ſchnappe.

„Wißt Ihr nicht mehr, wie das Geſchäft Euerer Tochter bekommen iſt, müßt Ihr nun Euere Enkelin auch ruiniren?“ ſagte der Pfarrer ſtreng.

„Ach, Herr Paſter“, ſchnappte die Alte auf's neue.

„Warum habt Ihr ſie nicht in den Dienſt gebracht, den ich Euch nachwies? Nun?“

„Ach, Herr Paſter“, ſagte die Alte, „das waren ſo harte Leute, und die Frau Baronin verſprach der Käthe täglich einen Strauß abzukaufen. So ſtellen wir uns ja viel beſſer.“

Der alte Herr ſtieß mit ſeinem Stocke zornig auf den Boden und ſagte: „So, ſo, die Frau Baronin. Nun ich werde einmal mit dem Bürgermeiſter ſprechen.“ Damit ſchritt er auf die Landſtraße hinaus, das Thor ärgerlich hinter ſich zuwerfend.

Siebentes Kapitel.

Am folgenden Sonntage trat der Baron in seinen Garten hinaus und fand den Gärtner, obwohl die Sonne schon hoch am Himmel stand, noch immer mit dem Begießen der Pflanzen beschäftigt, während der neu eingetretene Lehrjunge ihm dabei müssig zusah.

„Warum hilfst Du nicht?" fragte der Freiherr den jungen Menschen, der überhöflich zur Seite trat.

„Er sagt, daß er am Sonntage keine Arbeit thun dürfe", lachte der Gärtner gutmüthig.

„Dummes Zeug", schnarrte der Baron, und seine gewichsten Bartspitzen sträubten sich in bedrohlicher Weise. „Du meinst wohl, es sei Gott wohlgefälliger, wenn bei dieser Trockenheit die schönsten Blumen zu Grunde gehn. Sogleich holst Du Deine Kanne!"

Der Knabe rührte sich nicht von der Stelle.

„Nun?" herrschte der Freiherr.

„Es ist gegen meine Religion", sagte der neue Lehrling.

„So suche Dir einen andern Dienst!" erwiderte der Freiherr zornig. „Kopfhänger kann ich nicht brauchen."

Jetzt erſt ging der rothhaarige Junge zu dem Hütt-chen, wo die Geräthſchaften lagen, aber er warf dem Herrn vorher noch einen ſo vorwurfsvollen Blick zu, daß dieſer ihn beinahe zurückgerufen hätte. In dieſem Augen-blicke wurde die Glocke am Thore gezogen.

„Ach, Beſuch!“ rief der Freiherr ärgerlich. „Johann ſoll ſagen, ich ſei nicht zu Hauſe. Ja ſo!“ verbeſſerte er ſich dann, „das wird der auch nicht ſagen dürfen. Dieſes verwünſchte Rettungshaus!“

„Doch, lügen dürfen ſie“, erwiderte der Gärtner trocken. „Er hat mich ſchon zehnmal belogen, ſo kurz er hier iſt.“

„Nun, dann will ich ihn wenigſtens nicht dazu an-leiten“, erwiderte der Baron, in das Lachen des Alten einſtimmend, und eilte über die Brücke nach ſeinem Zim-mer, um raſch noch Toilette zu machen. Drinnen fand er Nik bei einem Romane, und jagte ihn ſofort in den Garten.

Als Nik, verſtört von ſeiner wüſten Leſerei, heraus-trat, erblickte er der Brücke gerade gegenüber, wo man ihn von dem Zimmer des Barons am beſten ſehen konnte, einen hagern, rothhaarigen Knaben, der in ſchwarzen Kleidern, die Confirmandenmütze auf dem Kopfe, feierlich Blumen begoß, und über jede eine Art von Taufſegen zu murmeln ſchien. Als er näher heranging, trat der-ſelbe ehrerbietig zur Seite und nahm ſeine Mütze ab. Nik war nicht wenig erſtaunt, in dem ſalbungsvollen Blumenpfarrer ſeinen ehemaligen rothhaarigen Feind, den

mehrfach zu Tod gemarterten und dann in Gnaden frei gegebenen Mohrenkönig wieder zu finden. „Wie kommen Sie hierher?" fragte er würdevoll.

„Wollen der gnädige Herr doch Du zu mir sagen. Ich bin ja nur der Lehrjunge des Herrn Glimm, also in Euer Gnaden Diensten."

Nik fühlte sich nicht wenig geschmeichelt über diese unterwürfige Anrede. Dann kam ihm aber eine störende Erinnerung: „Du wolltest mich ja zwingen, alle Freiherren Mißgeburten zu nennen?" sagte er trotzig.

„Es war der leibhaftige Satan, der aus mir sprach", erwiderte der Rothe in zerknirschtem Tone. „Wahrhaftig, ich war damals besessen. Sie wissen nicht, Herr Baron, wie der Böse über unsereinen Gewalt hat, so daß wir dann gerade das Gegentheil von dem sagen, was wir denken, und thun müssen, was wir am wenigsten wollen. Die ganze Stunde hatte der Teufel mir in die Ohren geflüstert: 'beleidige den Besten unter allen Knaben, beschimpfe den Schönsten, den Adeligsten'. Nur, weil ich Sie so bewundert hatte an all' den vorangegangenen Tagen, hat der Satan mich auf Sie gehetzt. Aber ich sehe es ein, ich hätte am Sonntage den Herrn Baron noch besonders um Vergebung bitten müssen."

Nik war nicht unempfindlich gegen so schöne Worte „Gut", erwiderte er, „ich will hoffen, daß der Satan Dich nicht wieder plagt, und falls Du Deine Pflicht thust, erfahren die Eltern nichts von der Sache." Damit ging er weiter, da ihm die Hausgenossenschaft des früheren

Feindes, der ihn so schwach gesehen, eine unerfreuliche Ueberraschung war. Auch suchte er Elfrieden, nach der er schon die ganze Woche vergeblich ausgeschaut hatte.

Heute war das Glück ihm günstiger. Als er durch den Park gegangen, fand er die beiden Zwillinge, wie sie, zärtlich die Arme um einander schlingend, am Waldrande hin und wieder gingen. Elfriede schien geweint zu haben. „Sie geht morgen nach der Residenz", rief Fritz. „Du kannst ihr Lebewohl sagen." Nik wurde bleich. Man sah ihm an, daß er ganz zerschmettert war von dieser Nachricht.

„Ich soll mich in der Musik ausbilden", sagte Elfriede ruhig. „Der gute Herr Pastor hat es den Eltern gerathen. Ich thue es auch gern, aber die Trennung wird mir schwer."

„Wann wirst Du wiederkommen?" stammelte Nik mit niedergeschlagenen Augen.

„Wenn die Georginen blühn", erwiderte die Gärtnerstochter, die nach den Blumen rechnete. Nik vermochte kein Wort hervorzubringen, aber es war ihm, als ob sein guter Engel von ihm weiche. „Lebe wohl", sagte er leise zu Elfrieden, als sie an dem Wege zur Gärtnerswiese angekommen waren. Sie reichte ihm still die Hand und erröthete. Nik zögerte noch. Schon die ganze Woche trug er einen goldenen Ring mit schönem, rothen Steine in seiner Tasche, den er aus seinen zahlreichen Confirmationsgeschenken ausgewählt hatte, um ihn Elfrieden zu schenken. Er hatte sich ausgedacht, ihr zu sagen, sie solle ihn tragen

zur Erinnerung an ihren gemeinsamen Geburtstag, Tauftag und Confirmationstag. Und in der Hoffnung, wollte er dann anzüglich hinzusetzen, auf einen gemeinsamen Hochzeitstag. Der Ring brannte ihn förmlich in seiner Westentasche, er fühlte sogar einen Druck in der Seite, aber in Fritzens Gegenwart vermochte er den Ring so wenig hervorzuziehen, wie früher die diebische Scheere. „Vergiß mich nicht", waren die einzigen Worte, die er stammelnd herausbrachte, und noch ehe er sich besonnen, waren die Zwillinge schon gegangen, wie Leute, die sich noch viel zu sagen haben. Wenn sie nur wenigstens, wie seine Cousinen pflegten, ihm ihr Album gegeben hätte, um zur Erinnerung ein Blatt mit einem Verse auszufüllen, er hätte ihr sicherlich einen Heirathsantrag ins Album geschrieben. Nun aber stand er allein an der Weißdornhecke und zerpflückte die Blätter. Als er drüben auf der Wiese den Gärtner mit seiner Frau Waschseile aufspannen sah, erschrak er so, daß er sich an einem Dorne die Hand blutig stach. „Keine Rose ohne Blattläuse", sagte er grimmig. „Wenn sie nur diese Verwandten nicht hätte!" Namentlich ein Gefühl des Hasses auf Fritz stieg in seinem Herzen auf, denn dieser trockene Schleicher war daran schuld, daß es mit seiner Liebe wieder nichts war.

Planlos schlenderte er nun im Garten umher, den Ring von einem Finger an den andern schiebend. So in Träumen verloren gerieth er auf den Hauptweg des Parks, einen schön mit Kies geebneten Gang, von dem

man durch hohe Bogen, die im Sommer sich mit wildem Wein umzogen, nach dem Flusse hinabschaute. Am Ende desselben stand vor einer Gruppe von Flieder und Jasmin, deren zartes, junges Laub wie ein grüner Schleier die Mauer überdeckte, eine Statue der Psyche. Die liebliche, knospende Mädchengestalt senkte ihr nachdenkliches Köpfchen über einem Schmetterlinge, nach dem sie traumhaft griff. Die verschleierte Frühlingssonne gab dem Bilde eine warme Farbe, und die wehenden Zweige warfen wechselnde Lichter auf die aus gelbem Thon geformte Figur, so daß sie zu leben schien. So oft der Schatten wich, wollte der Falter sich erheben, und die schlanken Finger Psyche's folgten seinen Bewegungen. Für Nik nahm die zarte Gestalt Elfriedens feine Züge an. Eine Weile stand er wie träumend vor ihr, dann bestieg er die Bank vor dem Bilde und drückte einen langen heißen Kuß auf Psyche's Lippen, und nachdem er seinen Ring vom eigenen Finger gezogen, steckte er ihn an den nach innen gewendeten Ringfinger der Statue, und siehe da — er hielt. Nun wollte er täglich hierher kommen und nachsehen, ob Psyche seinen Ring noch habe; so lang, beschloß er bei sich, werde Elfriedens Herz auch in der Ferne ihm treu sein.

In der Nacht hatte er einen seltsamen Traum. Er sah Elfriedens zartes Psychéköpfchen und daneben Fritz, der wie ein fröhlicher Posaunenengel dareinschaute. Eine lichte Glorie schwebte um beide Zwillinge, und er streckte ihnen seine zwei Hände entgegen, aber Fritz zog Elfrieden

zurück, und sie entschwebten immer weiter, bis sie in der Ferne nur noch wie zwei freundliche Sterne auf ihn herniederglänzten. Nik hatte im Traume das peinliche Gefühl, daß er sich abmühe, ihnen zu folgen, und doch keinen Schritt vorwärts komme. Plötzlich aber leuchtete ein brandrother Stern, wie die Flamme eines brennenden Hauses, jäh vor ihm auf. Derselbe kam näher und näher, und er hörte eine bekannte Stimme sagen: „Dich fesselt die Erde, und nimmer erreichst Du die, die Du liebst. Ich aber habe Dir nachgesetzt, um Dich ihnen abzujagen; ich bin vom Himmel gefallen, weil ich sie hasse. Mein sollst Du werden, mein!“ Und immer näher kam die rothe Scheibe Nik's Antlitz, jetzt konnte er die Züge eines menschlichen Angesichts unterscheiden. Es war der Junge aus dem Rettungshause. Er stand wieder wie damals vor ihm, und drängte ihn an die Wand, und wollte ihn schlagen. „Hilf, Elfriede“, schrie Nik im Schlafe. Darüber wachte er auf und hörte die Dorfuhr zwei Uhr schlagen. Er war ganz in Schweiß gebadet vor Angst, und sein Herz klopfte hörbar. Lange dauerte es, bis er sich beruhigt hatte, und es fiel schon ein heller Schein durch das Fenster, ehe er wieder einschlief.

Am folgenden Morgen drängte es ihn an die freie Luft, um seinen heißen Kopf zu kühlen. Auch fühlte er das Bedürfniß, nach den Schrecknissen der Nacht der holden Psyche seinen Besuch abzustatten. Von ferne schon leuchtete ihm die schlanke Gestalt in der Morgensonne entgegen. Ihr liebliches Antlitz beugte sich, wie vom

Morgenthau gewaſchen, über den Schmetterling, der von der Frühkälte erſtarrt ſchien. Mit zärtlichem Lächeln trat Nik an das Bild heran und ſchaute nach ſeinem Ringe, aber wie erſchrak er, der Ring war verſchwunden. Eilig bückte er ſich nieder und ſuchte, aber weder unter der Bank, noch unter den Fliederbüſchen, noch im Raſen war der Goldreif zu entdecken. Jedes Stückchen der Buchseinfaſſung ließ Nik durch ſeine Hand gehn, er ward heiß und roth über der Anſtrengung, aber es war alles vergebens.

„Suchen Sie etwas?“ hörte er nun plötzlich die Stimme des rothen Johannes, der mit zwei leeren Gießkannen neben ihm ſtand.

„Ich habe einen goldenen Ring verloren“, erwiderte Nik ärgerlich.

„Wiſſen Sie, daß er Ihnen gerade hier fiel?“ fragte der Gärtnerburſche. „Man hat oft das Gefühl, als ob man einen Ring noch am Finger habe, nachdem man ihn längſt verloren hat.“

„Er muß hier ſein“, erwiderte Nik. „Ich ſteckte ihn der Figur an den Finger.“

Der Rothe verzog ſeine plumpen Lippen zu einem ſpöttiſchen Lächeln. „Eben jetzt?“ fragte er.

„Nein, geſtern“, erwiderte Nik ungeduldig. „Sie hatte ihn am Abende noch.“

„Ah, da haben ſich der Herr Baron wohl mit einem ſchönen Bilde verlobt, wie Ihr Vorfahr auf der Brückenburg?“

Nik wechselte die Farbe. Die Aehnlichkeit seines kindischen Spieles mit dem vermessenen Unterfangen seines übel berüchtigten Ahnherrn war ihm noch nicht in den Sinn gekommen.

Die spukende Müllerstochter war nicht das einzige Familiengespenst der Altenbrück. Während jene tragische Thatsache sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zugetragen hatte, gab es von dem gleichen alten Brunnen, in dem das betrogene Mädchen sich ertränkt hatte, eine noch viel schauerlichere Sage aus der Zeit, in der Nik's Vorfahren noch auf der in den Bergen versteckten Brückenburg hausten. Ritter Götz von der Brückenburg war ein sinniger Träumer gewesen, der Tage lang im Walde streifte, ohne mit einem Menschen zu reden, sondern einsam seinen Gedanken nachhing. Das aber kam daher, daß ihm seine geliebte junge Gattin schon nach kurzer Ehe gestorben war. Der Schmerz darüber hatte ihn tiefsinnig gemacht, und er strich nachdenklich draußen umher, hörte nichts und sprach nichts, sondern sah zu Boden wie Einer, der den gestrigen Tag sucht. Am liebsten saß er bei einem Ziehbrunnen am Abhange des Flußthals, auf dem ein altes Steinbild aus heidnischer Zeit eingemauert war. Dasselbe stellte eine Frau dar, die über einem Kruge lehnte, und eine Hand gleichsam einladend über dem Brunnen ausstreckte. Die ganze Gegend hing an dem schönen Bilde, und so kam es, daß auch die wildesten Buben dasselbe nie beschädigt hatten. Ritter Götz aber war förmlich in dasselbe verliebt, und setzte sich oft

Stunden lang der ſteinernen Frau gegenüber, um ſie zu betrachten, und von ſeiner verſtorbenen Gattin zu träumen. Eines Abends aber, als die ſinkende Sonne die Geſtalt mit ihrem rothen Lichte übergoß, ſo daß ſie zu leben und ſich zu bewegen ſchien, ging er in ſeiner Leidenſchaft ſo weit, daß er ihr den Ring ſeiner ſeligen Frau in ihre Steinhand legte, und ſeufzend ſprach: „Dir möchte ich am eheſten mich wieder vermählen.“ Da hatte er einen großen Schreck, denn das Bild ſchloß langſam die Hand zu und hielt ſeine Beute feſt. Jetzt erſt fiel dem Ritter ein, daß dieſes Weib eine der ſündhaften heidniſchen Göttinnen ſei, und daß er ſich einer Teufelin verlobt habe. In der Nacht hörte er die Stimme ſeiner ſeligen Frau: „Götz, rette Deine Seele.“ Das konnte er ſchließlich nicht mehr ertragen. Als das Oſterfeſt kam, ging er zur Beichte und bekannte, was er gethan habe. „Mein Sohn“, ſagte ihm der Prieſter, „Du haſt ſchwer geſündigt, denn der Hölle haſt Du Dich verlobt. Nun gehe hin und ſäge dem Bilde die Hand ab, in der der Ring liegt, daß wir ſie in das Tabernakel zum Allerheiligſten legen, ſo wird die Hand ſich aufthun und den Ring herausgeben.“ Der Ritter machte ſich denn auch ſofort auf nach dem Brunnen, aber bis er den Weg zurückgelegt hatte, fing es ſchon an zu dämmern, und als er nach dem einſamen Platze kam, ſtand ein ſchönes Weib bei der Quelle, um das ein Schleier wallte, wie von Mondſchein gewebt. Zaghaft trat der Ritter näher und ſank auf ein Knie, indem er ſprach: „Habe Erbarmen

und gib mir meinen Ring zurück, daß meine Frau aufhöre zu weinen.“ Das bleiche Weib aber lächelte gar wunderſam, und ſchüttelte anmuthig mit ihrem ſchönen Kopfe, ſo daß der Ritter heißer als je gegen ſie entbrannte. Er ſtreckte die Arme aus und wollte das Phantom an ſich ziehn. Sie aber entzog ſich ihm, und aus der Brombeerhecke hinter dem Brunnen ertönte ein ſo ſchadenfrohes Kichern, daß das Herz des braven Götz ergrimmte. Er ſprang auf und erhob den Arm gegen die teufliſche Erſcheinung, und rief: „So beſchwöre ich Dich im Namen des dreieinigen Gottes, daß Du herausgibſt, was nicht Dein iſt.“ Bis dahin hatte die Frau ihn lieblich und ſüß angeſchaut, als er aber den Namen der heiligen Dreieinigkeit ausſprach, verzerrten ſich ihre Züge, ihr Auge ſprühte Feuer, und aus den Brombeerbüſchen hinter dem Brunnen ertönte ein gelles Lachen und Pfeifen, und als der Ritter entſetzt den Kopf nach jener Seite wandte, war die Erſcheinung verſchwunden. Da nahm Götz wüthend den Knauf ſeines Schwertes, und wie der Prieſter ihn geheißen, ergriff er die Hand des Steinbilds und ſchlug ſie ab, um ſie in die Kirche zu tragen. Aber alsbald ſchoß aus dem verſtümmelten Arme ein Blutſtrom, und er hörte, wie das Blut unten in das Waſſer des Brunnens platſchte. Darüber erſchrak er ſo, daß ihm die abgehauene Hand entwiſchte und polternd in den tiefen Brunnen hinabfiel. Eine Weile ſtand der fromme Mann nachdenklich über den Rand der Ciſterne gebeugt, dann ſagte er zornig: „Den Ring meines Weibes muß

ich wieder haben, es koſte, was es wolle.“ Damit gürtete er das Schwert ab und lehnte es an den Rand des Brunnens. Vorſichtig kletterte er ſodann in den Lücken der alten Brunnenmauer hinab, wie er die Hirten zuweilen hatte thun ſehen, wenn die Schöpfeimer ſtockten. Kaum aber hatte er den Rand des Brunnens losgelaſſen, ſo hörte er das teufliſche Lachen wieder, ſo daß er vor Schrecken ausglitt, hinabfiel, und elend ums Leben kam. Aus der Tiefe aber ertönte es wie Jauchzen der Hölle. Am Morgen entdeckten ſeine Diener, die ihn ſuchten, ſein Schwert, von ihm ſelbſt aber ward nie wieder eine Spur gefunden. Nur einſame Wanderer, die in ſpäter Abendſtunde am Brunnen vorbeikamen, ſahen ſeine Geſtalt, wie er vor einem bleichen Weibe kniete, die Hände rang, und ſie anflehte, ſie möge ſeinen Ring ihm wiedergeben. Die Fiſcher aber, wenn ſie drunten vom Strome her die weiße Geſtalt über dem Brunnen weben ſahen, bekreuzten ſich und kehrten heim, denn ſie wußten, daß ſie an einem ſolchen Tage nichts fangen würden. Das war die Sage, die an den Brunnen ſich knüpfte, wie ſie in der ganzen Gegend bekannt war, und an die der Gärtnerburſche jetzt ſeinen jungen Herrn erinnerte.

Nik ſchaute den Rothhaarigen mit großen Augen an, während dieſer ſich ruhig mit ſeinem bunten Taſchentuche den Schweiß von dem geſprenkelten Geſichte wiſchte.

„Ich glaube weder an die Brunnenfrau, noch an die Müllerstochter“, ſagte Nik nach einer Weile, indem es ihn reizte, dem Diener gegenüber den Tapfern zu ſpielen.

„Es ist derselbe Nebelstreif, den sie erst für die Brunnenfrau, dann für den Geist des ertrunkenen Mädchens hielten.“

„Wer weiß?“ erwiderte der Rothe, indem seine bösen Rabenaugen listig funkelten, „ob es nicht dasselbe Gespenst ist, das sich bald als Brunnenfrau, bald als Müllerstochter zeigt. Solche Verwandlungen kommen vor. Warum hätte der Herr Baron den Brunnen zuwerfen lassen, wenn Alles geheuer wäre? Mit rechten Dingen geht es nicht zu, auch mit Ihrem Ringe nicht. Das Bild hier kann ja ein Abbild der Marmorbraut sein, die die Pfaffen zerschlagen haben. Wenn der Ring nicht hier ist, finden Sie ihn vielleicht dort oben“, und er wies mit dem Daumen nach der Parkecke, indem er listig mit den Augen zwinkerte. „Die Brunnenfrau oder Müllerstochter wird ihn über Nacht mit hinaufgenommen haben. Sie sind dann der Dritte der Familie, der sich mit ihr verlobt, und man sagt, daß mit dem Dritten das Geschlecht zu Ende gehe.“

Nik wurde bleich, dann aber sagte er ärgerlich: „Ich glaube, Du willst mich foppen. Uebrigens, wenn Du den Ring findest, so erhältst Du ein Trinkgeld.“

Damit kehrte der Knabe in seine Stube zurück, wo er lange in einer Sophaecke kauerte, und über Müllers Anspielungen nachbrütete, die ihm neue Phantastereien in den Kopf gesetzt hatten. War nicht am Ende doch bei dem räthselhaften Verschwinden seines Ringes eine höhere Macht im Spiele? Hatten die Unsichtbaren die Schwüre

gehört, die er Pſyche geleiſtet, und nahmen ſie dieſelben an durch das Zeichen, das ſie ihm gaben? War es Elfriede, war es die Müllerstochter, war es die weiße Frau, an die ſein Gelübde ihn band? Aber was ging das holde Bild die geſpenſtiſche Brunnenfrau an? Pſyche, ſeiner Pſyche, Elfrieden hatte er ſich gelobt und Niemandem ſonſt, und wieder ſchwur er ihr tauſend Eide.

Als am folgenden Sonntage die Glocken anzeigten, daß der Gottesdienſt zu Ende ſei, verließ Johannes Müller das Schloß und ging über die Brücke nach der Stadt, wo zu dieſer Stunde die Wirthshäuſer und die Kaufläden ſich aufthaten, damit das am Sonntage nach der Stadt ſtrömende Landvolk ſeine Einkäufe beſorgen konnte. Der Rothe, ehrbar angethan in ſeinen ſchwarzen Kleidern, blieb vor einem Juwelierladen ſtehen, ſcheinbar die glänzenden und funkelnden Reife und Steine in der Auslage bewundernd. Dabei gingen aber ſeine Augen argwöhniſch die Straße hinauf und hinab, ob Niemand um den Weg ſei, der ihn kenne. Als er ſich in dieſer Beziehung beruhigt hatte, trat er beſcheiden in den Laden. Der Juwelier hatte das auffällige Benehmen des Knaben ſchon von ſeiner Stube aus beobachtet, und fragte mit einem ungnädigen Blicke auf den rothhaarigen langen Menſchen, was er begehre? Dieſer brachte aus der Weſtentaſche ein Papier zum Vorſcheine, wickelte es langſam auf, und reichte dem Juwelier einen Ring, an dem ein rother Stein glänzte.

„Könnten Sie mir ſagen, was das werth iſt", ſagte

er, den Juwelier feſt anſehend. Dieſer prüfte den Stein und warf dabei einen argwöhniſchen Blick auf den Verkäufer. „Ich habe ihn zur Confirmation erhalten", ſagte dieſer, „ich habe aber andere Dinge nöthiger."

„Der Werth mag dreißig Mark ſein", ſagte der Juwelier. „Ich kaufe aber nur von Leuten, die ich kenne."

„Nehmen Sie ihn auch nicht, wenn ich ihn um fünfzehn Mark gebe", ſagte Müller.

„Dann um ſo weniger", erwiderte der Juwelier und kehrte ihm den Rücken, und als der Knabe noch immer zögerte zu gehn, wies er ihm barſch die Thüre. Verdutzt verließ derſelbe den Laden und ging verdrießlich ſeiner Wege. Bald aber fiel ihm ein neuer Laden mit Goldwaaren in die Augen. Er war klein und unſcheinbar, und gehörte einem Juden. „Hier werde ich ankommen", ſagte der Knabe, und trat ein. Ein alter Mann mit einer Hornbrille ſaß an einem Tiſche und putzte ſeine Waaren. Johannes reichte ihm den Ring. „Woher haben Sie ihn?" fragte der Jude gleichgültig.

„Gefunden", gab Müller zur Antwort.

„So tragen Sie ihn auf die Polizei", erwiderte der Alte gleichmüthig, indem er den Ring zurückſchob und eine nicht mißzuverſtehende Geberde nach der Thüre machte. In einem dritten Laden verlangte die Jungfer ein Zeugniß, von wem er den Ring habe. Kurz, es läutete die Mittagsſtunde und der brave Johannes hatte keinen Käufer gefunden; nur die Erkenntniß fing an in ihm zu tagen, daß er nicht ſehr vertrauenerweckend aus-

sehe, und es vielleicht vortheilhafter sei, sich mit einem bescheidenen Finderlohn von Seiten Nik's zu begnügen. Aber was konnte der einfältige Junge viel geben? Verdrießlich stand er auf der Straße und war nahe daran, den Ring in den nächsten Gossenstein zu werfen, denn gestohlenes Gut aufzuheben, war doch immer gefährlich. „Man kann nie wissen, wie der Teufel sein Spiel hat", dachte er. Dann aber kam ihm ein Einfall. Er steckte mit einem spöttischen Lächeln den Ring wieder ein und schritt fürbaß. Die Mittagszeit war schon vorüber, als der rothe Johannes verstimmt in der Höhle des Lasters eintraf, wie er die Wohnung seiner Großmutter nannte. Wohl oder übel mußte er mit der schmalen Kost der Alten und seiner Schwester vorlieb nehmen, und doch hatte er darauf gerechnet, heute sich und Käthchen einen guten Tag zu machen.

Nik war in der folgenden Woche durch den Besuch von Tante Tina in Anspruch genommen, die ihr hübsches aber grenzenlos verzogenes Töchterchen mitgebracht hatte. Die sechszehnjährige Valentine spielte schon ganz die junge Dame, und behandelte Nik mit einer Herablassung, die diesem sehr beleidigend war. „Elfriede ist zehnmal hübscher als sie", dachte er, „und gibt sich lang kein solches Ansehen." So war er froh, als die Tante bald wieder aufbrach und ihr anspruchvolles Dämchen mit sich nahm. „Adieu Bleichfisch", knixte das junge Mädchen beim Abschied. „Adieu Backfisch!" erwiderte Nik unartig. Die Alten lachten, der Baron aber dachte für sich: „Gold-

fiſch' würde auch paſſen; ſchade, daß ſie für Nik zu alt iſt."

Aber ſo froh Nik war, des launiſchen Plagegeiſtes ledig zu ſein, ſo gelangweilt war er durch ſeine völlige Einſamkeit. Fritz hatte Elfrieden nach der Stadt begleitet, und Nik wußte nicht, ob er ſchon wieder zurück ſei; der Hauslehrer war in ſeine ſchwäbiſche Heimath abgereiſt, um ſich ganz dem „An ſich ſein" und „Für ſich ſein" zu ergeben, und der arme Nik war nicht nur, wie ſeine Mama wünſchte, nicht „präoccupirt", ſondern nicht einmal beſchäftigt, und wußte kaum, wie er den Tag hinbringen ſolle. So ſchlich er verdroſſen an den Taxusbüſchen vorbei hinauf in den Wald. Die Mittagsſonne brannte ziemlich warm, und Nik ſtrebte deshalb den hohen Tannen am Ende des Parkes zu, die mehr Schatten boten als die ſich eben erſt begrünenden Ahorne und Traubenkirſchen. Auf dieſe Weiſe gelangte er zu der Hecke der Brunnenfrau. Als er vorüberging, fiel ihm das Gerede des Rothen ein und deſſen myſteriöſe Andeutung, wenn ſein verlorener Ring überhaupt wieder zum Vorſchein komme, ſo werde es wohl hier ſein. Müßig, wie er war, drängte er ſich durch die Brombeerhecken, an denen das erſte junge Grün des Frühlings hing. Um dieſe Jahreszeit machte es keine Mühe, bis zu der alten Ciſterne und der in derſelben verſenkten Tonne vorzudringen. Er warf einen flüchtigen Blick in dieſelbe, im nächſten Augenblicke aber beugte er ſich tief über ſie hinab. Auf dem Boden des Faſſes glänzte ihm

etwas entgegen. Kein Zweifel, es war ſein Ring. Mit beiden Füßen ſchwang er ſich raſch hinab, ſo daß die morſche Tonne in allen Fugen erkrachte. Dabei wäre es ihm faſt ergangen, wie ſeinem Ahnherrn Götz von der Brückenburg, denn der morſche Boden des Faſſes gab nach, die Bretter verſanken in den vom Frühlingsregen verſumpften Boden, und Nik gerieth bis an die Knöchel in das hervorquellende Waſſer. „Maria und Joſeph!“ rief er, die alte Barbara nachahmend, als ihm das kalte Naß in die Stiefel drang. Der Ring lag hart am Rande des Faßbodens, und Nik tappte danach, allein in dem trüben Schlamme, der von allen Seiten hervordrang, war der Goldreif verſchwunden, den er doch eben noch deutlich geſehen hatte. In unbequemer Lage taſtete Nik herüber und hinüber, ohne ſein Kleinod zu finden. Neue Bretter löſten unter ſeinen Füßen ſich ab, und er ſank tiefer und tiefer. Als er den Rand der Tonne erfaſſen wollte, um ſich aufzuſchwingen, fand er, daß er ſich nur immer weiter in den weichen Grund einarbeite.

Zuerſt hatte er nur gelacht, denn er dachte, ich werde doch in einer Regentonne nicht ertrinken, nun aber erinnerte er ſich, gehört zu haben, wie tief der alte Brunnen geweſen ſei, und hatte ſich die aufgeweichte Erde unter ihm, mit der die Ciſterne aufgefüllt war, in Sumpf und Moraſt verwandelt, ſo war die Sache durchaus nicht ſpaßhaft. Der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirne, und krampfhaft klammerte er ſich an dem Rande der Tonne an. Die eine Hälfte des Faßbodens hielt noch, und es

gelang ihm, sich auf dieselbe hinaufzuarbeiten, brach aber auch diese, so wußte er nicht, wie tief er sinken würde. Mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte rief er deshalb um Hülfe, aber Niemand kam. Oft war es ihm, als ob er ganz in der Nähe mit der Hacke arbeiten höre, aber so laut er auch schrie, er erhielt keine Antwort. Allmählich fühlte er, daß seine Kraft nachlasse, und so machte er noch einen Versuch sich zum Rande der Tonne empor=zuziehen, aber bei diesen Anstrengungen brach das Brett unter seinen Füßen; er fiel wieder hinab und versank dieses Mal bis an die Hüften. Dann blieb er stehen. Der Brunnen war zu seinem Glücke mit Bauschutt auf=gefüllt worden, und so hatte er festen Grund unter den Füßen. Nun fing er auf's Neue an zu rufen, aber seine schwächer werdende Stimme versagte allmählich. Er wurde fast ohnmächtig vor Angst und Kälte. Also war es doch keine Fabel, daß hier ein boshaftes Wesen hause, das seinem Geschlechte Unheil spann! Lange konnte er es hier nicht aushalten. Nun stand er schon eine halbe Stunde im Wasser, er, den die Mutter vor jedem feuchten Fuße so sorglich behütete. Und nochmals nahm er alle Kräfte zusammen und rief: „Halloh! Hülfe! Hülfe!" Dieses Mal endlich schien man ihn zu vernehmen. Er hörte sich rufen. War das Fritzens Stimme? Aber der war ja verreist. Sollte er wieder zurück sein? Nik rief auf's Neue, und die Stimme antwortete ganz aus der Nähe. Nun brach der Retter bereits durch die Büsche. Nik nebelte es vor den Augen, und seine Ohren brausten.

„Fritz!“ rief er mit dem Aufgebote der letzten Kraft. „Ja, wohl, ich komme!“ war die Antwort, und alsbald erschien das brave Gesicht des Gärtnerssohns über der Tonne.

Einen Augenblick schien er erschreckt, dann aber brach er in ein unbändiges Gelächter aus: „Potz Prima und Secunda!“ rief der fröhliche Junge. „Machst Du mit der Brunnenfrau Hochzeit? Kakojoannes erzählte schon lange, Du hättest Dich mit ihr verlobt.“

Trotz der Angst, die er noch eben empfunden, ärgerte sich Nik über diese Verrätherei des Rothen. „So hat der schlechte Mensch auch noch geplaudert“, dachte er. „Ich will es Dir entgelten, Du ungläubiger Hund“, knirschte er, in seine Märchenphantasieen zurückfallend. „Reiche mir lieber die Hand, statt zu lachen“, sagte er dann weinerlich, „daß ich aus dieser Mördergrube entrinne.“ Fritz versuchte es, Nik emporzuziehen, aber dieser stellte sich so ungeschickt an, daß sein Freund sich um Hülfe umsah. „Warum der Rothe ihn nur so ruhig schreien ließ“, dachte der Gärtnerssohn. „Er muß dort oben den Ruf doch eben so gut gehört haben wie ich auf der Wiese.“

„Müller!“ rief er nach dem Weinberge hinüber, und alsbald tauchte ein rothes Haupt aus den Reben empor, und Johann Müller fragte, was los sei? Fritz gab ihm Bescheid und befahl, er solle mit der Leiter kommen, damit Nik aus der Cisterne heraufsteigen könne. Es dauerte lang bis der Rothe endlich mit dem Verlangten erschien,

und Nik klapperte vor Kälte. Nachdem die beiden jungen Leute die Leiter vorsichtig hinabgelassen, stieg Nik schwach und zaghaft über den Rand der Cisterne empor, wo er Fritz halb ohnmächtig in die Arme sank. Dieser führte ihn zu der nächsten sonnigen Bank, damit er sich wärme und von seinem Schrecken erhole. Aber kläglich sah er aus mit seinen aneinander klebenden Kleidern, die von Schmutz starrten.

„Oh Fleisch, wie bist Du verfischt worden!“ spottete Fritz. „Geh auf Dein Zimmer, schöne Nymphe, und hülle Dich in menschliche Gewänder.“ Damit machte er sich von Nik und dem Rothen los, und es schien, als ob er sich so rasch verabschiede, weil er mit Müller nichts zu thun haben wolle.

„Hochmuth kommt vor dem Fall“, sagte dieser, indem er Fritz nachschaute, und Nik erschrak über den teuflischen Blick, den der Rothe seinem Retter nachschickte. Unwillkürlich fiel ihm sein Traum ein und unmuthig fragte er: „Warum ließest Du mich eine Stunde rufen und kamst mir nicht zu Hülfe? Warte, ich will es Dir gedenken.“

„Ich dachte, der Herr Baron spielten Theater“, erwiderte Johann unterwürfig. „Ich hörte Sie schon oft so im Walde predigen und meinte darum nur, heute macht der gnädige Herr es besonders natürlich.“

Nik biß sich auf die Lippen. Er fühlte wohl, daß der Andere ihn verhöhne, aber er wußte nichts zu erwidern, da der Spott leider zutraf. Johann fuhr jedoch ganz treuherzig fort: „Kommen Sie rasch. Ich will Sie neu klei-

den, Sie erkälten sich sonst. Wir wollen die hintere Treppe für das Gesinde hinaufgehn, damit Niemand Sie sieht. Es gäbe Gerede." Dagegen war nun nichts einzuwenden, und rasch begab sich Nik mit seinem Begleiter auf seine Stube, wo dieser ihn dienstfertig von den nassen Stiefeln befreite, ihn geschickt warm rieb und neu bekleidete. Die schmutzigen Gewänder aber hing Johann bedächtig am offenen Fenster auf, so daß Nik froh war, keine weitere Hülfe in Anspruch nehmen zu müssen.

„Wie diese Leute doch geschickt sind", dachte er dabei im Stillen, und gewahrte mit Behagen, wie auf das unfreiwillige Bad, das er genommen, sich nunmehr eine angenehme Lebenswärme durch alle seine Adern ergoß. Ueber seine Erlebnisse wollte er lieber schweigen. Aber der Rothe zog sein Geheimniß ruckweise aus ihm heraus wie ein Korkzieher.

„Nun ist der Ring wohl für immer verloren?" sagte Nik verdrießlich. „Er war am Rande der Bretter eingeklemmt, und ich dachte ihn ganz sicher zu haben, als ich plötzlich einbrach."

„Das ist schlimm", erwiderte Müller, indem er mit seiner knochigen Hand seine rothen Haare kraute. „Wir müssen den Ring haben, koste es, was es wolle. Die Müllerstochter würde sonst früher oder später Sie nachziehn."

Nik, der den ausgestandenen Schrecken noch immer in den Gliedern hatte, fragte betroffen: „Wie meinst Du das?"

„Nun, Sie sahen es ja, wie ernst sie es nimmt mit Ihrer Verlobung und wie die Vermaledeite Sie in ihr Reich hinabziehen wollte. Vergessen Sie nicht, daß Sie der Dritte sind. Wir müssen den Ring wieder haben. Ich sage nichts weiter, aber wir müssen."

„Ich hätte ihn auch gern wieder", sagte Nik, dem seine ersten abergläubischen Empfindungen über Johanns Worten wiedergekehrt waren.

„Man muß den Schatz heben!" flüsterte der Rothe. „Aber sie gibt Gold nur für Gold. Wenn Sie heute um Mitternacht ein Goldstück hineinwerfen, so haben Sie den Ring morgen früh am Finger."

Nik sah ihn mißtrauisch an. „Wie könnte ich um Mitternacht in den Wald kommen", sagte er. „Das hörte ja der Diener, und des Vaters Hund würde bellen."

„Dann will ich es für Sie thun", sagte Johannes, scheinbar aufmerksam durch das Fenster nach dem Park hinüberschauend. „Schaffen Sie mir nur das Goldstück."

„Er will mich betrügen", dachte Nik für sich und zögerte mit der Antwort. Aber das Abenteuer reizte ihn doch auch. Vor Allem aber wollte er Psyche's Ring wieder zurück um jeden Preis. „Wann mußt Du das Geld haben?" fragte er verlegen.

„Vor Abend", erwiderte der Rothe. „Je früher je besser."

„Ich will es mir überlegen", sagte Nik, und der Rothe entfernte sich zögernd. Nik schaute ihm beklommen nach.

Er wußte nicht, wie es kam, daß ihm plötzlich einfiel, daß zwei Thüren neben ihm Mamas Wohnzimmer ſei und wie leichtſinnig dieſe ihr Geldtäſchchen auf dem Tiſche oder in ihrem Arbeitskorbe herumliegen laſſe. „Wie gemein, wie abſcheulich", ſagte Nik zu ſich ſelbſt, als dieſer Gedanke ihm immer wieder kam. „Du wirſt doch kein Dieb werden", ſprach er bei ſich ſelbſt. „Bitte Deinen Vater darum und ſage ihm, daß Du nicht verrathen dürfeſt, wozu Du das Geld braucheſt." Dabei öffnete er die Thüre und trat in den anſtoßenden Salon. „Sage der Mama offen, Du habeſt den Ring verloren und könneſt ihn nur gegen zwanzig Mark von dem Finder wieder erhalten", dachte er dann, und mit dieſem Gedanken trat er durch die zweite Thüre in das Zimmer der Baronin. Sie war abweſend, aber der Arbeitskorb ſtand auf dem Tiſche und das Geldtäſchchen lag richtig in demſelben. Nik öffnete es. Er wollte nur ſehen, ob überhaupt ein Goldſtück in demſelben zu finden ſein würde? Richtig, es waren ihrer dreie. Noch immer war er ganz betäubt von den Aufregungen, die er ſoeben im Garten erlebt hatte. Er ſchaute um; Niemand ſah ihn, und unverſehens war eines der Goldſtücke in ſeine Taſche verſchwunden, er wußte nicht wie. Es war, als ob ſeine Hand von ſelbſt die That begangen hätte. Mit Herzklopfen ſchob er dann das Geldtäſchchen wieder in den Korb, und als er draußen Schritte hörte, floh er wie ſinnlos in ſein Zimmer zurück und huſchte dann leiſe die Treppe hinab in den Garten. Mit einer richtigen Diebsphyſiognomie

ſtand er gleich darauf in dem Rebberge neben Johannes, ſcheu nach allen Seiten umſchauend.

„Sie bringen das Geld", ſagte dieſer lächelnd.

„Hier", flüſterte Nik, „aber ſage es Niemand."

„Gewiß nicht", antwortete der Rothe. „Es darf kein Wort darüber geſprochen werden, ſonſt rückt der Ring immer tiefer." Gleichmüthig ſteckte er das Geld ein und griff wieder zu ſeiner Hacke, während Nik zögernd in das Haus zurückkehrte. Noch nie hatte ihm die Glocke, die zum Mittagstiſche rief, einen ſo widrigen Klang gehabt wie heute. Bleich und verſtimmt ſetzte er ſich neben ſeine Mutter und der Biſſen quoll ihm im Munde. Die Erkältung von heute Morgen ſchien ihn jetzt erſt heimzuſuchen. Er fröſtelte und ſeine Hand zitterte. Zu ſeiner Beruhigung ſprachen die Eltern ganz unbefangen von allerlei Angelegenheiten, die ihn nicht angingen. „Weißt Du vielleicht", ſagte aber die Baronin plötzlich zu ihrem Gemahle, „wem ich geſtern oder heute zwanzig Mark gegeben haben kann? Sie fehlen mir an meinem Gelde."

Der Baron zuckte unmuthig die Schultern: „Laſſe Dein Geld nicht immer herumliegen, ſo wird Dir nichts fehlen", ſagte er.

Nik wollte raſch Waſſer trinken und bekam darüber einen Huſtenanfall, daß ihm der Vater auf den Rücken klopfen mußte.

„Es iſt möglich, daß ich das Goldſtück einem Bettler gab, indem ich es mit einem Zehnpfennigſtücke verwech-

selte", fuhr die Baronin fort. Nik athmete auf. „Wenn sie nur bei dieser Meinung bleibt", dachte er.

Der Baron murmelte unmuthig etwas zwischen den Zähnen. „Das sähe Dir ganz ähnlich", verstand die Baronin und beeilte sich, auf ein anderes Thema überzugehn.

Am folgenden Morgen stand Nik an der hintern Seite des Schlosses. Er hatte schlecht geschlafen und war innerlich beklommen. Ein Fieberschauer hatte ihn geschüttelt und er fand sich sehr elend. Sein linkes Ohr tönte ihm fortwährend und eine Stimme hatte ihm im Traume zugerufen: „Dieb, Dieb". Auch als am Morgen die Mutter aus dem Garten seinen Namen rief, verstand er nicht Nik, Nik, sondern Dieb, Dieb! So war er bleich und zitternd vor ihr erschienen und schämte sich tief, als sie ihn liebkoste und in Wehklagen über sein schlechtes Aussehen ausbrach. Der Ring war ihm plötzlich ganz gleichgültig geworden. Nur das Eine war ihm stets gegenwärtig, daß er seiner Mutter Geld gestohlen und sich zum Spießgesellen eines verächtlichen Menschen gemacht habe. Tief verstimmt lehnte er sich über die Brücke und schaute hinab in den Zwinger. Er hörte die Schritte des Gärtnerjungen hinter sich, aber er blickte nicht um. Da schob dieser ihm ein Papier in die Hand und ging schweigend weiter. Als Nik das Papier aufwickelte, glänzte ihm der Ring entgegen. Nik betrachtete ihn lang und argwöhnisch. Es war derselbe, den er verloren. Man sah an den Kritzern der innern Seite die Spuren von

Pſyche's Hand. In der Vertiefung zwiſchen dem rothen Steine und der Goldfaſſung klebte noch der grüne Schlamm der verſumpften Quelle. Das Alles machte auf Nik einen geheimnißvollen Eindruck. Noch eben war er überzeugt geweſen, daß der Rothe ihn zum Beſten habe und ſeine Leichtgläubigkeit ausbeute, jetzt erſchien ihm das Ganze doch wieder höchſt myſteriös. Es war kein Zweifel, der Ring hatte an der Statue geſteckt und dann in dem alten Brunnen gelegen. Wie aber in aller Welt war er von der Hand der Pſyche in die Tonne gekommen, die ſo weit entfernt war? Sollte nicht doch eine unſichtbare Gewalt hier im Spiele ſein? Die Spuren von Pſyche's Hand und die aus der Wohnung der Brunnenfrau waren nicht abzuſtreiten, und Nik war nur allzu geneigt, beide in eine geheimnißvolle Verbindung zu bringen. Daß aber der Rothe das Geld in ſeine Taſche habe wandern laſſen, ſchien ihm auf der andern Seite doch auch wieder wahrſcheinlich. Mit ſo widerſtreitenden Gefühlen kehrte er in ſeine Stube zurück. Er konnte ſich des wieder erlangten Kleinods nicht freuen. Die Art, wie er wieder in Beſitz ſeines Heiligthums gekommen, entleidete ihm dasſelbe. Er wollte nicht ſtets an ſeinen Fehltritt erinnert ſein und legte darum den Ring, ſtatt ihn zu tragen, in die hinterſte Ecke ſeines Schrankes.

Achtes Kapitel.

Das Abenteuer mit dem Ringe hatte gemiſchte Empfindungen in dem Herzen des Knaben zurückgelaſſen, und er würde ſein junges Haupt vielleicht noch lange über dasſelbe zergrübelt haben, hätte nicht die Nachricht, daß er in das Gymnaſium eintreten ſolle, ſeinen Gedanken eine ganz neue Wendung gegeben. Obgleich er etwas der Art geahnt hatte, als der ſchwäbiſche Kandidat das Haus verließ, ohne daß von einem Nachfolger geredet wurde, erbleichte er doch vor Schrecken, als der Vater ihm ſein Schickſal verkündete. Das Neue, was da kommen ſollte, ängſtete ihn, denn er hatte das unbeſtimmte Gefühl, daß er den Anforderungen, die in dem neuen Leben an ihn herantreten würden, nicht gewachſen ſei. So ging er bleich und aufgeregt umher und ſchlief in der Nacht vor Angſt nur wenig. Noch mehr aber als ihr Söhnlein fand ſich die zarte Baronin angegriffen, als es am Montag Morgen halb acht Uhr ſchlug. Nur ſchwer ließ ſie ſich davon abbringen, den kleinen Dulder im Wagen zum Gymnaſium zu bringen. Aber der Baron wurde ernſtlich unwillig, und redete gar von Affenliebe. Schließlich

mußte die aufgeregte Dame ſich damit zufrieden geben, daß Fritz Glimm ihren Nik bis an die Thüre ſeiner Klaſſe führen ſolle. Zitternd und bleich erſchien der vierzehnjährige Knabe unter der Horde fremder Jungen, die ſeine Furcht alsbald entdeckten, und feierlich beſchloſſen, ihm den Namen ‚Milchſuppe' beizulegen. Allein Nik war von Natur nicht feig. Nach wenigen Tagen hatte er ſeine Befangenheit abgeſchüttelt, und ſuchte durch ſchneidiges Auftreten ſein erſtes ſchwächliches Erſcheinen in Vergeſſenheit zu bringen. Raſch holte er nach, was er in ſeinem bisherigen abgeſchiedenen Leben verſäumt hatte, denn die Flegelei, der er hier überall begegnete, hatte für ihn den Reiz der Neuheit. Er lernte mit der Schnelligkeit eines lang zurückgedrängten Talents pfeifen wie ein Schuſterjunge, fluchen wie ein Feldwebel, Steine werfen wie ein Schleuderer. Bald fand die gnädige Mama auch wieder an dem Leibe ihres Söhnleins blaue und grüne Flecke, nicht kommaförmige wie die früheren, ſondern von mehr rundlicher Geſtalt. Sie entſetzte ſich ſehr, aber Nik blieb bei Befragung unerſchütterlich dabei, daß er ſich geſtoßen habe, und der Vater ſagte ungeduldig: „So laſſe ihn doch! Jungen müſſen ſich raufen. Daran wird er nicht umkommen." Und in der That ſchien Nik ſich zum erſten Mal in ſeinem Leben von Herzen wohl zu fühlen.

Einiger Mehlthau fiel freilich auf dieſen Lenz ſeiner Schulfreudigkeit, als er ſein erſtes Zeugniß nach Hauſe brachte, das dem Herrn Baron die Röthe in die Wangen trieb. „Zerſtreut, unaufmerkſam, flüchtig, nachläſſig, ver-

geßlich, unordentlich" waren noch die beſten Prädikate, die Baronin aber ſtand da mit gewundenen Händen und ſagte, „dazu alſo haſt Du fünf Lehrer gehabt, um nun der Letzte in Deiner Klaſſe zu ſein, während des Gärtners Fritz in der ſeinen der Erſte iſt, und zwei Jahre iſt er Dir ohnehin ſchon voraus."

Nik war auch keineswegs taub für ſolche Vorſtellungen und nichts weniger als ein verhärteter Sünder. Im Gegentheil, er faßte die ſchönſten Vorſätze und hatte die allerfeſteſte Abſicht ſich anzuſtrengen. Eine Weile ſaß er wirklich eifrig hinter ſeinen Büchern. Aber eben, als die entſcheidende Zeit gekommen war, erſchien Tante Tina mit ihrer Valentine bei der Baronin auf's Neue zu längerem Beſuche. Ihrem Neffen Nik brachte ſie als Gaſtgeſchenk eine vollſtändige Ritterrüſtung mit, die ihn alsbald wieder in ſeine alten Ritterphantaſieen zurückwarf. Der Baron meinte zwar, Nik ſei viel zu alt für ſolche Maskeraden, aber dieſer ſelbſt konnte von da an den Schluß der Schulſtunden kaum erwarten, um ſich in ſeinen Harniſch zu werfen und ſeine Beinſchienen anzuſchnallen, in denen er dann, von Valentinen bewundert, durch den Zwinger und den Obſtgarten ſtolzirte, wo die Hunde ihn anbellten. Setzte er ſich dann doch wieder auf die Stube, um zu lernen, weil er in der Schule geſtraft worden war, ſo ſtellte ſich Valentine vor ſeine Fenſter und rief mit großer Beharrlichkeit: „Nik, biſt Du noch nicht fertig?" Da ſie dieſe Anfrage jede Viertelſtunde wiederholte, ſo warf Nik ſchließlich die Arbeit, bei der ſeine Gedanken

unter ſolchen Umſtänden doch nicht waren, zur Seite, und beſchloß, dem Schelten der Lehrer mannhaft Trotz zu bieten. Die Folge war, daß ſein zweites Zeugniß noch ſchlechter ausfiel als das erſte, und er im Herbſte nicht verſetzt ward. An die Strafreden des Vaters war er nun ſchon gewöhnt, und als die Ferien begannen, hatten die Eltern den ganzen Tag Gelegenheit, ſeine unzweifelhafteſten Fortſchritte, nämlich die in der Ungezogenheit, kennen zu lernen. Er lag immer auf wenigſtens drei Stühlen, quälte den Hund, und ſchimpfte die Dienſtboten. Die Frau Baronin war entſetzt über dieſe Umwandlung ihres kleinen Engels, und wollte ſich von dem Pfarrherrn durchaus nicht überzeugen laſſen, daß alle dieſe Neigungen in ihrem ſanften Kinde ſtets geſchlummert hätten, und früher oder ſpäter vielleicht zu einer noch ſchlimmern Entfaltung gekommen wären. Ihr war das Alles Verführung, ſchlechtes Beiſpiel, Anſteckung, die ſie ſtets vorhergeſagt, und es war ihr ein Triumph, für jede Flegelei ihres Sohnes den Gemahl vorwurfsvoll anzublicken. „Da haſt Du's", war immer ihr erſtes Wort, noch ehe ſie Nik ſelbſt eine Bemerkung über ſeine Streiche machte.

Auch hatte ſie darin nicht Unrecht, wenn ſie behauptete, ihr armer Nik verwildere durch die ſchlechte Geſellſchaft, in die er gerathen ſei, nur war ſie auf falſcher Fährte, wenn ſie dieſe ſchlechte Geſellſchaft in der Schule ſuchte. Wäre die gnädige Frau nicht wie eine Träumende durch ihr eigenes Haus gewandelt, ſo hätte ſie dieſelbe ganz in ihrer Nähe entdecken können. Ihres Sohnes

Schicksal war in Gestalt eines häßlichen, rothhaarigen Gärtnerlehrlings an ihn herangetreten, von dem die vornehme Frau auch noch nicht ein einziges Mal Notiz genommen hatte, während der Freiherr sogar geneigt war, diesen Verführer seines Knaben für einen recht wackern und arbeitsamen jungen Menschen zu halten. Wenn der hagere, sommersprossige Jüngling mit den tiefliegenden Augen auffällig zur Seite trat und ehrerbietig die Mütze abnahm, so oft der Baron im Garten ihm begegnete, so dachte dieser: „der Junge weiß wenigstens, was sich gehört." Der Baron fand die sonnigen Plätze, an denen er sich mit seinen rheumatischen Gliedern niederzulassen pflegte, stets besonders sauber hergerichtet. Der Lehrjunge las ihm die Wünsche von den Augen ab, und verstand seine Bedürfnisse noch ehe er sie aussprach. Es kam ein kühler Wind, da legte Johann bereits die Decke, die er im Hause geholt, schweigend neben dem Freiherrn auf die Gartenbank; die Sonne blendete, da erschien der dienende Teufel mit dem blauen Sonnenschirme; der Abend ward kühl, so war der anstellige Junge ungeheißen mit dem Ueberzieher zur Stelle. Darüber kam der Freiherr bald in Unterhaltung mit dem Knaben, und als dieser merkte, daß der geschraubte, süßliche Ton des verlorenen Sohnes dem Baron mißfiel, legte er ihn rasch ab, und gab mit militärischer Kürze Auskunft.

„Verjage nur die Katzen", sagte ihm der Freiherr eines Tages, „wir haben in diesem Jahre nicht eine einzige Nachtigall." Als der Baron einige Tage später

aus dem hinteren Schloßportale über die Brücke ging, hörte er aus den dichten Aeſten einer kaliforniſchen Tanne Nachtigallentriller ertönen. Da die ſchluchzenden Töne immer von derſelben Stelle laut wurden, trat er näher, um die kleine Sängerin zu belauſchen, und ſah nun dicht am Stamme der Tanne ein kleines Vogelbauer aus Holzſtäben, in welchem der arme Singvogel gefangen ſaß. „Gut gemeint", dachte der Freiherr. „Wie ſollte der Junge auch ahnen, daß der Geſang eines gefangenen Waldvogels im Garten uns nur verſtimmt. Aber wie kommt es, daß die kleine Kreatur um dieſe Morgenſtunde muſicirt?" Er drängte ſich näher an das Bauer, ſo daß er ſelbſt völlig in den Zweigen des Baumes verſchwand. Dann wurde ein Ausruf des Abſcheues laut. Der Freiherr hatte entdeckt, daß dem armen Thiere die Augen ausgeſtochen waren, damit ihm der Tag zur Nacht werde.

Als er unwillig wieder aus dem Schatten hervortrat, ſtand der rothe Johann vor ihm und erwartete mit einem verſchmitzten Lächeln auf den plumpen Lippen ſeinen Dank. „Haſt Du das Thier gefangen?" fragte der Baron.

„Der gnädige Herr ſprachen den Wunſch aus, und da ließ ich es mich keine Mühe verdrießen", erwiderte der Rothkopf unterwürfig.

„Und Du haſt es über Dich gebracht, der armen Kreatur die Augen auszuſtechen", fragte der Baron entrüſtet.

Da gewahrte der Knabe, daß er zu weit gegangen

war in seinem Eifer. „Oh", sagte er schnell besonnen, in seinem frömmsten Tone, „wie können der Herr Baron so etwas von mir denken. Der Vogel muß früher in Gefangenschaft gewesen sein, wo grausame Menschen ihn blendeten, damit er auch bei Tage singe. Ich sah gleich, daß er ganz unsicher flog, darum ließ er sich auch so leicht greifen."

Die Mienen des Freiherrn hellten sich auf. „Du wolltest mir eine Freude machen", sagte er, indem er in die Tasche griff und Johann ein Geldstück gab, das dieser zögernd annahm. „Ich danke Dir, aber nimm den armen Vogel in Deine Wohnung, es würde mir den Aufenthalt im Garten verderben, wenn ich seine klagenden Töne auch nur aus der Ferne vernehmen müßte." Damit bog er in den Park ein, während der Gärtnerslehrling ihm verdutzt nachschaute. Mit einem Fluche auf den Lippen kletterte er in die Tanne, um das Opfer seiner Liebedienerei so rasch als möglich bei Seite zu schaffen. „Es wird sich schon ein Käufer dafür finden", sagte er. „Nicht alle Leute sind so wehleidig." Damit schleuderte er den Käfig zornig in das Hüttchen, wo seine Kleider lagen, so daß der arme blinde Vogel sich flatternd an den Stäben hielt.

Nik hatte den Rothen seit dem Abenteuer mit dem Goldstücke gemieden. Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß dieser Umgang für ihn gefährlich sei. Aber in den Ferien machte es sich von selbst, daß sich die beiden Knaben im Garten wieder öfter begegneten. Täglich war

der junge Gärtner Zeuge von Nik's phantaſtiſchen Spielen im Parke, und hörte ſeine Reden und Selbſtgeſpräche.

„Kommen Sie, Herr Baron", rief er eines Tages ihm zu, „auf dem breiten Gange iſt ein wirkliches Ungeheuer, eine gewaltige Schlange, die müſſen Sie bekämpfen." Nik galoppirte alsbald eifrig mit ſeiner Turnierſtange den Abhang vom Parke hinab nach dem bezeichneten Sandwege, von dem man durch rebenumzogene Bogen nach dem Fluſſe hinabſchaute. In der That wälzte ſich dort eine unſchuldige Ringelnatter behaglich durch den warmen, gelben Gartenſand. Kampfbegierig ſtürzte Nik ihr entgegen, und zerſchmetterte mit ſeinem Stecken den Kopf des harmloſen Thieres; dann ſchleppte er ſie in den Wald und ſah mit der Wolluſt erwachender Grauſamkeit den qualvollen Windungen der geköpften Schlange zu, die noch Tage lang zuckte. Das mordgierige Schwelgen in Mohrenköpfen, zu dem ihn die Schauererzählungen der alten Bärbel verführt, wurde von nun an, unter Johanns Anleitung, zum Kampfe gegen lebende Thiere. Sein nächſtes Taſchengeld verwendete er darauf, ſich ein großes Dolchmeſſer zu kaufen, mit dem er den grünen Eidechſen, von denen es an den ſonnigen Mauern wimmelte, den gräulichen Drachen, wie er ſie nannte, durch einen geſchickten Hieb den Schweif vom Leibe trennte. Stunden lang konnte er mit der blanken Klinge in der Luft fuchtelnd und Probeſtöße führend, den Mörder ſpielen, wenn er nichts zu morden fand. Bald brachte ihm der Rothe auch ein Blasrohr, das er an-

geblich ſelbſt gefertigt hatte. Nik nannte es ſein Feuerrohr, mit dem er die Wilden, das heißt die Nachbarkinder, ſchreckte und Löwen und Tiger erlegte. Die Löwen waren die fremden Hunde, die zuweilen in der Hundehütte einen nachbarlichen Beſuch abſtatteten, die Tiger waren die Katzen, die im Park den Vögeln nachſtellten; das Erlegen beſtand jedoch darin, daß er nach ihnen zielte, und ſie nicht traf. Seine Phantaſie verwilderte darum doch immer mehr. Erſt ſchoß er mit Beeren, dann mit harten Lehmkugeln, ſchließlich mit ſpitzen Bolzen, die ihm ſein Sklave Johann anfertigen mußte. Dieſer war auch zu Allem willig, aber nur unter der Bedingung, daß Nik es Niemandem verrathe, ſo daß ſich ſtets neue Geheimniſſe zwiſchen Nik und ſeine Eltern drängten, vor denen er früher nichts zu verbergen hatte.

Der Baron bekam mit der Zeit freilich eine Ahnung von dieſem Treiben; er fand in den Baumrinden ſpitze Bolzen ſtecken, und die Menge von kleinen grünen Eidechſen fiel ihm auf, die den Schweif verloren hatten. Einmal nahm er zwiſchen Wald und Rebberg kleine Fleiſchſtücke wahr, die da als Köder ausgeſtreut waren, und als er eines derſelben mit dem Stocke zerfaſerte, kamen krumm gebogene Nadeln zum Vorſchein. Aber Nik hatte ihn mit ſeinen Streichen ſchon ſo ermüdet, daß er ſich begnügte, dem Gärtner zu ſagen, er möge den Knaben beſſer auf die Finger ſehen.

Seit die blutdürſtigen Träume Nik's ſich ſo praktiſch

bethätigten, war er auch kühner geworden. Johann construirte ihm ein Werkzeug, das er einen Lasso nannte. Er befestigte eine bleierne Kugel an einer Leine und zeigte Nik, wie sie zu gebrauchen sei. Lange Stunden übte dieser sich im Garten, die Kugel so an die Bäume zu werfen, daß die Schnur sich zwei- bis dreimal in gewaltigem Schwunge um die Stämme legte. Dann wendete er diese Waffe auf die Ziegen des Gärtners an und erfreute sich an den Quersprüngen der geängsteten Thiere, die er bald an den Hörnern, bald um die Beine eingeschlungen hielt und nach Gefallen hin und her zerrte, bis die Schleife sich endlich löste und die mißhandelte Kreatur hinkend und klagend entlief.

Nik's Leistungen in der Schule wurden dafür immer schlechter, und bald fand sich die gnädige Frau auch durch Arrestzettel und Drohungen der Ausweisung von Seiten der Anstalt erfreut.

Unzufrieden mit sich selbst, der Schule überdrüssig bis zum Ekel, erbittert auf die Lehrer, auf den Pfarrer und die Eltern, die ihn nur zu tadeln und an ihm zu hudeln hatten, saß Nik eines Morgens an dem einsamsten Platze des Gartens, auf der Traumbank, wie man ein tief im Gebüsche verborgenes Plätzchen nannte. Die Mittagshitze war, obgleich man sich im September befand, selbst hier unerträglich, und halb boshaft, halb schwermüthig gestimmt, schlug der Knabe mit dem Bleigewichte seiner Fangleine an ein junges Bäumchen, stampfte Löcher in den schön geebneten Sand, köpfte mit seinem Dolch-

meſſer die aufſtrebenden jungen Tannen und zerkrümelte die neuen Triebe der benachbarten ſeltenen Nadelhölzer. „Der Alte wird ſchön ſchelten, wenn er das ſieht", ſagte er dann, indem er hämiſch lächelnd die Tannennadeln betrachtete, die er auf der Erde ausgeſtreut hatte. In dieſem Augenblicke lief ein ſchwarzes, ſeidenhaariges Hündchen durch die Büſche. Als es den auf der Bank Sitzenden bemerkte, ſtellte es ſich ihm kläffend in den Weg. Nik's Blut wallte tückiſch auf. „Ich werde mich doch nicht in meinem eigenen Garten von fremden Hunden anbellen laſſen", ſagte er. Boshaft lockte er das Thier näher, während er gleichzeitig ſeine Wurfleine wog. Dann warf er raſch das Blei um den jungen Ahornſtamm, bei dem der kleine Hund ſtand. Die Bleikugel flog mit gewaltigem Schwunge um den jungen Baum, und die Schnur erfaßte die eine Hinterpfote und den Schweif des Wachtelhündchens, und heftete es feſt an den Stamm. Kläglich winſelte das kleine Thier, während Nik durch Anziehen der Leine ſeine Qual noch vermehrte.

„Puck, wo biſt du, Puck?" rief jetzt eine helle Mädchenſtimme.

Nik ſprang auf, um die Leine raſch abzuwickeln, der Hund aber ſchrie doppelt kläglich, und im gleichen Augenblicke ſtand Elfriede vor Nik, die ihn erſt entſetzt mit den Augen maß und ſich dann mit einem Wehelaute nach ihrem Lieblinge bückte. Nik wollte ihr helfen, aber ſie ſtieß ihn zurück, und befreite den kläglich winſelnden Hund von der Schnur.

„Die Pfote iſt gebrochen", ſagte ſie dann mit einer entrüſteten Stimme, in der eine Thräne zitterte.

„Es war ein dummer Zufall", ſagte Nik, dem alles Blut zum Herzen geſchoſſen war.

„Das iſt nicht wahr", erwiderte die ſchlanke Elfriede, die, ihr Hündchen auf dem Arme, jetzt hochaufgerichtet ihm gegenübertrat. „Wir wiſſen wohl, wer unſere Ziege ſo ängſtete, daß ſie die Milch verlor. Sie haben eine Freude daran, wehrloſe Thiere zu quälen. Sie haben ein ſchlechtes Herz."

Nik ſtand bleich vor Scham, und es lief ihm eiskalt über den Nacken. Noch ſuchte er nach irgend einer Ausrede, da hatte das ſchöne Mädchen ihm bereits den Rücken gewendet, und er ſah nur noch, wie ihre ſchlanke Geſtalt durch die Büſche verſchwand, worauf er mit zitternden Knieen ſich auf der Traumbank niederließ. In dieſem Augenblicke läutete es zu Tiſch. Mechaniſch folgte er dem Rufe, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen. Erhitzt und mit zitternden Gliedern ſaß er den Eltern gegenüber. Er konnte keinen Biſſen hinabwürgen. Die Mutter ſeufzte. Der Vater dachte, „er wird wieder einmal eine tüchtige Strafe in der Schule zudiktirt erhalten haben und rückt mit der Sprache nicht heraus."

Mehrere Tage ging Nik in dieſer Beklemmung umher. Er hatte ſich vorgenommen, in der Schule ſich anzuſtrengen, aber er konnte ſeine Gedanken in keiner Weiſe zuſammenhalten. Immer ſah er nur die zornigen Augen Elfriedens, er hörte den verächtlichen Ton ihrer Stimme,

und doch war ihm an ihrer Achtung mehr gelegen als an der der ganzen Welt. Stundenlang konnte er dasitzen und den Ring betrachten, den er aus seinem Schranke hervorgesucht hatte, und mit Macht kamen die alten Empfindungen wieder über ihn. Endlich zeigte sich ihm ein Ausweg. Er wollte an Fritz schreiben, durch ihn bei Elfrieden um Verzeihung nachsuchen, und ihn bitten, sein Freund zu sein. Als er dem Papiere gegenübersaß und sich besann, was er Alles zu beichten habe, übermannte es ihn. Wie viele Schlechtigkeiten gegen Menschen, Thiere und Bäume hatte er in den letzten Monaten verübt; wie traurig hatte er seine Pflichten versäumt; wie wurde er von Lehrern und Schülern dafür verachtet. Niemand ging mehr mit ihm um. Er hatte keinen Gespielen als den rothen Gärtnerjungen, der allen andern zu schlecht war.

Sobald er sich das wirklich einmal klar gemacht hatte, überwältigte es ihn. Wieder sah er die zornigen Augen Elfriedens, und er begann zu weinen. Auf das mit Thränen benetzte Papier schrieb er nur wenige Worte: „Lieber Glimm! Ich bin auf schlechten Wegen. Ich kann mir nicht selbst helfen, alle verachten mich. Du bist mit mir confirmirt worden, hilf mir. Ich will Dich bei dem Altare am Epheumeer im Park um sieben Uhr erwarten, und Dir Alles sagen. Jetzt kann ich nicht mehr vor Weinen.“

Diesen Brief schickte er durch den Diener in das Gärtnerhäuschen hinüber, da er wußte, daß um diese Zeit Fritz bei seiner Arbeit saß. Es dämmerte schon

unter den hohen Ahornstämmen, die den einsamen Platz umgaben, in dessen Mitte ein alterthümlich gearbeiteter Altar stand. Unterhalb desselben senkte sich das Terrain, und eine Fluth von Epheu ergoß sich gleich einem Strome den Abhang hinab. Hierher schlich sich um die festgesetzte Stunde Nik. Er war bleich und hatte verweinte Augen. Aengstlich wich er dem Geisterweg aus, da er von Ferne unter den Tannen etwas Weißes zu erkennen glaubte, und schmiegte sich dann in die Ecke der Bank bei dem verabredeten Platze. Aber es blieb Alles still. Hie und da löste sich ein gelbes Blatt von den Bäumen und fiel rauschend vor ihm nieder. Wie sehr hatte er sich verändert, seit er gemeinsam mit den Zwillingen sich des Knospens dieser Bäume erfreut hatte. Als Niemand kam, erfüllte eine namenlose Bitterkeit sein Herz. Also so tief war er verachtet, daß selbst der Sohn des eigenen Gärtners seinem Hülferufe kein Ohr mehr lieh.

„Er glaubt mir nicht", seufzte er. „Es glaubt mir Niemand."

Traurigkeit und Zorn gegen Fritz kämpften in ihm. Da hörte er einen leichten, leisen Schritt. Fritz war das nicht. Von den Tannen her kam eine lichte, weiße Gestalt, Nik schauderte. Er trat einen Schritt zurück und hielt sich zitternd an den Hörnern des Altars. Da stand Elfriede vor ihm.

„Fritz durfte nicht kommen", sagte sie mit ruhiger Stimme. „Der Vater verbot es ihm, weil er noch böse ist über die Ziege. Ich konnte es aber nicht über das

Herz bringen, Sie hier allein warten zu laſſen.“ Dann ſchwieg ſie, als ob ſie eine Antwort erwarte. Es blieb aber Alles ſtill, Nik wollte etwas ſagen, aber als er zu reden verſuchte, brach er in Thränen aus.

„Weinen Sie nicht“, ſagte Elfriede mild, „wir haben Ihnen Alles vergeben, und Puck iſt faſt ſchon geſund und fängt an, die kranke Pfote wieder zu gebrauchen.“

„Ach, das iſt es nicht“, ſagte Nik unter Schluchzen, „ſo ſchlimm es war. Aber Niemand will mit mir umgehen. Erſt haben ſie mich gehänſelt, mich Baron geſcholten, Milchſuppe, Faſelhans und was weiß ich. Was blieb mir da übrig, als mich an den ſchlechten Menſchen zu halten, der mich in alle Schändlichkeiten eingeweiht hat. Und nun verachten auch Sie mich; und Fritz, den ich anflehte, kommt nicht einmal, um mich anzuhören.“

Elfriede ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie: „Fritz will mit Ihnen ſprechen. Sie ſollen morgen von der Schule mit ihm nach Hauſe gehen, aber die Bedingung iſt, daß Sie den Umgang mit Ihrem Verführer abbrechen.“

„Das habe ich ſchon gethan“, erwiderte Nik. „Seit ich Sie bei der Traumbank ſah, habe ich kein Wort mehr mit ihm geredet.“

„Das iſt gut“, meinte Elfriede freundlich. „Und daß Sie Alles ſo ernſt nehmen, freut mich auch. Ich ſehe, daß Sie nur verführt waren, und ſelbſt kein ſchlechtes Herz haben. Halten Sie ſich nur an Fritz, der iſt ein braver Junge.“

„Sie haben früher Du zu mir geſagt“, ſchluchzte Nik

jetzt. „Wenn Sie mir wirklich verziehen haben . . .“ Er erröthete und wagte nicht fortzufahren.

„Gut, Nik“, ſagte ſie, „wenn Du verſprichſt, wieder wie früher zu ſein, ſo will ich Dich wieder Du nennen.“

„Ich gelobe es bei den vier Hörnern dieſes Altars“, rief Nik enthuſiaſtiſch, „und bei den vier heiligen Eſchen an den Pforten meines Hauſes.“

„Papperlapapp“, ſagte Elfriede unwillig. „Nicht gleich wieder Theater ſpielen, davon kommt all Dein Unglück. Erſt haſt Du mit eingebildeten Ungeheuern gefochten, und als Dir das endlich zu langweilig wurde, haſt Du Thiere gequält. Deshalb haben Dich Deine Kameraden erſt verſpottet und nachher gemieden. Ich will ein ernſtes Verſprechen. Gib mir die Hand darauf, daß Du Dich beſſern willſt.“

Er reichte ihr die Hand und drückte ihre zarte, ſchlanke Rechte. Damit war die Verhandlung zu Ende, und ſie traten aus dem Parke heraus. Nik, der Elfrieden wie im Traume gefolgt war, wurde jetzt erſt gewahr, daß er ſich an der verrufenen Parkecke am Ausgang des Geiſterwegs befinde.

„Fürchteſt Du Dich nicht, nach Sonnenuntergang hier zu ſein“, fragte er Elfrieden, indem er ängſtlich nach der Brombeerhecke ſchielte.

Elfriede lachte laut auf. „Du biſt confirmirt und glaubſt noch an Geſpenſter. Siehſt Du, was bei Deinen Märchenbüchern herauskommt.“ Und mit einem fröhlichen „gute Nacht“ ſprang die ſchlanke Geſtalt mit gra-

zios zur Seite geneigtem blonden Haupte den Rebberg entlang, behend jedem fruchtbeladenen Zweige ausbiegend, bis sie hinter den Obstbäumen für Nik's Auge entschwand. Er sah dann, wie sie unter der Thüre des Gärtnerhäuschens noch einmal nach ihm zurückschaute und dann in's Haus trat. Dieses Mal kam er den Geisterweg hinab ohne anderen Schauder, als die selige Empfindung, daß die Geliebte ihm verziehen, und daß er von guten Menschen begnadigt sei.

Am anderen Tage, nach dem Unterrichte, erwartete ihn Fritz bereits an der Schulthüre. Er machte nicht viel Worte, denn Elfriede hatte ihm verboten, Nik zu schelten.

„Komme um vier Uhr mit allen Deinen Schulheften und Büchern zu mir", sagte er, „dann will ich sehen, was zu thun ist. Erst muß man seine Pflicht erfüllen, dann findet sich das Uebrige ganz von selbst."

Nik ging beschämt neben ihm her, und wagte nicht zu reden, bis Fritz ihn nach seinen Schicksalen bei den einzelnen Lehrern fragte. Da war denn nicht viel Gutes zu vermelden, doch wurde ihm Fritz nicht durch Tadeln lästig.

Am Mittage ging Nik mit seinen Büchern über die Wiese zum Gärtnerhause. Er war sehr pünktlich, denn er hoffte vorher noch einen Blick von Elfrieden zu erhaschen. Aber sie war nicht um die Wege. Nur die wohlbekannte Ziege sah er, die ängstlich zu schreien begann, als sie seiner ansichtig wurde. Mit Herzklopfen

trat er unter das traubenſchwere Rebdach, wo das Wachtelhündchen ihn grimmig anbellte. Das ſaubere Häuschen duftete bis in den Vorplatz ſo köſtlich nach Aepfeln und Quitten, daß ihm der Mund nach ihnen wäſſerte. Durch die offene Thüre ſah er dann die Gärtnerin, die an einem Waſchgeſtell die feine Wäſche für das Schloß aufhing. Als ſie Nik erblickte, ſtreifte ſie die bis über die Ellbogen aufgeſtülpten Aermel herab und trat ihm einige Schritte entgegen. Sie war ernſter als ſonſt; eine kleine, ſcharfe Falte auf ihrer Stirne zeigte, daß ſie etwas gegen Nik auf dem Herzen habe, und die großen hellen Augen, die ſie jetzt auf ihn richtete, machten, daß er die ſeinen niederſchlug. Die ſtattliche Frau hieß ihn in die Stube treten, und während ſie in ihrer ruhigen Weiſe einen Tiſch abräumte, auf dem die geplättete Wäſche ausgebreitet war, ſagte Nik tief erröthend und mit ſtockender Stimme: „Ich möchte um Erlaubniß bitten, mit Fritz zu lernen.“

„Daß Sie lernen wollen“, ſagte Frau Glimm trocken, „iſt ſchon recht, aber wird Fritz auch von Ihnen Gutes lernen? Wir haben eine arme Ziege und einen kleinen Hund im Hauſe, die nicht eben Ihr Lob ſingen. Wer keine Liebe zu den Thieren hat, hat auch keine zu den Menſchen.“ Sie fuhr dabei ruhig in ihrer Arbeit fort, nur daß ihre klaren Augen ſtändig auf Nik gerichtet waren.

„Ich habe Fritz verſprochen“, ſagte Nik kleinmüthig, „daß keine Klage mehr gegen mich kommen ſoll. Ver-

ſuchen Sie es nur einmal mit mir", ſetzte er dann in einem vertraulicheren Tone hinzu.

„Ich will Ihnen ſagen, junger Herr", fuhr die Gärtnerin in ihrer ruhigen Weiſe fort, „warum ich das erlaube. Mein Mann wollte erſt nichts von einem ſolchen Verkehre wiſſen, denn er meinte, ‚wer als Junker ein Thierquäler iſt, wird als Offizier ein Leuteſchinder. Mit ſolchen Herren will ich nichts zu thun haben', ſagte er. Mich aber dauert Ihre Frau Mutter, und ich möchte nicht, daß Sie darauf angewieſen ſind, mit dem rothen Müller umzugehen, den Ihr Herr Vater beſſer heute als morgen aus dem Hauſe jagte. Vornehme Kinder haben ihre geſchworenen Verführer an ſolchen ſchlechten Dienſtboten, die ſich anſchmeicheln wollen; das war Ihr Unglück von Jugend auf. Darum haben Sie keinen geſunden Zahn mehr im Munde, weil die alte Bärbel mit der Zuckerdüte ſich um Ihre Liebe bewarb. Aber der Müller verdirbt Ihnen noch mehr als die Zähne, und ich will es nicht mit anſehen, wie dieſer ſchlechte Menſch, der meinem Manne ſchon faſt die ganze Stelle im Schloſſe verleidet hat, auch noch Sie zu Grunde richtet. Deshalb habe ich es Fritz erlaubt, daß er mit Ihnen umgehe."

Während die brave Frau ſo ſprach, war Fritz eingetreten, nickte dem beſchämt daſtehenden Kameraden freundlich zu, und nun ſetzten ſich beide an die Arbeit. Nik gab ſich wirklich viele Mühe, und während er auf ſeiner Stube oft drei Stunden träumend vor ſeinen

Büchern ſaß und dann doch nichts wußte, hatte er heute in kaum zwei Stunden ſein Penſum gründlich erledigt. Erſt gegen Ende, als er Elfriedens Stimme draußen hörte, ließ ſeine Aufmerkſamkeit nach.

„Du wirſt müde und dumm", ſagte Fritz offenherzig. „Doch iſt's auch genug für heute." Damit räumten die Knaben die Bücher zuſammen. Als ſie vor das Haus traten, ſahen ſie, wie Elfriede ihrer Mutter beim Brechen der Aepfel behülflich war. Es war ein anmuthiges Bild, wie beide unter dem alten Baume ſtanden, beleuchtet von der untergehenden Sonne, in der die an den entlaubten Aeſten hängenden Aepfel wie Lichter erglänzten. Die kräftige Geſtalt der Mutter ſtand auf einer kleinen Stehleiter, von der ſie ihren Arm nach den Früchten ausſtreckte, während die ſchlanke Elfriede, die ſchwarze Schürze ausſpreitend, dieſelben geſchickt auffing. Unter dem Vorwande, zu helfen, machte ſich Nik alsbald herbei; Fritz ſchwang ſich kühn in die Aeſte des alten Baumes, und Nik folgte ihm. Mit Necken und Scherzen flogen die Aepfel nun Elfrieden zu, und nur all zu raſch war die luſtige Arbeit vollendet. Dann gingen die drei jungen Leute noch eine Weile längs des Rebberges hin und her, und Elfriede erzählte, was ſie in der Reſidenz geſehen und gelernt hatte.

Dieſes einfache Leben wiederholte ſich nun Tag für Tag. Nik kam wohl vorbereitet in die Schule, und bald ſagte der Klaſſenvorſtand: „Sehen Sie, Altenbrück, Sie können ganz gut, wenn Sie wollen." Nik war über

dieſes erſte Lob ſo beglückt, daß ihn nun ein wahres Lernfieber überfiel. Er arbeitete unter Fritzens Aufſicht, dann erging er ſich bis zur Abendmahlzeit mit den Geſchwiſtern im Garten. Nach dem Nachteſſen aber vertiefte er ſich nicht mehr in Romane, ſondern holte nach, was er zu Anfang des Schuljahres verſäumt hatte. Am Sonntage griff er zum Staunen ſeiner Eltern ſogar zum Geſangbuche und ging in die Kirche. Dabei war er heiterer, als früher, weniger launiſch und zankte nicht mehr mit den Dienſtboten. Seine alten ſchlechten Zerſtreuungen aber vergaß er gänzlich.

Seit Nik ſeine freie Zeit in Geſellſchaft der Geſchwiſter zubrachte, war ihm der Anblick des rothen Johann völlig unerträglich. Er wich ihm aus, wo er ihn von ferne ſah, und wenn Müller ſich ihm gefliſſentlich in den Weg ſtellte, fertigte er ihn kurz ab, oder ſchickte ihn wohl gar an die Arbeit. Dieſer wußte nicht, wie er ſich dieſe völlige Umwandlung in der Stimmung des jungen Barons zu erklären habe. „Er will vornehm werden", dachte er bei ſich. Auch ſah er mit Unmuth, daß Nik ſich immer enger an die Gärtnerskinder anſchloß, denen von ihrem Vater jeder Verkehr mit ihm unterſagt war. Das war ſchlimm, aber er gab die Hoffnung nicht auf, den jungen Herrn bei Gelegenheit wieder auf ſeine Seite herüberzuziehen. Bald wäre es auch gelungen. Eines Mittags erſchien Nik im Gärtnerhäuschen, begleitet von einem ſchneeweißen, jungen Pudel. „Welch ſchönes Thier", ſagte Elfriede, indem ſie ihn

ſtreichelte. „Und wie kluge Augen er hat. Kann er auch Kunſtſtücke?“

. Nik pfiff: „Azor, wie ſpricht der Hund?“ Der Hund bellte.

„Mache Männchen, Azor“, ſagte Nik, und der Hund ſtellte ſich auf die Hinterfüße, indem er die Vorderpfoten vor dem Maule kreuzte.

„Azor, hole den Stock“, rief Nik, ſeine Gerte von ſich werfend, und der Hund brachte ſie im Maule, und wartete auf den Hinterfüßen, bis Nik ſie ihm abnahm.

„Azor, trommle“, rief Nik, eine Gießkanne vor ihn ſtellend, und Azor ſtellte ſich wie ein Tambour auf und trommelte mit den Vorderpfoten.

„Azor, trage den Korb“, commandirte der Herr, Elfriedens Notentaſche ihm hinreichend, und gehorſam trabte der Pudel neben Nik her, indem er die Taſche im Maule hielt.

„Azor, laſſe dich begraben.“ Der Hund legte ſich zur Erde, ſtreckte alle Viere von ſich und wartete, ohne ſich zu rühren, bis Nik ihn durch einen Pfiff wieder an ſich nahm.

Elfriede jubelte auf vor Vergnügen und legte dem klugen Thiere die ſchönen weißen Hände um den Nacken, indem ſie es liebkoſte.

„Ich wollte Dich bitten“, ſagte nun Nik verſchämt, „ihn als Andenken von mir anzunehmen.“

Fritz hatte während dieſer ganzen Vorſtellung ernſt bei Seite geſtanden, ohne ein Wort zu reden. Jetzt

trat er dazwiſchen. „Von wem haſt Du den Hund?“ fragte er in ſehr beſtimmtem Tone.

Nik ſchwieg, er ſchaute auf Elfriede und ſchien die Frage zu überhören.

„Du haſt ihn von Johann Müller“, ſagte Fritz zornig. Bei dieſem Namen ließ Elfriede den Hund ſofort los und ſchaute Nik ängſtlich an.

„Nun ja“, erwiderte Nik, „was iſt dabei?“

„Du darfſt den Hund nicht behalten“, erwiderte Fritz in ernſtem Tone. „Von dem Rothen läßt man ſich nichts ſchenken.“

„Wenn Ihr ihn nicht wollt“, ſagte Nik achſelzuckend, „dann behalte ich ihn.“

„Nein“, erwiderte Fritz. „Du haſt die Wahl zwiſchen uns und Deinem Johann. Wenn Du den Hund behältſt, ſo iſt Alles aus zwiſchen uns.“

„Aber warum denn?“ fragte Nik betroffen. „Ich kann ihn ja bezahlen.“

„Jetzt nicht mehr“, ſagte Fritz, „nachdem Du ihn als Geſchenk angenommen, iſt es dazu zu ſpät. Ich leide es aber auch nicht. Denn erſtens iſt der Hund ſicher geſtohlen, und zweitens war eine lange Quälerei nöthig, um das arme Thier ſo zu dreſſiren. Da, ſieh einmal dieſe Schwielen und hier die Stelle, wo ihm die Haut vom Gelenke geſchlagen iſt. Du darfſt Dich nicht wieder zum Genoſſen dieſes Menſchen machen. Wenn Du Geſchenke von ihm annimmſt, dann gehſt Du wieder mit ihm um, aber nicht mit uns.“

Nik zögerte eine Weile. Es reizte ihn, daß er sich so müsse schulmeistern lassen. Aber er überwand sich und sagte: „Elfriede soll entscheiden. Nur ihr wollte ich eine Freude machen, mir liegt an dem Köter nichts.“

„Dann gib ihn zurück, Nik“, sagte Elfriede, ihn freundlich mit ihren blauen Augen anblickend. „Du hast mir dann eine doppelte Freude gemacht. Wir wissen besser, wie schlecht der Andere ist. Je weniger Du mit ihm zu thun hast, um so besser ist es.“

„Gut“, sagte Nik beschämt. Er pfiff dem Hunde, und ging nach dem Garten zurück. Als er Johann gefunden, sagte er ihm: „Ich kann den Hund nicht behalten; ich danke Dir aber nochmals für Deinen guten Willen, und hier hast Du etwas für Deine Mühe.“ Damit reichte er ihm einen Thaler, in welchem sein Taschengeld für diese Woche bestand. Ehe sich der Rothe noch auf eine Antwort hatte besinnen können, drehte Nik sich um und lief nach der Wiese. Der Hund schoß neben ihm her, aber Nik commandirte: „Azor, laß Dich begraben!“ Da legte der Pudel gehorsam sich nieder, und Nik entkam unbehelligt zu seinen Freunden. „Abgemacht“, rief er schon von Weitem den Geschwistern zu und wurde mit freundlichem Lächeln von ihnen empfangen. „Nun aber zur Arbeit“, commandirte Fritz. „Wir müssen es dahin bringen, daß Du versetzt wirst, sonst kommen wir immer weiter auseinander.“

Und Fritz brachte es dahin. Wenn Nik's Schlaffheit wieder überhand nehmen wollte, drohte er, die Hand von

ihm abzuziehen. Elfriede zog ihre kleine weiße Stirne kraus und Nik bekämpfte seine Flatterhaftigkeit, so daß er am Schlusse des Schuljahres seinem Vater ein ganz erträgliches Zeugniß vorlegen konnte. Als dieser ihn dafür loben wollte, sagte Nik kurz: „Ich verdanke das Alles Fritz Glimm, mit dem Ihr mir früher den Verkehr verbotet. Hättet Ihr mich gleich mit ihm umgehen lassen, es wäre besser gewesen.“ An den Sohn seines Gärtners freilich hatte der Baron am wenigsten gedacht, wenn er sich der völligen Wandlung Nik's erfreute, er hatte gemeint, seine eigenen Strafpredigten hätten dieses erfreuliche Resultat erzielt.

Daß Nik den Eltern gegenüber so entschieden auftrat, hatte freilich noch besondere Gründe. Seit er drüben in dem Gärtnerhäuschen einen großen Theil des Tages zubrachte, waren ihm die Augen aufgethan worden, so daß er in seinem väterlichen Hause vieles sah, woran er früher achtlos vorübergegangen war. Er hatte bis dahin nur gefühlt, daß die üble Laune der Eltern über ihm hänge, wie eine trübe Wolke. Seit er aber an dem bescheidenen Glück im Gärtnerhause einen Maßstab gewonnen und er in die Jahre der Unterscheidung getreten war, ging ihm das Auge dafür auf, daß bei allem Glanze wenig Glück in dem prachtvollen Schlosse seiner Eltern herrsche. Wenn die Glocke gellend zum Abendessen rief, so verließ er nur ungern drüben die traulichen kleinen Räume der Gärtnersleute, wo die Zwillinge in der Dämmerstube Possen trieben und durch

die Kammern tanzten. Kam er dann im Schlosse an, so fand er meist noch gar nichts gerüstet; Mama hatte nur schellen lassen, weil sie sich langweilte. Die zarte, kleine Frau saß am Ofen und schob mit ihrem Fuße einen locker gewordenen Messingreifen bald herauf, bald herunter. Der Vater ging in dem Salon auf und ab und warf jedesmal, ehe er umkehrte, einen Blick auf die Uhr über dem Schreibtisch, ob der Zeiger nicht auf den Schlag vorrücke, so daß er berechtigt wäre, über Ausbleiben des Essens zu schelten. Ihn verdroß es, daß alle Mittel vergeblich waren, das Stillschweigen seiner Frau zu brechen. Auf hingeworfene Bemerkungen antwortete sie nicht oder einsilbig und fuhr ruhig fort, mit ihrem Füßchen den verdammten Reif bald rechts, bald links in die Höhe zu schieben. „Du hättest den Reif auch schon lange fest machen lassen können", murrte er. „Erst gestern war ja der Schlosser hier." Die Baronin schwieg. „Ist der Uhrmacher immer noch nicht gekommen?" erneute der Baron die Unterhaltung.

„Ich habe seine Rechnung gleich bezahlt", erwiderte die Baronin leise, wie leidend.

„Aber ich wollte ihm ja meine Uhr mitgeben", fuhr der Baron auf, „und die Wanduhr geht auch nicht, die Stehuhr in meiner Stube eben so wenig."

„Das wußte ich nicht", sagte die Baronin apathisch.

„Aber die Uhren stehen ja seit acht Tagen."

Die Baronin zuckte nur die Schultern. „Nun kann ich morgen die Leute wieder von der Arbeit weg in die

Stadt ſchicken", grollte der Baron unmuthig. Dann hörte man wieder nichts in der Stube als den Schritt des Barons, und das Gähnen Nik's, oder das Krachen des Stuhls, auf dem er ſich ſchaukelte. Endlich wurde zum Eſſen gerufen. Früher war es Nik wohl auch zuweilen aufgefallen, daß die Eltern oft Tage lang kein Wort mit einander ſprachen, ſondern beide das Wort nur an ihn richteten. Er machte ſich dann wohl auch Gedanken, warum die Mutter ſo bleich, ſchmächtig und traurig ausſehe, und ein Ausdruck des Leidens und der Niedergeſchlagenheit über ihre ganze Perſon ausgebreitet ſei, und warum anderſeits der Vater mit ſeinem ſpiegelnden Kahlkopfe und dem gewichſten Schnurrbart ſo finſter und verbittert darein ſchaue? Er erinnerte ſich noch, wie er als Knabe ſtill am Tiſche geſeſſen hatte, und ſeine Augen prüfend vom Vater zur Mutter und wieder zum Vater gegangen waren, und wenn der Vater dann fragte, was haſt Du denn, ſo war er roth geworden. Aber Partei zwiſchen den Eltern zu ergreifen fiel ihm damals nicht ein. Beide waren freundlich gegen ihn, und wenn ſie ſich untereinander ſtritten, ſchienen ihm beide recht zu haben. War der Vater ſehr gekränkt, ſo wendete ſich ſeine Zuſtimmung ihm zu; fing die Baronin an zu weinen, ſo dachte er, der Vater habe Unrecht. Aber das Ganze war ihm doch nur peinlich geweſen, und er hatte dann ſtets geſucht, ſo raſch als immer möglich zu entwiſchen. So waren die Tage hingegangen, ſo weit ſeine Erinnerungen zurück reichten. Seit Nik nun aber bei den Gärtners-

leuten gesehen hatte, wie andere Menschen lebten, fing er an, über die Ursache der drückenden Atmosphäre im väterlichen Hause nachzudenken. Im Gärtnerhause wurde nie gezankt, da dazu Niemand Zeit hatte. Jeder that seine Arbeit, und wenn man zusammen kam, freute man sich der gemeinsamen Erholung. Man war fröhlich, weil man fleißig und gesund war. Die Eltern aber, wie hätten sie sich nicht zanken sollen, da sie nichts zu thun hatten? Der Vater ging müßig durch das Haus, that nichts, aber kritisirte alles. Die Mutter saß traurig in der Ecke und brütete sich immer neue Hirngespinnste aus. Wie reinlich sah es in der kleinen Gärtnerwohnung aus, wo die tannenen Böden glänzten, und alle Scheiben spiegelten, während in den Prunkgemächern des Schlosses stets alles in Unordnung war. Immer waren die Dinge verräumt oder verlegt, verstäubt oder von Spinnweben beschmutzt, und man schaute unter damastenen Gardinen durch trübe Fenster. Das Haushalten der Baronin bestand wesentlich darin, daß sie die Mägde zwang, schneeweiße Schürzen zu tragen, daß sie bei Tisch die Teller wieder hinausschickte, wenn sie glücklich eine trübe Stelle an denselben entdeckt hatte, und die Fenster ringsum eben so oft aufreißen ließ, als der Baron sie ängstlich schloß, einmal, weil sie, blutarm, wie sie war, einen krankhaften Lufthunger empfand, vornehmlich aber deshalb, weil ihr rheumatischer Gemahl eine Furcht vor jedem Luftzügchen zeigte, die ihr lächerlich erschien, und die ihm jedenfalls vor seinem Tode noch abgewöhnt

werden mußte. Den Tag über strickte sie an Pulswärmern für einen alten Säufer, dessen blaue Nase sie auf die Vermuthung gebracht hatte, daß er vom Froste leide, und Unterröckchen für die alte Müllerin, die diese für immer neue Enkel abholte, obgleich der Jüngste, den sie hatte, der rothe Johann, schon längst in Diensten des Barons stand. Das war sehr gutmüthig, aber nichts desto weniger war die zarte, blonde Dame durch ihre nervöse Unruhe eine wahre Plage für ihre Leute. Da sie, ohne das Geringste zu verstehen, doch in Alles hineinredete, hatten diese die Hölle auf Erden, und die Dienstboten wechselten darum auch kaleidoskopisch mit jedem Quartal, und oft mit jedem Monate. Nik sah das jetzt mit immer helleren Augen an. „Wie sollte es auch anders sein", dachte er, „was sollte Mama sonst thun als die Leute quälen?" Im Gärtnerhause wurden keine Mägde gezankt, weil die Gärtnerin und ihre Tochter Alles selbst besorgten, und sie verrichteten Alles pünktlich, weil sie es für Vater und Bruder thaten. Auch waren die Zwillinge die Ordnung selbst, und wenn Nik seine zerrissenen und beschmutzten Schulbücher mit ihren Eselsohren mit denen des Gärtnerssohnes verglich, so schienen die von Fritz die vornehmen zu sein, so rein und neu sahen sie alle aus. Das kam aber daher, daß der Gärtner seine Kinder von Jugend auf gelehrt hatte, nichts im Garten zu beschädigen, auf keinen neuen Rasen zu treten, keine Ranke zu streifen, kein Blatt zwecklos abzureißen, überhaupt nichts zu verderben. So waren sie gewohnt, Alles

zu ſchonen, auch die Gefühle ihrer Umgebung. Der Umgang mit den Blumen machte ſie zart und rückſichtsvoll auch gegen die Menſchen. Nik's romantiſchem Auge erſchien der alte Glimm wie der Mann aus dem Lande Uz, ſchlecht und recht, gottesfürchtig und ein Feind alles Böſen. Noch mehr Reſpekt aber hatte er vor Frau Glimm. Die hatte keine Freundinnen wie ſeine Mama, denen ſie ihre Klagen über das Verhalten ihres Mannes anvertraute. Sie trug eine einfache Haube, kochte das Mittageſſen ſelbſt, wuſch für das Schloß, und flickte alte Strümpfe. Aber ſie war ſtets gut aufgelegt, hatte für Nik immer einen freundlichen Scherz und einen köſtlichen Apfel oder eine ſaftige Birne bereit, und Alle waren heiter und guter Dinge. So kam Nik die Ahnung, daß es kein beſonderer Vorzug ſei, vornehm zu ſein, wenn nicht gar, wie ihm bei den verdrießlichen Geſichtern ſeines Vaters und den verweinten Augen ſeiner Mutter zuweilen vorkam, ein rechtes Unglück. Unter dieſen Umſtänden, und bei der ſchwülen Stimmung, die ſtets im elterlichen Hauſe herrſchte, war es kein Wunder, daß Nik ſelbſt im Winter lieber im Gärtnerhauſe drüben mit ſeinen Büchern ſaß als zu Hauſe, wo nie gutes Wetter war. Hätte man den Eltern geſagt, daß der größere Theil der Anziehungskraft von der ſchlanken, elfenhaften Gärtnerstochter ausgehe, ſo würden ſie nur gelacht haben über dieſe romantiſche Knabenliebe. Sie aber meinten, er lerne mit Fritz, den ſie dafür ſehr in ihr Herz ſchloſſen, während es durchaus nicht bloß Schulbücher waren, die Nik hinüber-

trug in das Gärtnerhäuschen. Vielmehr ſuchte Nik Elfrieden ebenſo zu bilden, wie Fritz ihn, indem er ihr pathetiſch die Werke der neueſten Dichter vorlas, oder ihr dieſelben zum Leſen zurückließ, da er ſelbſt mit jedem Buche in kürzeſter Zeit zu Ende war. So verſtrichen die Tage, die jedem Theile charakterbildende Momente zuführten, raſch und glücklich. Nik aber hatte in dem Verkehre mit den Geſchwiſtern eine Ruhe und eine Zufriedenheit gefunden, die nur ein gutes Gewiſſen gibt, und die ihm bei ſeinem frühern Treiben ganz abhanden gekommen waren.

Neuntes Kapitel.

„Euch danke ich es, daß ich überhaupt ein Menſch geworden bin", ſagte Nik an dem achtzehnten Geburtstage, an dem ſich die drei jungen Leute bei dem Altar am Epheumeere verſammelt hatten, um ſich gegenſeitig zu gratuliren.

„Auch wir danken Dir viel", erwiderte Elfriede erröthend, indem ſie Nik mit ihrem lieblichen Lächeln anſchaute. „Daß wir wie Kinder des Hauſes in dieſem ſchönen Parke verkehren durften, war der beſte Theil unſerer Jugendfreude. Wir haben keinen größern Wohlthäter als dieſen Garten."

„Gewiß", beſtätigte Fritz. „Dieſer Hain war mir Alles, Studirzimmer, Freund, Arzt, ich werde mich ſehr nach ihm ſehnen, wenn ich in der Univerſitätsſtadt auf mein Theologenkämmerchen beſchränkt ſein werde."

Nik reichte beiden Geſchwiſtern überglücklich die Hände. „Geloben wir es uns bei dieſem Altar, an dem wir ſo ſelige Stunden feierten, bei dem wir ſo edle Dichterwerke gemeinſam laſen, daß wir nicht von einander laſſen wollen."

Fritz drückte ihm fest die Hand und schaute ihm ernst in die Augen. Auch Elfriede streckte ihm schwesterlich ihre beiden schlanken Hände entgegen und sagte: „Gute Freundschaft, für immer.“ Wie gern hätte Nik diese lieben Hände geküßt, wenn er nur gedurft hätte.

„Nun aber wollen wir Elfrieden unser Geburtstagsgeschenk überreichen“, rief er fröhlich, um seine Verwirrung zu bemeistern.

„Das Deine, heißt das“, erwiderte Fritz. „Ich wenigstens wüßte nicht, was ich dabei gethan hätte.“ Nik flüsterte ihm darauf etwas in's Ohr, und Fritz erklärte, er gehe voraus, um Alles zu rüsten.

„So, Schwesterchen“, sagte jetzt Nik, „nun mußt Du ganz folgsam sein, damit Du uns die Freude nicht verdirbst, Dich zu überraschen.“

„Was muß ich thun?“ sagte Elfriede lächelnd.

„Dir die Augen verbinden lassen“, erwiderte Nik, indem er ein großes schwarzes Tuch zum Vorschein brachte.

„Gib her“, erwiderte sie, das große dichte Tuch betrachtend. „Das wird ja gründlich.“

Aber Nik erklärte, er müsse das selbst besorgen, und kam mit seinen zitternden Händen auch endlich mit einem festen Knoten zu Stande, indem er zugleich einen Kuß auf ihre blonden Flechten hauchte. Dann nahm er Elfrieden zärtlich unter dem Arme und führte sie die Kreuz und Quer im Parke umher, um sie irre zu machen. Elfriede merkte wohl, daß sie abwärts gingen. Das Gackern der Hühner verrieth ihr auch, daß sie sich

im Obſtgarten bei der Landſtraße befanden, und das Oeffnen einer Thüre, aus der ſie kalte Kellerluft anwehte, ließ ihr keinen Zweifel, daß Nik ſie nach dem unterirdiſchen Gange führe, der vom Schloſſe unter der Landſtraße hinweg nach dem Flußufer ging, wo der Nachen des Barons bei ſeinem Badehäuschen angebunden war.

„Welches Geſchenk er hier mir zu überreichen hat?“ dachte Elfriede, die dem Scherze längſt ein Ende gemacht hätte, wäre nicht Fritz, wie ſie glaubte, an demſelben betheiligt geweſen.

„Hier mußt Du nun ein wenig allein bleiben“, ſagte Nik. „Thue ja die Binde nicht ab, Du verdirbſt uns ſonſt die ganze Ueberraſchung. Damit ließ er ſie in der dunkeln Grotte, deren Thüre gegen den Strom er feſt hinter ſich abſchloß. Sie hörte ihn draußen mit Fritz reden. „Du haſt den Schlüſſel“, ſagte der Bruder.

„Ach“, erwiderte Nik, vergeblich in ſeinen Taſchen ſuchend, „nun ließ ich ihn auf der Bank bei dem Altare liegen.“

„Immer der Alte“, ſpottete Fritz. „Warte, ich hole ihn, ich bin ſchneller.“ Er entfernte ſich auf der Treppe, die nach der Landſtraße hinauf führte.

Elfriede hörte, wie Nik draußen mit einer Stange, ſo ſchien es ihr, im Waſſer plätſcherte. Dann ſang er halblaut:

Das waren mir ſelige Tage,
Bewimpeltes Schiffchen, oh trage
Noch einmal mein Liebchen und mich.

Elfriede erröthete unter ihrer Binde. „Also einen Nachen wollen sie mir schenken, die guten Kerle. Oder haben sie den ihren neu bemalt und mir zu Ehren Elfriede getauft?“

Plötzlich hörte sie Nik laut sagen: „Ach! Nun habe ich den Schlüssel doch!“ Und sie vernahm, wie er sich niederbückte, und einen Schlüssel in einem Schlosse drehte. Eine Kette fiel klirrend an die Erde.

„So, jetzt nimm die Binde ab“, rief Nik an der Thüre. Sie that, wie er befohlen. Grell, blendend, gleißend lag die Mittagssonne auf dem Flußspiegel. Da stieß Nik mit einem Schlage, in dem gleichen Augenblick, in dem Elfriede die Binde abgenommen hatte, vor ihr beide Thorflügel der Grotte auf. Der helle Glast einer schattenlosen Märzsonne überfluthete das zarte Mädchenantlitz, „oh!“ rief das geblendete Kind mit einem Schmerzensrufe und hielt sich beide Hände vor die Augen.

„So sieh doch“, rief Nik ungeduldig, „Dein Boot, ‚Elfriede‘.

„Ach meine Augen“, seufzte Elfriede schmerzlich.

„So mache sie doch auf, diese schönen Augen und freue Dich“, sagte Nik ärgerlich.

„Ich kann nicht“, seufzte sie. „Ich kann nicht. Ich sehe nur roth um mich her.“

„Was habt ihr gemacht?“ fragte jetzt plötzlich Fritzens Stimme, der, ohne den Schlüssel gefunden zu haben, wieder vom Parke herabgestiegen war.

„Die plötzliche Blendung“, stammelte Elfriede. „Ich glaube, ich bin blind.“

„Da sei Gott vor", erwiderte Fritz. „Komme gleich aus der Sonne. Wie konntet ihr so unvorsichtig sein?"

Elfriede seufzte vor unerträglichen Schmerzen. Eine halbe Stunde saßen die Dreie in der Grotte. Fritz legte der Kranken ein im Flusse genetztes Tuch besorgt vor die Augen, während Nik noch immer mehr über die vereitelte Ueberraschung verdrießlich war als über Elfriedens Schmerzen. Von der Schwere des Unglücks, das er angerichtet, hatte er keine Ahnung.

„Führe mich nach Hause", bat Elfriede den Bruder. „Ich kann es nicht länger aushalten. Auch warten die Eltern mit dem Essen." Sie brachen auf, und Nik folgte ihnen mißmuthig. So war nun durch Elfriedens Zimperlichkeit ihm die ganze Freude verdorben. Wie hatte er sich gestern gefreut, als der Zimmermann das bunte Boot in den Fluß gesetzt hatte, weiß und blau bemalt und mit der weithin sichtbaren Inschrift: „Elfriede." Kaum hatte er sich überwunden, nicht am Abende schon mit ihr das Boot zu besteigen. Dann aber hatte er erwogen, daß nur bei Tage die Pracht des Geschenks den vollen Eindruck machen könne. Nun hatten ihre empfindlichen Augen alle seine Pläne zu Schanden gemacht. Unmuthig ging er hinter den Geschwistern her nach der Wohnung des Gärtners, wo die Eltern, verwundert über das lange Ausbleiben der sonst so pünktlichen Kinder, die Hand vor den Augen unter der Thüre standen und nach ihnen ausschauten. Als sie sahen, wie Elfriede mit verbundener Stirne am Arme des Bruders herbeiwankte,

kamen sie ihr besorgt entgegen. Da Fritz über den Vorgang keine nähere Auskunft zu geben vermochte, mußte Nik selbst seinen thörichten Streich erzählen, während Frau Glimm ihre Tochter in's Haus führte.

Der Vater hörte finster zu. „Das kann sehr schlimme Folgen haben, junger Herr", sagte er dann in ernstem Tone. „Lassen Sie sich das zur Warnung dienen."

Dann kehrte er mit Fritz in die Wohnung zurück, und Nik stand rathlos vor der Thüre. Es war ihm unerträglich, daß er gar nichts solle thun können, um seine Uebereilung wieder gut zu machen. Da fiel ihm ein, er wolle möglichst rasch zu dem alten Medizinalrathe laufen, der noch immer Hausarzt war — „seit zwanzig Jahren", wie er stolz zu sagen pflegte — und der jetzt noch mehr Orden hatte und noch mehr zu verschreiben pflegte, als vor zwanzig Jahren.

Nach einer Stunde kam Nik mit dem alten Herrn in dessen Wagen angefahren. Sie stiegen an dem Pförtchen aus, das zur Gärtnerswohnung hinaufführte. Tyras bellte wie toll und wollte seine Kette zerreißen, um den Doktor nicht einzulassen. Auch die beiden Alten machten ungeduldige Gesichter, als sie den greisen Aeskulap mühsam den Berg heraufkommen sahen. Aber, was half es, er war nun einmal da, und sie mußten ihn zu der Kranken führen.

Diese lag in verdunkelter Stube mit gefalteten Händen in ihrem Bettchen und klagte über heftige Schmerzen in der Stirne. Der alte Arzt quälte sie mit dem Lichte,

das er einließ, mit dem Aufreißen der Augen, mit dem Augenſpiegel, von deſſen Gebrauch er nichts verſtand, Dann ſagte er: „Es iſt nichts. In ein paar Tagen wird es vorbei ſein.“

Noch verſchrieb er Tropfen zum Eingießen, feuchte Umſchläge, Limonade zur Kühlung, und ging mit der tröſtlichen Verſicherung, er werde täglich wiederkommen. Und er kam täglich wieder und es wurde täglich ſchlimmer.

Nik war außer ſich vor Schmerz; Fritz finſter und einſilbig. Man ſah ihm an, wie er Nik's Leichtſinn und den aufgenöthigten vornehmen Arzt verwünſchte. Warf ihm doch der Vater täglich vor, daß er ihn ſtets vor dem Umgange mit dem jungen Faſelhanſe gewarnt habe, und berieth mit der Mutter, wie er den Medizinalrath wieder los werden könne. War die Schule zu Ende, ſo ſtrich Nik allein, Qual und Pein im Herzen, um die hintere Seite der Gärtnerwohnung, wo das Leidensſtübchen der Geliebten lag. Da ſaß er hinter der Weißdornhecke und verlebte mehr als eine dunkle Stunde. Er erinnerte ſich jetzt, wie ihm ſelbſt damals, obwohl er zuvor durch die blendende Sonne gegangen, und er ſich ſo an das Licht gewöhnt hatte, der gleißende Schein des Fluſſes die Augen gebeizt hatte. Aber an nichts denkend, als an ſeine Ueberraſchung, hatte er die Augen der Geliebten vergeſſen. Und wie waren ſie ſchön, dieſe Augen, wie liebte er ſie. Wenn er nur die eigenen hingeben könnte, um die zu erhalten, die die Sterne ſeines Lebens waren. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten. Er

ſchlich im Schutze der blühenden Bäume nach dem offenen Fenſter; er wollte hinaufſteigen, hineinſchauen und ihr ein Wort zurufen. Als er unter dem Fenſter angekommen war, hörte er ihre liebe Stimme. Sie betete ſich ſelbſt die Verſe vor, die ſie für den Pfarrer einſt gemeinſam gelernt und die er längſt wieder vergeſſen hatte:

Wenn mir am allerbängſten
Wird um das Herze ſein,
Dann reiß' mich aus den Aengſten
Kraft deiner Angſt und Pein.

Nik konnte es nicht ertragen. Er legte ſich flach auf den Raſen und weinte bitterlich. Nach einer Weile hörte er die Stimme der Kranken auf's neue:

Und wenn es währt bis in die Nacht
Und wieder bis zum Morgen,
So ſoll mein Herz an Gottes Macht
Verzagen nicht, noch ſorgen.

Convulſiviſches Weinen erſchütterte Nik's Körper, und die Qualen, die er in dieſem Augenblicke empfand, waren größer, als die der Kranken, die nur am Körper litt, aber deren Seele mit ihrem ſchweren Schickſale bereits verſöhnt war.

„Ich Thor", ſprach Nik endlich zu ſich ſelbſt. „Ich Thor, der ich durch meine Bildungsſchriften und Neuheiten, die morgen werden vergeſſen ſein, meinte, ihren Geiſt nähren und formen zu müſſen, damit ſie meiner würdig werde. Und ſie hat an ihrem Glauben einen feſten Halt, während ich verzweifle."

Damit erhob er sich. Behutsam stieg er an dem Rebengeländer empor, bis er durch das Fenster die arme Kranke erblicken konnte. Bleich, aber mit einem Ausdruck rührender Ergebung lag sie da und athmete ruhig unter der schwarzen Binde die würzige Frühlingsluft, die durch das offene Fenster hereindrang. „Elfriede", rief Nik mit einem Ausdruck unendlichen Schmerzes und unendlicher Liebe. Zum ersten Male hatte er ganz sich vergessen und hätte zehn Leben hingegeben, um das Leiden der Geliebten zu lindern.

„Nik", antwortete sie sanft. „Ich kannte Dich wohl an Deinem Schritte. Du weintest, armer Nik."

„Ach, Elfriede, kannst Du mir vergeben?"

„Vergeben?" sagte sie mild. „Was soll ich Dir vergeben? Ich konnte ja selbst daran denken, daß es thöricht ist, so lange im Dunkeln zu stehen, wenn man dann in die Sonne muß. Wir waren beide thörichte Kinder."

„Aber ich war schuld", sagte er gepreßt.

„Es war Gottes Wille, lieber Nik", erwiderte Elfriede. „Er hat uns diese Prüfung auferlegt."

„Wie lange mußt Du noch so liegen?" fragte Nik zaghaft.

„Morgen will der Geheimerath die Binde abnehmen. Er meinte, es müsse dann alles gut sein. Ich glaube es nicht, aber warten wir ruhig ab, was Gott über mich beschließt."

Nik konnte sich in seiner schwebenden Lage nicht länger

halten. „Lebe wohl, Du Theuere", rief er, „ich komme morgen wieder." Er sprang hinab, und die Hand auf's Herz pressend, stieg er langsam den Berg hinan, wo er sich nach einer Weile im Walde fand, immer dasselbe Gebet um Heilung der Geliebten wiederholend.

Am anderen Tage kam der Arzt. Besorgt begleiteten ihn Vater, Mutter und Bruder in das kleine Stübchen der Dulderin. Der alte Herr schien aufgeregt. Seine selbstgefällige Zuversicht hatte ihn gänzlich verlassen. Er löste die Binde der Kranken mit zitternden Händen. „Können Sie sehen?" fragte er dann.

„Bitte, öffne den Laden, Mutter", erwiderte die Kranke.

Da sahen sich die Dreie an, Thränen traten in ihre Augen und Fritz schluchzte laut.

„Ist es denn hell hier?" fragte Elfriede beklommen. Sie sah nichts als das ewige Dunkel, das die Blinden sehen. „Weine nicht, Fritz", sagte sie nach einer Weile. „Gott kann auch ein blindes Mädchen glücklich machen."

Da beugten sich die Eltern in Thränen über ihr süßes Kind, und streichelten ihm die Wangen. Der Vater begleitete den Geheimrath noch an die Thüre.

„Es war nichts zu machen", sagte der alte Herr. „Der Nerv war todt, ich sah es gleich, aber ich wollte Sie nicht erschrecken."

Der Gärtner zog die Augenbrauen finster zusammen, und eine böse Antwort schien ihm auf den Lippen zu

liegen, aber er bezwang ſich, zuckte die Achſeln und wendete dem alten Gaukler den Rücken.

Mehrere Tage waren verfloſſen, ſeit Elfrieden die Binde abgenommen worden war. Durch den vom Schmerze völlig betäubten Fritz hatte Nik erfahren, daß die Schweſter blind, unwiderruflich blind ſei. Tagelang war Nik umher gegangen wie ein Gerichteter. Er wagte es nicht mehr, das Gärtnerhaus zu betreten, und Fritz ſelbſt hatte ihn gebeten, den Eltern, aber auch der Schweſter, die der Schonung bedürfe, fern zu bleiben. Nur ſeinem Vater hatte Nik ſich anvertraut und ihn angefleht, für das holde Kind, das durch ſeine Schuld ſo unglücklich geworden ſei, zu ſorgen. Der Baron hörte die Erzählung ſeines Sohnes ernſt und theilnehmend an. Obwohl er Nik's Antheil an dem Unglück nicht ſo hoch anſchlug als dieſer ſelbſt, war er doch voll Mitgefühl für das arme Mädchen, das er immer gern geſehen hatte. Was in ſeinen Kräften ſtehe, wolle er gern thun, ſagte er, aber eine dauernde Verſorgung könne er Elfrieden nicht bieten. Zum erſten Male erfuhr Nik, daß die Verhältniſſe ſeiner Eltern ſehr zurückgegangen ſeien, daß die Einnahmen des Barons nur knapp ausreichten, ihre Ausgaben zu beſtreiten, und daß das Gut kaum ſo viel trage, als die Koſten der Bewirthſchaftung ausmachten. Dennoch verſprach der Freiherr die Ausbildung der Blinden auf ſich zu nehmen, nicht als ob er damit anerkenne, daß Nik an dem Unfalle ſchuld ſei, ſondern einfach, weil er mit dem Unglück ſeiner Dienſtleute Mitleid habe.

So begab er ſich zu dem alten Glimm, um in dieſem Sinne das Nöthige zu beſprechen. Er glaubte etwas Beſonderes zu thun, wenn er ſich erbot, die Koſten der mißlungenen Kur zu übernehmen und Elfrieden zwei Jahre lang in einem Blindeninſtitut ausbilden zu laſſen.

Der Gärtner und ſeine Frau waren nicht die Leute, ſich in unfruchtbaren Klagen zu ergehen. Nachdem einmal das Schickſal ihres armen Kindes unwiderruflich feſtſtand, grübelten ſie nicht viel über die Frage, wer die ganze oder die halbe Schuld trage, ſondern ſie fanden ſich ohne Murren in die ſchwere Prüfung, die Gott über ſie verhängt hatte. Frau Glimm fühlte das Unglück ihres geliebten Mädchens wie ihr eigenes. Wo waren nun ihre ſtolzen Träume, in denen ſie ihr ſchönes Kind mit Myrten im blonden Haare als Gattin eines ſtattlichen Mannes am Altare geſehen, wo die Cherubsköpfchen der Enkel, die um die Kniee der Großmutter ſpielen ſollten, — alles Traum, Schaum. Eine hülfsbedürftige Blinde ſaß mit gefalteten Händen im Krankenſtuhle, in finſterer Ecke, und dieſe ſchattenhafte Kranke war ihr geſtern noch ſo fröhliches, maienſchönes Kind, deſſen ſüßes Lachen, die himmliſchſte Muſik für das Ohr der Mutter, wohl für immer verſtummt war. Aber es war nicht der Gärtnerin Art durch Aeußerung aller dieſer bittern Empfindungen ihrem armen Manne die Laſt noch ſchwerer zu machen. So nahmen die beiden Eltern den Vorſchlag des Barons ohne viel Worte an, als dieſer erklärte, er

wolle Elfrieden in die berühmte Blindenanstalt zu N. bringen, wo das junge Mädchen sich in der Musik ausbilden könne, für die sie so sehr begabt sei. Während die beiden Männer darüber verhandelten, und Elfriede neben Fritz auf dem Lehnstuhle des Vaters saß, erschien auch die Baronin, die die arme Blinde mit ihren Fragen und ihrem weichmüthigen Bedauern peinlich aufregte.

„Wie haben Sie diese entsetzlichen Tage nur überstanden, liebes Kind?“ fragte sie Elfrieden, die aus ihrem Lehnstuhle sie mit glänzenden und doch so unheimlich todten Augen anstarrte.

Elfriede schwieg eine Weile, dann sagte sie leise, so daß nur die Baronin und Fritz es hören konnten: „Ich sah bei Tag und Nacht ein Haupt voll Blut und Wunden, das schwerer litt als ich, und ohne Schuld, ein Haupt, das schon Vielen zum Troste erschienen ist, wenn sie sich in ihrem Leide zu ihm flüchteten. Ihr wißt nicht, wie sanft und voll Güte diese Augen sind. Wenn ich diesen liebevollen, traurigen Blick sah, dann wurde ich ruhig.“

Die Baronin fuhr mit ihrem feinen Tuche nach den Augen. Dann sagte sie, warum sie eigentlich gekommen sei. Sie wollte Elfrieden eine Harfe schenken, denn sie hatte schon oft von blinden Mädchen gelesen, die die Harfe spielten, und sie hatte das stets so rührend gefunden. Die Mutter wollte verstimmt das Geschenk zurückweisen. Es verletzte sie, daß die Baronin mit ihrem unglücklichen Kinde auch noch eine Art von Schaustellung beabsichtige, aber die Blinde sagte mit leiser bittender

Stimme: „Doch, Mutter. Ich nähme so gern die Gabe der gnädigen Frau an.“

Glimm betrachtete die Sache einfach von der praktischen Seite. Er überlegte sich, daß es ganz gut sein würde, wenn seine Tochter noch ein zweites Instrument verstehe, bei dem ihr nicht so viele andere Künstler und Lehrer Concurrenz machen würden, und darum erklärte er sich mit dem Anerbieten kurzweg für einverstanden. Fritz saß still neben Elfriedens Lehnstuhl, die zarte Hand der Schwester in der seinen haltend, und diese wußte, was sein Händedruck besage, denn sie wendete das bleiche Antlitz mit den zarten Linien und den feinen Zügen ihm lächelnd zu.

„Redet Ihr nur immer und thut, was Ihr wollt“, hieß sein Händedruck, „aber sobald ich Prediger bin, zieht Elfriede in mein Pastorhaus, und wie sie der Segen meiner Jugend gewesen ist, wird sie auch der Segen meiner Gemeinde, der Frauen und Kinder weit und breit sein.“ Es war schon fest zwischen ihnen verabredet, in welchen Fächern Elfriede die Jugend seiner Gemeinde unterrichten werde.

„Die Leute sollen erleben“, sagte er bei sich selbst, indem er den Kopf trotzig zurückwarf, „daß eine Blinde wie Elfriede der Welt nützlicher ist, als hundert Sehende wie die da. Wenn Ihr blind wäret, so hättet Ihr keine Sünde, nun Ihr aber sprecht, wir sehen, bleibt euere Sünde auf Euch“, dieses Wort der Schrift fuhr ihm durch den Sinn. Er war kaum weniger umgewandelt

durch das Unglück, das Elfrieden betroffen hatte, als dieſe ſelbſt. Der Schlag, der ſein Lebensglück im Mark getroffen, hatte ihn ſchroffer gemacht in ſeiner Ueberzeugung, und indem er ſich feſt an das Einzige hielt, was hier Troſt geben konnte, war ihm das tröſtende Gerede dieſer vornehmen Leute unerträglich. Er bemitleidete die Schweſter, der dieſe vielen Worte eine Pein ſein mußten, und dann beneidete er ſie faſt wieder, daß ſie die theilnehmenden Grimaſſen dieſes Ehepaars nicht zu ſehen brauche. Je härter das Leben mit ihm verfahren war, um ſo ſtarrer mußten ſeine Grundſätze werden. Wäre es auf ihn angekommen, der Vater hätte die Hülfe des Barons kurz abgelehnt, denn er war überzeugt, daß jede Verbindung mit dieſen Leuten nur neues Unglück über Elfrieden bringen werde.

Obgleich nun durch die Annahme der Anerbietungen des Freiherrn der Friede zwiſchen Schloß und Gärtnerhaus abgeſchloſſen war, fand doch Nik den Muth nicht, den tief betrübten Eltern unter die Augen zu treten, und er bat den Bruder, Elfrieden wie früher nach dem Garten zu führen, damit er dort mit ihr ſprechen könne; er wolle gewiß gefaßt und ruhig ſein, und die arme Kranke in keiner Weiſe aufregen. Aber Fritz beeilte ſich nicht, dieſe Bitte zu erfüllen. So ſaß Nik oft lange unter dem Bilde der Pſyche, da er vermuthete, Fritz werde für die Blinde am eheſten dieſen breiten, ebenen Weg wählen, falls er ſie herüber bringe. Er hatte den Ring, durch den er ſich einſt dem Bilde der Pſyche verlobt, vor ſich

liegen und verfiel immer mehr in düsteres Brüten über alles Unheil, das er schon angerichtet, und wie er bestimmt scheine, den Menschen Fluch zu bringen mit seiner Liebe. Während er so eines Abends, das Haupt auf den Gartentisch gelegt, an seinem Lieblingsplatze saß, hörte er in der Ferne einen leisen, vorsichtig zögernden Schritt. Als er aufblickte, sah er Elfrieden. Wie ätherisch und zart sah sie aus nach ihrer langen Krankheit. Sie kam den breiten Gang herab, auf die Statue der Psyche zu, der sie jetzt mehr glich, als je, und die sie nun nicht mehr sehen konnte. Als sie in die Nähe eines Rosenbusches kam, hielt sie inne, um den köstlichen Duft mit einem tiefen Zuge in sich aufzunehmen. Indem sie ihren Schatten über die Rosenhecke warf, schienen die Blumen tiefer zu erglühen. Mit stiller Wehmuth belauschte der Jüngling jede ihrer Bewegungen. Sie hatte das feine Psycheprofil über die Blumen gebeugt, um ihren süßen Duft immer wieder einzuathmen. Dann ließ sie die zarten Fingerspitzen von Blume zu Blume gehen, als ob sie sich die Gestalt derselben wieder in das Gedächtniß zurückrufen wolle. Nik traten die Thränen in die Augen, als er sie, die einst wie ein Reh durch die Büsche huschte, in dieser Hülflosigkeit vor sich sah. Er machte ein Geräusch, bei dem sie sich rasch ihm zuwendete mit dem gespannten, ängstlichen Ausdrucke, der Blinden eigen ist, ehe sie wissen, wen sie vor sich haben.

„Elfriede", sagte Nik leise.

Als sie die wohlbekannte Stimme vernahm, machte

sie eine Bewegung ihm entgegen, während sie eben noch hatte entfliehen wollen. Dann blieb sie stehen und eine tiefe Röthe überzog ihr liebliches Antlitz. „Darf ich Dich führen?“ fragte Nik mit schmerzlicher Zärtlichkeit.

„Bleibe nur, Nik“, sagte Elfriede mit ihrer alten fröhlichen Stimme. „Ich muß es ja doch endlich lernen, allein zu gehen.“ Indem sie mit dem Saume ihres Gewandes und zuweilen mit dem kleinen Füßchen sich an der Buchseinfassung des Weges hintastete und mit der linken Hand die Zweige des Spalierobstes und der Zierstauden flüchtig streifte, kam sie behutsam auf ihn zu und ließ sich leise, wie eine Elfe, neben ihm nieder. Er war stumm in seinem unendlichen Schmerze, sie aber sagte freundlich: „Du Guter, wie lange haben wir uns nicht gesehen.“

„Gesehen“, dachte Nik betrübt. „Noch immer redet sie in den Ausdrücken, die für sie nichts mehr bedeuten.“ Aber es war, als ob sie seine Gedanken unausgesprochen verstände. „Gewiß, Nik“, sagte sie. „Ich sehe Euch alle, wenn ich Euere Stimme höre. Ich weiß ja, wie Ihr ausseht, erinnere mich der Bewegungen, die Ihr macht, wenn Ihr redet. Wie gut war Gott, daß er mir das Alles so lange gewährt hat.“ Nik seufzte, er konnte nichts erwidern. Ihn machte diese überirdische Resignation nur um so trauriger. Mit ihr zu weinen, wäre ihm wohlthuender gewesen. Sie aber fuhr fröhlich fort: „Mein armer Nik, wie viel hast Du um mich gelitten.“

Schmerzlich bewegt ergriff er ihre Hand, aber ſie entzog ihm dieſelbe ſanft und ließ ſie leiſe über ſein Geſicht gleiten. „Ich muß doch wiſſen, ob es wirklich der fröhliche Nik iſt, den ich hier vor mir habe.“ Nik kämpfte mit den Thränen, während ſie ſo ſprach, denn er konnte ſich noch immer nicht an den Anblick dieſer todten Augen gewöhnen, die einſt ſo liebevoll geblickt hatten und die immer wieder wie Sterne in ſeiner Erinnerung aufleuchteten. Es war ſo unheimlich, daß dieſe Augen ihn anſtarrten und ihn dennoch nicht ſahen, und daß ſie dann wieder unruhig hin- und hergingen, als ob ſie etwas ſuchten und es nicht finden könnten, während ſie doch nur mit ihm ſprach.

„Du bliebſt ſo lange fern“, ſagte Nik, zur Erde ſehend, um ihrem leeren Blicke nicht zu begegnen.

„Sie hielten mich alle zurück“, ſagte die Blinde mit wehmüthigem Lächeln. „Sie meinten, es würde mich angreifen.“

„Und Du biſt doch gekommen, Du Gute“, rief Nik glücklich, indem er den Arm um ihre zarte Geſtalt ſchlang, und ſie auf die feinen Roſenlippen küßte. Sie duldete es ſanft und legte ihr blondes Köpfchen auf ſeine Schulter. So ſaßen ſie lange ſtill nebeneinander.

„Weißt Du, Nik, wann ich Dich lieb gewann?“ fragte Elfriede nach einer Weile, indem ſie ihre lichtloſen Augen dennoch mit einem Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit zu ihm aufſchlug. „Das war damals, als ich in meinem Stübchen lag und Dich wegen meines

Leidens so schmerzlich weinen hörte. Damals sagte ich mir: ‚Wie gut er ist, und er liebt mich so innig'."

„Du Engel", erwiderte Nik. „Wäre ich nicht eine Bestie, wenn ich keine Thränen gehabt hätte für Dein Schicksal, das ich verschuldet. Habe nicht ich Dich geblendet? . . ."

Sie legte ihm ihre zarte Hand vor den Mund und sagte: „Bitte, sage das nicht. Ich kann es nicht hören. Ich habe dieses Schicksal aus Gottes Händen, nicht aus den Deinen, und er hat Dich nur gebraucht, damit auch Du besser werdest."

„Oh, Elfriede", sagte Nik, dem die Thränen wieder in die Augen traten, „wenn er Dich mir bestimmt hätte! Wenn ich Dir meine Augen leihen dürfte mein Leben lang." Und er erzählte der Blinden, die mit einem seligen Lächeln zuhörte, wie er schon als Knabe sich ihr geweiht habe. Wie sie ihm Eins gewesen sei mit dem Bilde der Psyche, unter der sie säßen, wie er dem Bilde den Ring angesteckt habe, da er nicht den Muth gefunden, ihr ihn anzubieten. Damit holte er seinen Ring hervor, den er jetzt wieder Tage lang bei sich trug. Sie ließ es ruhig geschehen, daß er ihre Hand nahm, um den goldenen Reif ihr an den zarten Finger zu streifen.

„Du zögerst und ziehst ihn wieder zurück", sagte sie dann befremdet. „Was hast Du?" Sie hatte gefühlt, wie er zusammenschrak und seine Hand zitterte.

Am Ende des Laubganges hatte sich die untergehende Sonne majestätisch herabgesenkt und ließ die Zweige der

Gebüſche und der Rebbogen golden erſtrahlen. Der Fluß glänzte im Abendſonnengold und die Stämme glühten wie im Feuer. Aber durch dieſes Glanzmeer ſchritt am Ende des Ganges eine finſtere Geſtalt. Es war der Gärtnerburſche, der einen langen Schatten über den Weg warf, während ſein rothes Haupt gleich einer brennenden Kohle erglühte. Unwillkürlich fiel Nik ein, daß an den Ring, durch den er ſich Elfrieden verlobte, eine ſehr trübe Erinnerung ſich knüpfe, eine Erinnerung an die ſchlimmſte Periode ſeiner Jugend.

„Du bereuſt ſchon", ſagte Elfriede ſchmerzlich lächelnd.

„Nein, Seele meiner Seele", erwiderte Nik traurig, „aber eine unwürdige Handlung knüpft ſich an den Beſitz dieſes Ringes. Ich will Dir einen andern geben."

„Ich verſtehe Dich nicht", ſagte Elfriede beklommen.

„Er war in Müllers Händen", ſagte nun Nik, die trübe Stimmung abſchüttelnd, „in der Zeit, da ich ſchlecht war."

„So laß ihn mir dennoch", erwiderte die Blinde. „Er ſoll mich daran erinnern, daß das Leben auch Schweres bringt; und Dich, daß Du Dich nicht wieder an böſe Menſchen bindeſt." Leiſe, wie ein Lüftchen, erhob ſie ſich. „Und nun, Nik", ſagte ſie, „führe mich zu meinem Boote. Du ſollſt mich auf meinem Nachen hinausfahren in den Fluß. Ich will das Murmeln der Wellen hören, die milde Abendkühle fühlen, dann wird mir auch wieder die Erinnerung kommen, wie ſchön ſie iſt dieſe Welt des himmliſchen Vaters."

Ihn erschreckte dieser Vorschlag. Er hatte den Unglückskahn nicht wieder gesehen, seit jenem verhängnißvollen Tage. Am liebsten hätte er ihn verbrannt, aber er hatte nicht den Muth gehabt, die Stätte wieder zu betreten. Sogar die Farben haßte er, mit denen der Tüncher das Boot bemalt hatte. Aber Elfriede zog ihn mit sich. Sie stiegen die Treppe von dem Laubgange hinab nach dem Obstgarten, und als sie in den dunkeln Tunnel eintraten, sagte Elfriede: „Siehe, hier muß ich Dich führen. Ich gehe hier sicherer als Du. Und nun öffne die Thüre, aber schütze Deine Augen.“ Er seufzte, und führte sie nach dem Boote hinab, wo noch immer der Schlüssel in dem Schloß der Kette steckte. Nik war völlig stumm vor schmerzlichen Erinnerungen. Elfriede aber flüsterte leise: „Das waren mir selige Tage, bewimpeltes Schiffchen, oh trage, noch einmal mein Liebchen und mich.“

Als sie dann hinausgesteuert waren in die goldenen Wellen, da fing auch Nik an, sich des verführerischen Spieles zu erfreuen. Dunkel spiegelte sich die Stadt in der lichten Fluth und scharf hoben sich ihre Thürme ab von dem goldenen Abendscheine, der im Westen verglühte. Die Blinde neigte ihr Ohr nach den rauschenden Wellen, und der Abendwind spielte mit ihrem blonden Haare.

„Nun sollst Du mich täglich fahren, mein guter Nik“, sagte sie, ihre feinen, weißen Hände auf seine Kniee legend. „Ich wollte es Dich nur selbst erleben lassen, welches Vergnügen Du mir zugedacht hattest, und wie

lieb es von Dir war, daß es Dich so drängte, mir diese Freude zu bereiten."

„Du Engel", sagte Nik, überwältigt von der tiefen Güte dieses Kindes, das ganz Seele war. „Gern, oh, wie gerne!"

Es kam indessen nicht mehr zur Wiederholung dieser Stunde. Elfriedens reiner Sinn hatte kein Geheimniß vor den Ihren, und als der Vater erfuhr, sie habe sich mit Nik verlobt, drängte er auf ihre Abreise. Auch Fritz war mit seinen Eltern darin einverstanden, daß man dieses Kinderverlöbniß am besten übersehe, da es bei Nik's flatterhaftem Sinne schwerlich zu etwas Gutem führe.

„Dein Nik kann sich nicht auf eigene Hand verloben", sagte der Vater gutmüthig, „so lange er unter Aufsicht seiner Eltern steht. Bei solchen Familien ist das anders; das verstehst Du nicht."

„Wie willst Du heirathen", seufzte die Mutter. „Du könntest ja Deine Kinder nicht pflegen, nicht hüten, sie würden in Deiner Gegenwart aus dem Fenster fallen."

Elfriede hielt sich beide Hände vor die blinden Augen. Es war, als ob sie ein entsetzliches Bild wegzuwischen strebe, das mit schrecklicher Klarheit vor ihr stand.

„Er soll Dich in Ruhe lassen", fuhr die Mutter bitter fort, „hat er doch Unglück genug über Dich und uns gebracht."

Die Blinde weinte leise vor sich hin, als sie die Ihren so sprechen hörte. Zum ersten Male erschienen

ihr die Eltern hart. „Wenn ich ihm das Wort breche", sagte sie, „dann wird er wieder schlecht. Wer einen Menschen bessern will, der muß damit anfangen, ihn zu lieben. Laßt mich, ich versäume ja nichts. Wenn ich ihn auf rechtem Wege erhalte, so habe ich meinen Zweck erreicht. Mag er dann eine Andere finden, wenn sie nur gut ist."

So reiste sie ab, nachdem sie in Fritzens Gegenwart dem Geliebten noch hatte Lebewohl sagen dürfen. „Schreibe mir nicht", bat sie ihn. „Ich möchte mir Deine Briefe nicht durch Dritte vorlesen lassen. Fritz wird mir Nachricht geben, so lange er noch da ist."

Zehntes Kapitel.

Für Nik war es eine große Enttäuschung, daß Elfriede ihm verbot, an sie zu schreiben, während er doch so sehr das Bedürfniß fühlte, sich mit ihr von seiner Liebe zu unterhalten. Aber er mußte zugeben, daß seine Briefe sich nicht immer eignen würden, durch Dritte vorgelesen zu werden, und Antworten darauf zu diktiren — schreiben konnte die Blinde ja nicht — hatte doch auch etwas Mißliches. So erfuhr er schon an der Schwelle seines neuen Verhältnisses, was es heiße, eine blinde Braut zu haben. Doch tröstete er sich. „Vielleicht", dachte er, „findet sie dort eine Freundin, der sie vertraut und die den Verkehr vermittelt." Aber Elfriede schickte keine Briefe, denn sie hatte den Eltern versprochen, es nicht zu thun. Ein kurzer Gruß durch den Bruder, war Alles, was Nik von der Geliebten zukam. Um so mehr war er geneigt, mit Fritz, wenn sie nach der Arbeit im Garten lustwandelten, über seine Liebe zu reden. Aber Fritz brach dieses Gespräch immer schroff ab und gebot Nik, Alles der Zeit anheim zu geben. Dennoch konnte Fritz

nicht hindern, daß Nik bereits den ganzen Park nach Elfriedens Bedürfnissen umgestalten wollte. Hier war der Weg nicht eben genug für die Blinde, dort sollte eine Treppe beseitigt werden, damit sie nicht falle; hier wollte er einen Ast absägen, um einem Sitze Sonne zu schaffen, der ihm für Elfrieden zu feucht schien, dort wollte er Rosen und Heliotrop pflanzen, damit die herrlichsten Düfte an ihrer Lieblingsbank sie umgäben. Es war kein Platz in dem ganzen Besitzthum, den er nicht in Beziehung zu der Blinden gesetzt hätte. Wenn er Müdigkeit empfand, so brauchte er nur an die Geliebte zu denken und sofort strömte ihm das Blut zum Herzen und seine Gedanken wurden wieder helle. An jeden Strauch, an jeden Busch im Garten knüpfte sich eine Erinnerung an Elfrieden. Für ihn war ein Theil ihres Selbst zurückgeblieben in der Luft, die mit ihren blonden Flechten gespielt, auf dem Rasen, den ihr kleiner Fuß betreten, in den zerfließenden Schatten, die der Abend über das Thal goß.

Im Herbste verließ ihn nun aber auch Fritz, der zur Universität abging. Fest schaute ihm der Freund beim Abschied in die Augen. „Sei fleißig, Nik", sagte er, „sehr fleißig, es ist das beste Mittel gegen schlechte Gesellschaft."

„Ich weiß ein besseres", rief Nik lebhaft. „Ich denke an Elfrieden."

Fritz schüttelte den Kopf. „Träume sind Schäume", sagte er, „und sind die verschäumt, so wird der Mensch

ſchal. Nur die Arbeit iſt die Würze des Lebens. Sie iſt das Einzige, was uns friſch erhält."

Das Mißtrauen, das aus dieſen Worten ſprach, kränkte Nik, aber er unterdrückte ſeine Verſtimmung, und unter herzlichen Dankesworten für Alles, was Fritz für ihn gethan, nahm er von dem Freunde Abſchied.

Eine Weile gingen Nik's Gedanken auch in den alten Bahnen weiter. Er ſchnitt Elfriedens Namen in die Rinden der Bäume, und zeichnete ihn mit Flußkieſeln in den Uferſand. Er machte Verſe an die Geliebte, die er leeren Flaſchen anvertraute, und den Strom hinabſchwimmen ließ, damit die Wellen ſie bei Elfriedens neuem Wohnſitze an das Land treiben ſollten. Aber auf die Dauer hielten dieſe Spiele nicht vor, und Nik ſuchte vergeblich auf ſeinen Streifereien durch den Park die Stimmungen lebendig zu halten, die bis dahin ſein inneres Leben geweſen waren. Da Fritz alle ſeine Anſpielungen auf ſeine Liebe in ſeinen Briefen völlig ignorirte, und Elfriede gar nichts von ſich hören ließ, mußte die Quelle ſeiner Gefühle für das blinde Mädchen aus Mangel an Zufluß ſich erſchöpfen und ſchließlich verſiegen. Mit den alten Gärtnersleuten hatte er überhaupt noch nicht über ihre Tochter geredet. Sie überſahen ſein Verhältniß zu ihrem unglücklichen Kinde völlig und behandelten Nik lediglich als den jungen Herrn, höflich, aber durchaus ablehnend. Der frühere vertrauliche Ton mit Frau Glimm ſtellte ſich nicht wieder her. Er ſelbſt war befangen, und auf ihr laſtete der Kummer, deſſen Quelle Nik war, zu deut-

lich, als daß es ihm wieder wohl hätte werden können in ihrer Nähe. Mit der Zeit schien es Nik doch auch sonderbar, daß der Gärtner seines Vaters einst sein Schwiegervater werden solle. „Die Alten werden ja bis dahin todt sein", dachte er dann. „Kommt Zeit, kommt Rath."

Fritzens Briefe verstimmten ihn aber je länger, je mehr. „Früher", sagte er gereizt, „hat er mich geschulmeistert, seit er Theologe ist, fängt er nun auch noch zu predigen an. Der Henker hole den eindärmigen Gesellen."

Aber dadurch, daß er die Correspondenz mit seinem einzigen Freunde vernachlässigte, wurde seine Lage nicht erquicklicher und seine Existenz nicht reicher. Diese Vereinsamung schien ihm mit der Zeit völlig unerträglich, und er sah sich in der Schule nach neuen Freunden um. Zu einem geistigen Verkehre wie mit Fritz eignete sich keiner, das sah er bald, aber während er hier und dort anzuknüpfen suchte, forderten ihn einige lustige Brüder auf, sich einer Gesellschaft anzuschließen, die sie in der Stille gegründet hätten. Sie schlugen ihm vor, er solle an zwei Abenden der Woche in einer wenig besuchten Gartenwirthschaft, wo man vor einem Ueberfalle der Lehrer sicher sei, mit ihnen zusammenkommen. Die Mama freilich war entsetzt, als Nik zum ersten Mal um Erlaubniß bat, nach dem Thee noch einmal ausgehen zu dürfen, aber der Vater entschied: „Nik ist nächstens neunzehn Jahre alt, du kannst den Jungen nicht unter der Glasglocke erziehen wie eine Gurke." Die Baronin seufzte;

auch dieſen Gräuel mußte ſie über ſich ergehen laſſen. Dieſes Mal freilich war das Recht auf ihrer Seite.

Als Nik am Abende in die den Schülern vorbehaltene Stube der ihm bezeichneten Wirthſchaft eintrat, ſprangen ſofort die zunächſt ſitzenden Kameraden auf, um ihn freudig zu begrüßen. Sein Platz wurde ihm unmittelbar neben dem Vorſitzenden angewieſen, der ein buntes Band um das nicht mehr ganz reine Hemd trug und eine blaue Sammtmütze aufhatte. „Proſit Fuchs", rief es von allen Seiten, und man trank Nik aus allen Gläſern zu. Dann erhob ſich der Präſes und commandirte silentium. „Ich gebe hiermit bekannt", ſagte er, „daß Herr Nikolaus von Altenbrück hiermit feierlich in unſeren Verein Lätitia aufgenommen iſt, wir begrüßen ihn alſo als jüngſten Lätizen."

So hatte nun allerdings Nik ſeinen Beſuch nicht verſtanden, da aber alle Anweſenden mit ihren Gläſern auf ihn eindrangen und mit ihm anſtießen, mußte er gute Miene zu dem böſen Spiele machen. Schweigend und etwas verlegen ſaß er zwiſchen dem Vorſitzenden und dem Kameraden, der ihn zuerſt eingeladen hatte, denn er wußte nicht, was er mit dieſer Geſellſchaft reden ſolle. Das Geſpräch, das Nik nicht zu unterbrechen bat, worüber die Andern lächelten, drehte ſich um die Lehrer in der Klaſſe, die hier ganz beſondere Namen hatten. Der Director hieß das Rüſſelſchwein, der Naturgeſchichtslehrer der Urmolch, der Religionslehrer der lahme Hiob, der Mathematiker das fröhliche Ungethüm, und es wurden die un-

glaublichsten Dinge von ihnen erzählt, wie ihre Frauen mit ihnen umspränge und wie schlecht sie zu Hause zu essen bekämen. Nach den Lehrern kam die feindliche Schülerverbindung an die Reihe, die „Hercynia", auf die Lätizen hoch herab sahen. Sie nannten sie „die schmutzigen Brüder" und versicherten, daß kein „Hercyne" sich öfters als am Sonntage zu waschen pflege. Nachdem auch dieses Thema sattsam durchgesprochen war, gab man sich interessante Räthsel auf. „Altenbrück", rief der Vorsitzende, „wie unterscheidet sich ein Briefträger von einer Kuh?" Nik strengte sich vergeblich an, eine witzige Lösung zu finden.

„Die Kuh wird gemolken", sprach der Präsident würdevoll, „der Briefträger aber braucht sich das nicht gefallen zu lassen."

Ein allgemeines Hurrah und schallendes Gelächter belohnte diese geistreiche Lösung. Sofort stellte der junge Witzbold eine zweite Frage: „Altenbrück! Was ist Seife?"

Wiederum allgemeines Schweigen und Räuspern. „Seife", sprach der Präsident endlich, „ist das, wo, wenn man's nicht hat, man Hercyne wird." Dieses Mal war der Jubel grenzenlos und alle Lätizen stießen an auf den Untergang der Hercynia. „Möge sie in ihrem Schmutze ersticken!" rief der Präses, während Nik unwillkürlich die Bierflecken auf dem Hemde des Sprechers betrachtete. Die Begeisterung war jetzt zu groß geworden, um das Räthselaufgeben fortzusetzen, vielmehr ergötzte man sich an Reden

in Küchenlatein. „Venio tibi aliquid!“ rief einer der Kameraden, indem er das Glas erhob.

„Venio post“, sprach Nik und leerte seinen Schoppen. Als die Zahl der leeren Gläser sich mehrte, und einer der hoffnungsvollen Jünglinge nach dem Andern sein Geldtäschchen hervorholte, hineinschaute und es schweigend wieder einsteckte, flüsterte der Präses Nik ins Ohr, es sei Sitte, daß jeder neu Eintretende ein Fäßchen für die Gesellschaft auflegen lasse. Nik, der dank der vereinten Spenden der Eltern und der Tante Klara, stets bei Kasse war, fand diesen Gebrauch sehr löblich, und der Vorsitzende übernahm sofort die Bestellung. Sobald die Gläser wieder gefüllt waren, ließ er die gesammte Lätitia auf ihr neues Mitglied, Freiherrn Nikolaus von Altenbrück einen feierlichen Salamander reiben, wodurch Nik sich nicht wenig geehrt fühlte. Das Gespräch kam dann auf die Universität, und man stritt, in welche Couleur man am besten eintrete. Es ward von Duellen geredet, von Schmissen, von Aufzügen und Exkneipen. Dabei vergaß man nicht, mit dem Spender des edlen Nasses fleißig anzustoßen, so daß Nik bald der Kopf wirbelte und er eine unangenehme Spannung im Magen empfand. Auf eine ihm in der Stille vorgetragene Bitte verbot deshalb der Vorsitzende, dem Fuchs Altenbrück noch weiter vorzutrinken, und gab Nik die Erlaubniß, die Halben und Ganzen, mit denen er noch rückständig war, das nächste Mal zu absolviren. Zum Glück war das aufgelegte Faß in unglaublich kurzer Zeit geleert worden, und ein großer Theil

der ſchlanken Jünglinge benutzte die Gläſer nur noch als Perſpektive, durch die ſie ſich gegenſeitig bewunderten. Unter dieſen Umſtänden beſchloß man aufzubrechen, und der erſte Chargirte begleitete auf ſchwankenden Füßen den ſchwankenden Nik bis an das Thor ſeines Vorgartens, wobei er fortwährend wiederholte, man könne ſchon viel trinken, man dürfe nur die Direction nicht verlieren. So kam Nik in leidlicher Verfaſſung wieder im Schloſſe an, wo er jedoch vorzog, ſich ſofort in ſeine Gemächer zurückzuziehn.

Obgleich er am andern Morgen etwas leidend ausſah, verſicherte er der Mama mit großer Entſchiedenheit, daß ihm das Zuſammenſein mit Freunden ein geiſtiges Bedürfniß ſei und er aus demſelben die reichſten wiſſenſchaftlichen Anregungen ſchöpfe. So erhielt er denn die nicht ohne Seufzen ertheilte Erlaubniß, dieſe Zuſammenkünfte fortzuſetzen. Je länger um ſo mehr gewann Nik Geſchmack an dem Commerſiren und den darauf folgenden Nachtſchwärmereien. Phantaſtiſche Naturen, wie die ſeine, rollen raſch, wenn es einmal bergab geht, und ihm vollends fehlte die Widerſtandskraft, die die Andern in einem längeren Schulleben ſich erworben hatten. Jeder Eindruck riß ihn mit ſich, und war er einmal im Zuge, ſo vermochte er es nicht mehr, die Eingebungen des Augenblicks und ſeine eigene Aufregung zu zügeln. So übertraf der ſchwächliche Junge vom Schloſſe bald alle Andern in Thorheiten. Wenn die Kameraden aufbrechen mußten, „weil der Alte ſonſt brummt“, begleitete Nik ſie noch

durch die Straßen der Stadt, wo allerlei Unfug getrieben wurde. Selten kehrte er ohne die abgehängte Tafel irgend eines Gewerbtreibenden, oder entführte Barbierschüsseln und abgedrehte Fensterriegel in sein Schloß zurück, wo er sich eine ganze Sammlung solcher Beutestücke anlegte. Er erklärte sich jetzt selbst für einen Raubritter und baute die auf solche Weise eingetragenen Kloben, Haken, Thürklinken und Tafeln als Trophäe in seinem Kleiderschranke auf. In Anerkennung dieser frischen Haltung rückte er bald zum Präses und Senior der Lätitia auf, wozu freilich das Meiste beitrug, daß man die Mittheilungen an auswärtige Verbindungen gern durch einen so schönen Namen wie den Nik's unterzeichnet sah. Diese hohe Stellung füllte mit der Zeit Nik's ganzes Denken aus. An Elfriede dachte er nur noch selten und der Briefwechsel mit Fritz schlief ein. Natürlich durfte er als Vorsitzender hinter keinem der Andern zurückbleiben, sodaß seine Gesundheit bereits unter dem angestrengten Dienste litt. Kam er dann spät in der Nacht oder angetrunken nach Hause, so war er auf den guten Willen und die Verschwiegenheit des Pförtners angewiesen. Dieser Pförtner aber war kein Anderer als Johann Müller, dem der Baron wegen seiner besonderen Zuverlässigkeit die kleine Wohnung neben dem Gartenthore angewiesen hatte. Anfangs begnügte sich Nik, dem Rothen nach solchen Diensten am Morgen vornehm ein Trinkgeld zu reichen. Bald aber fand er für nöthig, von Müllers Gruß etwas vertraulicher als früher Notiz zu nehmen. Ein bedeutungs-

volles Lächeln wurde an manchem Morgen zwischen ihnen ausgetauscht, und bald waren auch gewisse Verabredungen nöthig, die Nik immer mehr zum Bundesgenossen Müllers machten und ihn schließlich ganz demselben in die Hand gaben.

Die Folgen dieses Treibens traten aber früher zu Tag als Nik sich träumen ließ. Eines Morgens, als er nach seinem Kaffee schellte, da er ein außerordentlich ödes Gefühl in seinem Magen empfand, trat statt des Dieners mit dem Frühstück, vielmehr sein Vater ein. Derselbe schien sehr aufgeregt und herrschte Nik zornig an über die Unordnung und die abscheuliche Luft, die in dem Zimmer herrsche. In der zitternden Hand hielt er einen Brief, den er Nik zornig hinwarf. Dieser kannte die Handschrift. „Was das Rüsselschwein dem Alten geschrieben haben mag?" dachte er gleichmüthig. Der Freiherr hatte inzwischen die Fensterflügel aufgerissen und schien sein kahles Haupt in der Morgenkühle zu baden, während er mit finstern Blicken Nik fixirte, aus dessen Antlitz beim Lesen des Briefes alles Blut gewichen war. Derselbe enthielt die Anzeige des Directors, daß man einer geheimen Schülerverbindung auf die Spur gekommen sei, bei der Nikolaus den Vorsitz führe. Würde der Director die Sache zur amtlichen Verhandlung bringen, so müßte die Ausweisung der Betheiligten die Folge sein. Um zahlreichen ehrenwerthen Familien Kummer zu ersparen, wolle man aber die Sache in der Stille abthun, falls Herr von Altenbrück seinen Sohn sofort aus der Anstalt

nehme, was ſich auch darum empfehle, weil die Leiſtungen desſelben in der letzten Zeit wieder durchaus ungenügende geweſen ſeien und er trotz ſeines vorgerückten Alters auf Oſtern nicht würde verſetzt werden können.

Nik ſchaute noch lange, nachdem er zu Ende geleſen, wie geiſtesabweſend auf das Schreiben. „Was haſt Du darauf zu ſagen?“ knurrte nun der Baron vom Fenſter her, indem er ſeine Bartſpitzen grimmig in die Höhe drehte.

Nik ſchwieg noch immer. Ihm war von dem plötzlichen Schreck ſo elend geworden, daß er fürchtete, er werde im nächſten Augenblicke dem Vater einen thatſächlichen Beweis von ſeinem tugendhaften Lebenswandel liefern. Sein Vater erſchien ihm vor ſeinen ſchwimmenden Augen wie ein Engel des Gerichts. Der kahle Kopf des Barons ſpiegelte den Lichtſchein des hellen Morgens, und Nik ſchien mit Intereſſe den Schatten zu betrachten, den ſein ergrimmter Erzeuger auf dem bunten Smyrnaer Teppiche neben dem Fenſter warf. „Ich will keine unnützen Worte verlieren“, ſagte der Vater endlich. „Da Du, wie ich ſehe, Dich nicht rechtfertigen kannſt, ſo muß ich Dich natürlich aus der Anſtalt nehmen.“ Nik athmete erleichtert auf. Dieſes Unglück ließ ſich ſchließlich ertragen. „Mit dem Studium hat es nun natürlich ein Ende“, fuhr der Vater fort. „Dein Eifer iſt ja ohnehin ſchon wieder verraucht. Zwingen kann ich Dich nicht, fleißig zu ſein. Man kann einen Jagdhund nicht auf die Jagd tragen. Du gehſt nach Neudorf auf die Acker-

bauschule, damit Du wenigstens das Gut bewirthschaften lernst. Ich gestehe, daß ich etwas Besseres aus Dir zu machen gedachte, als einen Krautjunker, aber lieber ein Landwirth, als ein mißlungener Jurist oder ein leichtsinniger Offizier. Es ist ja auch ganz gleichgültig, in welchem Fache Du eine Null wirst. Dafür brauche ich kein Geld weiter auszugeben. Im April reisest Du. Den Verdruß wenigstens will ich mir sparen, einen Sohn wie Dich täglich vor Augen zu haben."

Ruckweise hatte der Freiherr diese für ihn ungewöhnlich lange Rede hervorgestoßen, indem er mehrmals dazwischen vor Aufregung Athem holen mußte. Jetzt verließ er sofort das Zimmer, und Nik faßte sich an den schmerzenden Kopf, um darüber klar zu werden, ob ihm seine schlechte Führung seit Fritzens Abgang eigentlich eine Strafe oder eine Belohnung eingetragen habe, denn daß er der Schule quitt und ledig war, freute ihn von Herzen. Dennoch war ihm am folgenden Morgen etwas beklommen zu Muthe, als er zur gewöhnlichen Stunde die Schulkinder und älteren Kameraden den gewohnten Weg nach der Stadt nehmen sah, während er müssig am Fenster stand; aber daran gewöhnte er sich. Da der Vater sich lediglich nichts um ihn kümmerte, und die Mutter nur Seufzer für ihn hatte, schlenderte er in der Stadt und auf den Bergen umher, oder lag auf seiner Stube und las ohne Wahl gute Bücher und schlechte.

Vielleicht hätte dieses zwecklose Umhertreiben noch lange gedauert, aber in den Osterferien kam Fritz zum

Beſuche zu ſeinen Eltern und war wenig erbaut über den Zuſtand, in dem er Nik vorfand. Daß er wegen Betheiligung an einer verbotenen Verbindung aus der Schule habe austreten müſſen, konnte Nik dem Freunde nicht verhehlen, ſonſt aber hütete er ſich, ihm ſein ſeitheriges Treiben allzugenau zu berichten. Da machte ein Zufall Fritz mit der Trophäenſammlung bekannt, die Nik noch immer in ſeinem Schranke bewahrte. Dieſe entwendeten Schilde und abgebrochenen Riegel und Klinken erzählten deutlich genug Nik's Lebensgeſchichte ſeit Fritzens Abgang.

Der junge Theologe glühte vor Entrüſtung. „Du Heuchler", ſagte er zu dem betroffenen Nik, „wie haſt Du gegen die Junker des vorigen Jahrhunderts gepredigt, die dem Bauer ſeine Saaten niederritten, um ihrer Jagdluſt zu fröhnen! Sind dieſe Dinge hier nicht auch ſauer erworbenes Eigenthum, das Du dem armen Handwerker ruinirſt, um Dir ein junkerhaftes Vergnügen zu machen? Was iſt denn der Unterſchied zwiſchen den Kornfeldern, die jene, und den Thüren und Fenſtern, die Du zerſtörſt? Für die Ausgaben, die Deine Büberei dem armen Manne auferlegte, hätte er den Seinen einen vergnügten Sonntag machen können, während er jetzt vielleicht ſeinen Aerger an Weib und Kind ausließ. Das alſo ſind Deine Freuden! Nun will ich Dir aber Eines ſagen! Uns lies keine Bürger'ſchen Balladen mehr vor! Ich weiß jetzt, was von Deiner Entrüſtung gegen die adeligen Unterdrücker zu halten iſt."

„Amen, sagt der Pfaff, wenn er nichts mehr weiß", spottete Nik. „Aber ereifere Dich nicht, Mann Gottes. Ich gebe ja zu, daß es Unsinn war. Langeweile ist die Mutter der Thorheiten. Lasse uns am Abende wieder etwas Vernünftiges treiben, dann hören die Possen von selbst auf."

Der gutmüthige Fritz ließ sich leicht versöhnen. War es ihm doch Gewissenssache, den Jugendfreund wieder auf bessere Wege zu leiten. Er behielt Nik nun fest an der Hand, und als die kurzen Ferien vorüber waren, wurde beschlossen, die Reise nach der Universität gemeinsam anzutreten. Nach bewegtem Abschiede von der Mutter und ziemlich kühlem von dem Vater, rollte Nik mit Fritz in dem Schnellzuge dem Norden zu, Nik nach Neudorf, Fritz noch ein Stück weiter nach der Universitätsstadt, an die sein Stipendium ihn band.

Nik hatte dem Freunde die schönsten Zusicherungen gegeben. Er wollte durch eisernen Fleiß die Lücken ausfüllen, die das unvollendete Gymnasialstudium bei ihm gelassen hatte, er wollte sich gründlich für seinen Beruf als Landwirth vorbereiten, ohne doch über dem Fachstudium die allgemeine Bildung zu vernachlässigen, die ihn über das Niveau der gewöhnlichen Landwirthe emporheben sollte. Er wollte dies und wollte das, aber freilich machte er für sich auch den Vorbehalt, daß er einiges Verbindungsleben mitzumachen gedenke. Tages Arbeit, Abends Gäste, sollte sein künftiges Losungswort sein.

Von Elfrieden war zwischen beiden nicht die Rede.

Fritz mied dieses Thema und Nik suchte es nicht mehr auf. Erst während der Reise ließ er sich von ihrem Leben in der Anstalt, von ihren Fortschritten und von der Methode des Unterrichts durch den Bruder erzählen. So waren die beiden Passagiere dem Ziele ganz nah gekommen, als kurz vor Neudorf der Zug noch einmal anhielt. Auf dem Perron der kleinen Station sahen sie etliche junge Menschen in blauen Mützen stehen. Ein Mitreisender, der Nik und Fritz für Studenten hielt, sagte spöttisch: „Sehen Sie diese Ackerbauschüler von Neudorf, nun fangen diese Stoppelhopser auch an, die Studenten zu spielen." Im gleichen Augenblicke aber drängten die Blaumützen sich an den Zug, wobei sie in alle Wagen hineinschauten.

„Der Kleine, Blasse, muß es sein", sagte dann der Aelteste der Schüler, ein Bursche mit breitem, gewöhnlichem Gesichte und werdendem Vollbarte. Er winkte dem Schaffner, damit er Nik's Coupé aufschließe. Zu Fritzens lebhaftem Verdruß drängten sich die drei Jünglinge sehr ungeschlacht an ihm vorbei und besetzten die noch übrigen Plätze. Der Bärtige wendete sich darauf zu Nik, rührte an die blaue Mütze und sagte verbindlich: „Herr von Altenbrück!"

Nik verneigte sich und erwiderte rasch: „So ist mein Name." Er war verlegen, denn er konnte sich gar nicht denken, wie er zu dieser Bekanntschaft komme.

„Sie sind an uns empfohlen", erwiderte der Farbentragende. „Ihr Freund Louis hat uns die ganze Ge-

schichte von der Auflösung der Lätitia berichtet und daß Sie das unschuldige Opfer geworden sind. Wir freuen uns sehr, daß Sie nach Neudorf kommen. Die Lätizen sind immer bei uns eingesprungen. Wir hoffen, daß Sie jedenfalls einmal die Neudorfer Blauen mit ihrem Besuche beehren und sich die Sache ansehen. Sie können ja dann immer noch thun, was Ihnen beliebt."

„Mein Freund beabsichtigt überhaupt nicht, einer Verbindung beizutreten", mengte nun Fritz sich ein. Aber der Bärtige sah ihn nur flüchtig von der Seite an und fragte dann, als ob er Fritz keiner Beachtung werth fände: „Haben Sie schon eine Wohnung, Herr von Altenbrück?"

Nik verneinte das, und da fand es sich, daß ganz in der Nähe des Bärtigen, der sich nun als Studiosus Naubigl vorstellte, eine vortreffliche Bude zu haben sei, die die Blauen für ihre Freunde vorläufig belegt hätten und die sich Nik jedenfalls besehen solle. Wieder schaltete Fritz ein, Herr von Altenbrück habe vor, die erste Nacht im Gasthofe zu bleiben, um am andern Tage mit Muße sich eine Wohnung zu suchen, aber der zweite Blaue, ein hochaufgeschossener Mensch mit weißblondem, wolligem Haare erwiderte in sehr herablassendem Tone: „Sie waren wohl der Hauslehrer des Herrn Baron, da Sie sich so besorgt zeigen?"

Fritz brauste auf: „Durchaus nicht. Wie kommen Sie zu dieser Frage? Ich bin Student."

„Nun", erwiderte der Andere gleichmüthig, „wenn

man Sie zuſammenſieht, macht es den Eindruck. Sie ſind ſo geſetzt, wohl Theologe?.." fügte er in gedehntem Tone hinzu.

Fritz ſchoß wieder das Blut in's Geſicht, aber in dieſem Augenblicke hielt der Zug. Die drei Blauen bemächtigten ſich ſofort des Gepäcks von Nik, während Fritz dieſem zuflüſterte: „Um alles in der Welt, Nik, mache Dich los von dieſen Menſchen. Gehe um keinen Preis in dieſe Falle!" Aber Nik fragte rathlos: „Was ſoll ich thun?"

„Fahre ſofort in den Gaſthof."

„Raſch, raſch, meine Herrn", rief jetzt der Schaffner, „der Zug hält nur drei Minuten."

So konnten ſich die beiden Freunde nur noch die Hand drücken. „Ich weiß gewiß, daß Du es bereuen wirſt, wenn Du nicht feſt bleibſt", ſagte Fritz noch. Dieſer aber zuckte wie hülflos mit den Schultern und ergab ſich in ſein Schickſal. Der Freund blickte ihm bekümmert nach. Sich weit aus dem Wagen beugend ſah er noch, wie der eine Blaue dem unentſchloſſenen Neuling den Gepäckſchein abnahm, um ihm ſeinen Koffer zu beſorgen, während der Andere einen Wagen herbeiwinkte. Umgeben von den blauen Mützen wurde Nik in den Wagen gedrängt und gleichzeitig ſetzte ſich der Bahnzug in Bewegung.

„Es iſt ihm ſchwerer gemacht", ſeufzte Fritz, „als uns Andern. Was hat der Gärtnerſohn Glimm, der Studioſus der Theologie, für Verſuchungen zu beſtehen?

Keine! Dieſe Leute wollten mich nicht einmal haben, wenn ich ihnen nachlieſe. Aber freilich ein Reichsfreiherr von Altenbrück! Dem fahren ihre Schlepper ſchon eine Station weit entgegen, um ihn in's Garn zu treiben. Sie wußten ſogar, mit welchem Zuge er ankomme! Solchen Veranſtaltungen zu entrinnen iſt Nik nicht der Mann. Woher ſollte er auch die Widerſtandskraft nehmen, wie er erzogen iſt? Oh, ihr vornehmen Leute, wie arm ſeid ihr doch!"

Nik war inzwiſchen mit ſeinen drei neuen Freunden ſofort vor der Wohnung vorgefahren, die die Blauen fürſorglich für ihn belegt hatten. Dieſe, freundlich und hell, wurde von einer redſeligen dicken Wirthin, die mit den Blauen ſehr vertraulich zu ſtehen ſchien, nach Gebühr angeprieſen, und noch ehe Nik ſich entſchieden, wurde das Zimmer von einem hübſchen aber dreiſt ausſehenden Stubenmädchen in Stand geſetzt. „Der Herr behält die Stube", entſchied dann der Bärtige, und Nik erklärte mit etwas unſicherer Stimme, daß er mit den Bedingungen einverſtanden ſei.

„Sie werden es nicht bereuen", verſicherte ſein Patron. Zeit ſich umzukleiden wurde dem Ankömmling nicht gelaſſen. Die drei Blauen verſicherten, er ſei ganz patent, und Herr Naubigl ſchlug vor, zunächſt die Umgegend zu beſehen und dann auf das Jagdhaus zu gehen, wo man ſich am beſten orientire.

Am Abende ſaßen in einer Kneipe, deren rauchige Wände mit Trinkhörnern und vergilbten Bildern bedeckt

waren, die älteren Leute aus der Verbindung der Blauen beiſammen. Bei ſchäumenden Biergläſern, die eine dralle Kellnerin auftrug, tauſchten ſie die Erlebniſſe des Tages aus.

„Wenn Naubigl nicht mehr Glück hat als ich", ſagte einer der Aeltern mißmuthig, indem er die Mütze aus dem von Schlägerhieben zerfetzten Geſichte rückwärts ſchob, „ſo bekommen wir nicht einen einzigen Fuchs, die Grünen haben uns alle weggefangen."

Mit dieſen verdroſſenen Worten nahm der Karaibe, wie er in der Verbindung wegen ſeines tätowirten Geſichtes hieß, ſein Glas und leerte es in zwei Zügen.

„Ruhig Blut, Karaibe", ſagte ein Anderer, „Du biſt ganz am Platze, um eine Forderung zu beſtellen; die Grünen bekommen das Zittern, wenn ſie dein Geſicht ſehen, aber wie eine Einladung zum Eintritt ſieht es nicht aus. Die Fuchsjagd überlaſſe Du dem ſanften Heinrich."

„Wahr geſprochen", rief ein lang aufgeſchoſſener Menſch, der wegen ſeiner Conſumfähigkeit, die mit ſeinem ſchwindſüchtigen Ausſehen in grellem Widerſpruche ſtand, die Bierlatte genannt wurde. „Seht, hier kommt ja Naubigl! Nun, was habt Ihr ausgerichtet?"

„Einen famoſen Fuchs bringen wir", rief der Eintretende, den wir bereits kennen. „Ich ſage euch, einen Freiherrn, der auf einem Normannenſchloß hauſt, das eine eigene weiße Frau hat, einen jungen Kerl, der zwei Gärtner hält und mit einem blinden Mädchen verlobt

iſt. Er iſt bereits eingekleidet, aber vertragen kann er nichts, er iſt ſchon knüll. Heiliger Strohſack, was hat er uns alles vorgeſtammert von ſeinem Herrn Papa und dem blinden-Mädchen und ſeinem Freund Fritz, mit dem der Brandfuchs im Waggon aneinander gerieth, daß ſie faſt contrahirt hätten. Er iſt furchtbar grün, alſo nehmt Euch zuſammen. Gleich wird er da ſein."

In der That wurde jetzt die Thüre des mit Rauch erfüllten Zimmers weit aufgeriſſen und von zwei neuen Freunden unter dem Arme geführt, trat Nik ein, der bereits eine blaue Mütze auf dem Kopfe trug. „Proſit, Fuchs", rief die Bierlatte dem Eintretenden zu, der mit gläſernen Augen in den Nebel von Tabakswolken ſtarrte und ſich vergeblich zu orientiren ſuchte.

„Au! Ein deutſcher Händedruck", rief Nik dann, indem er ſeine kleine zarte Hand aus der knöchernen Umklammerung durch die Rieſenfinger der Bierlatte zurückzog.

„Welch ein Damenpfötchen", brummte der lange Student, „Dir wird der Fechtboden gut thun."

„Trinken wir eins zur Verſöhnung", rief Nik. „Wein her! Ich habe meinen ganzen Wechſel in der Taſche!" Die Andern lachten, da dem zarten Männchen bei dieſem Verſuche, impoſant aufzutreten, die Stimme in die Fiſtel umſchlug. Die Kellnerin brachte die Weinkarte, und Nik wählte. Der Wein kam, und Nik hielt die Flaſche in der Hand, konnte ſich aber bereits nicht mehr beſinnen, was er mit derſelben thun wolle. Naubigl ſchenkte an ſeiner Stelle ein und beſtellte ſofort eine zweite. In-

zwiſchen war der Senior der Blauen eingetreten, der ſchon in vorgerückten Semeſtern ſtand, ein Koloß von einem Menſchen mit einem aufgedunſenen Geſichte und einem dünnen, durchſichtigen Bärtchen. Der neue Fuchs wurde ihm vorgeſtellt.

„Gib mir die Pfote", ſprach der Koloß mit mächtiger Baßſtimme. Nik gehorchte mit einer Verbeugung, aber er ſeufzte auf's neue über den Händedruck des kräftigen jungen Oekonomen.

„Habt Ihr Euch gut amüſirt", fragte der Senior.

„Famos", erwiderte Naudigl. „Der Fuchs hat uns von ſeinem Schloſſe erzählt und ſeiner Familie. Fidele Leute! Wir werden ſeinem Alten an Pfingſten die Ehre unſeres Beſuchs erweiſen. Er wird ſich gewiß freuen, uns kennen zu lernen. Proſit, Fuchs."

Alle Blauen tranken Nik zu, und dieſer leerte ſofort ſein Glas bis zur Neige. Der Senior ſetzte ſich neben ihn, ſtreckte vertraulich ſeinen Arm über Nik's Stuhllehne und legte ihm die Grundſätze der Blauen klar und lichtvoll dar, ihren Comment, ihre Statuten und wie es ihre Abſicht ſei, der verbauernden Thätigkeit der Landwirthſchaft gegenüber das ritterliche Element zu pflegen, das den Gutsbeſitzer von dem Bauern unterſcheiden müſſe. Nik war mit Allem ſehr einverſtanden und berichtete, daß er urſprünglich habe ſtudiren wollen und lieber an eine Univerſität als an eine landwirthſchaftliche Schule gegangen ſein würde, und wie er um ſo entzückter ſei, hier Alles wie an einer Univerſität zu finden. Der Senior

schwieg und begnügte sich, gravitätisch an seiner langen Pfeife zu saugen. Dann erzählte Nik, wie er auf der Schule Präses der Lätitia gewesen sei und unter welchen erschwerenden Umständen er seinen Abgang vom Gymnasium genommen habe. Das interessirte den Senior schon mehr und er ergriff die neue Flasche, die die Kellnerin, ohne auf Nik's Bestellung zu warten, herbeibrachte, und stieß mit Nik an auf das Wiedererstehen der Lätitia.

„Gieß auch uns ein", rief die Bierlatte, die selten Wein zu trinken bekam. „Wir wollen mit anstoßen auf unsern neuen Fuchs, Freiherrn Nikolaus von Altenbrück. Smollis, Du krasser Fuchs!"

Nik schwamm in Wonne. Man erzählte ihm nun von den neuesten Duellen, von den letzten Relegationen, von den Bällen auf dem Casino und den Familien, bei denen er Besuch machen müsse. Dann nahm die Unterhaltung eine speciellere Wendung. Streitfragen der Blauen mit den Grünen wurden berathen, die Nik nicht verstand. Die Ermüdung der langen Eisenbahnfahrt, der Einfluß der ungewohnten Getränke, zumal des gefälschten Weines, machte sich geltend; die blaue Mütze, die Nik zu klein war, fiel ihm vom Haupte, und er schlief ein.

„Führt ihn heim", befahl nun der Senior würdevoll. „Den habt Ihr, seht, daß Ihr ihn haltet."

Die beiden Blauen, die Nik auf der Eisenbahn dingfest gemacht hatten, ließen es sich nicht nehmen, ihn auch nach der Wohnung zu bringen, die sie ihm aufgenöthigt hatten. Die kühle Nachtluft draußen machte Nik rasch

wieder munter. Taumelnden Schrittes ging er zwiſchen den beiden Blauen her, hielt Anſprachen an die Straßenlaternen und Brunnen, verſuchte mit den Vorübergehenden Streit anzufangen, und lallte, wenn ſie verächtlich weiter gingen: „Ganz dummer Kerl das, ganz dummer Kerl . . losgehn . . Natur . . contra—hiren.“ Zum Glück war der Weg nicht weit, und als er mit ſeinen beiden Genoſſen die neue Wohnung erreicht hatte, nahmen dieſe ihm den Schlüſſel aus der Taſche und ſchloſſen auf. Das Stubenmädchen, an ſolche Scenen ſchon gewöhnt, ſprang mit dem Lichte herzu und leuchtete nach der Stube. Dort angekommen, warfen die Freunde den betrunkenen Nik der Magd zu wie einen Ball: „Hier, Gretchen, tröſte ihn“, riefen ſie, „Du verſtehſt das ja am Beſten.“ Damit verließen ſie polternd und lachend die Wohnung.

Als Nik am andern Morgen mit wüſtem Kopfe erwachte, ſtanden bereits wieder zwei Blaue vor ſeinem Bette, um ihn zu einem Katerfrühſtück abzuholen, das er allerdings ſehr nöthig hatte. Man ließ ihn überhaupt nicht zur Beſinnung kommen, und noch ehe er eine einzige Vorleſung belegt hatte, war Nik bereits Fuchs bei den Blauen geworden.

Zu Anfang des Semeſters wollte der junge Oekonom noch neben den Verpflichtungen gegen ſeine Verbindung auch denen ſeines Studiums gerecht werden. Das aber wurde ihm raſch abgewöhnt. Während er im Colleg ſaß, begaben ſich etliche der Blauen auf ſeine Stube, ließen ſich da auf ſeine Koſten ein feines Frühſtück ſer-

viren und versprachen dem mit seiner Mappe zurückkehrenden Fuchse, sie würden diese Besuche so lange fortsetzen, bis er seinem Laster des Colleghörens entsagt habe. Unter diesen Umständen fand er es allerdings selbst angenehmer, auf der Kegelbahn in Gemeinschaft mit den Anderen zu frühstücken, als abwesend ihrer Diskretion überlassen zu sein. Am Mittage lag man dann auf den Bierdörfern der Nachbarschaft, bis die obligatorische Kneipe im „wilden Mann" begann. Ward Nik seitdem im Hörsaale nicht mehr gesehen, so lag er um so fleißiger auf der Kneipe; er fuhr spazieren und ward auf dem Fechtboden übel zugerichtet. Hatte er seine Wunden geheilt, so ging es dann wieder an's Trinken und an neue Duelle. Die gleiche Ordnung wiederholte sich Tag für Tag, denn diese Art, das Leben zu genießen, ist keiner Abwechselung fähig.

Eine Pause in diesen Genüssen drohte nur das Ausbleiben der Geldsendungen herbeizuführen, da der Freiherr auf Nik's Forderungen nur noch mit strafenden Episteln antwortete, und die Mutter und Tante Klara schließlich in ihren geheimen Sendungen gleichfalls ermüdeten, als sie sahen, daß Nik's Bitten kein Ende nahmen. Als dieser nicht mehr zu zahlen vermochte, klagten die Gläubiger ihre Forderungen ein, und eines Tages bekam der Freiherr eine ganz artige Sammlung von Rechnungen mit einem amtlichen Schreiben zugestellt, das ihn für die Schulden seines Sohnes haftbar machte. Bleich vor Zorn ging der Baron an diese angenehme Lec-

türe und mehr als einmal sträubten sich seine Bartspitzen zornig in die Höhe. Da waren Ausgaben für gemalte Wappenseidel, für Stöcke mit gravirten Ringen, für vergoldete Pfeifenköpfe und damascirte Schläger, Rechnungen von Delikatessenhändlern und Wirthen, — „ein Beefsteak für den Herrn Hund — zwei Mark", — hieß ein ständiger Posten, der dem Baron immer wieder auf's neue das Blut in die Schläfen trieb. Schließlich raffte der empörte Vater den ganzen Bündel zusammen und befahl dem rothen Johann, seine Reiseeffekten zu packen und dabei sein spanisches Rohr ja nicht zu vergessen. Nachdem Johann dieses Geschäft mit gewohnter Pünktlichkeit besorgt hatte, reiste der Baron mit dem nächsten Zuge nach Neudorf ab.

Der Winter neigte sich seinem Ende zu, und wie im vorigen Jahre, wollte Fritz einige Wochen bei den Eltern verleben, zumal Elfriede aus dem Blindeninstitut entlassen und wieder im väterlichen Hause eingetroffen war. Es drängte den Bruder, zu sehen, welche Fähigkeiten die berühmte Schule in der unglücklichen Schwester entwickelt habe. Sein Weg führte auch dieses Mal über Neudorf. Als der Schaffner den Namen der Station ausrief, sah Fritz eifrig aus dem Fenster des Eisenbahnwagens, ob er nicht Nik erblicke, der in letzter Zeit alle seine Briefe unbeantwortet gelassen hatte. Statt seiner sah er einen der Blauen, der in seine Wagenabtheilung einstieg. Da die beiden jungen Leute allein waren, kamen sie bald in ein Gespräch, und Fritz fragte, ob der Blaue den jungen

Altenbrück kenne. „Ja", erwiderte dieſer ziemlich verdroſſen.

„Iſt er noch in Neudorf?" fragte Fritz eifrig.

„Nein, ſein Vater hat ihn ſchon vor Schluß des Studienjahres ſelbſt nach Hauſe geholt, weil er zu viel Geld brauchte."

„War er nicht in Ihrer Verbindung?" fuhr Fritz auf.

„Nein", ſagte der Blaue unwirſch. „Das heißt, wir haben ihn dimittirt."

„Ausgeſtoßen?" fragte Fritz erſchreckt, „und warum?"

„Er war ganz verkommen und bezahlte nicht einmal ſeine Ehrenſchulden."

„Wie kam er dazu, Schulden zu machen?" fragte Fritz anzüglich.

„Was wollen Sie", erwiderte der Blaue, „er war den halben Tag betrunken, und ließ ſich dann das Geld von jedem Bummler abnehmen. Dabei ſpielte er, ſo lange er etwas in der Taſche hatte, und länger. An mich verſpielte er ſogar ſein Normannenſchloß, die weiße Frau, die darin hauſt, und ſeine Braut, ein blindes Mädchen. Ich glaube, er hätte Vater und Mutter verſpielt, wenn ich es ihm angeboten hätte. Als er dann ſein Ehrenwort nicht hielt, haben wir ihn hinausgeworfen."

Nun hatte Fritz genug, er fragte nicht weiter.

Elftes Kapitel.

Das Schloß der Altenbrück war glänzend erleuchtet und ſeine hellen Fenſter ſpiegelten ſich in dem vorüberfließenden Strome. Unter den alten Eſchen am Gartenthore lehnte Johann Müller in blauer Livree, um den eintreffenden Gäſten die Thüre aufzuthun. Ein Wagen fuhr an und zwei alternde Damen ſtiegen aus. Die hagere, große war Klara, die Schweſter der Baronin, die kleine, rundliche, Friederike, die diesjährige beſte Freundin.

„Gewiß, liebe Friederike", ſagte Tante Klara, während beide den Vorgarten durchſchritten, „Altenbrück hat ganz recht, Nik muß heirathen, ſonſt geht er völlig zu Grunde."

„Aber bedenke doch, liebe Seele", ſeufzte die kleine Begleiterin, die wohlbeleibt, wie ſie war, keuchend hinter der haſtigen Freundin einhertrippelte, „Nik iſt ja erſt einundzwanzig Jahre und ſeine Couſine iſt mindeſtens dreiundzwanzig."

„Um ſo beſſer kann Valentine ihren Mann hüten,

wenn er jünger iſt als ſie", ſagte Tante Klara gereizt, und ihre Augen traten böſe aus dem gerötheten Geſichte.

„Einen Mann kann man überhaupt nicht hüten, meine Liebe", ſprach die dicke Friederike weiſe.

„Das haſt Du wohl bei Deinen Möpſen gelernt", erwiderte Tante Klara zornig, „aber Nik iſt kein Mops."

„Aber Klara!" rief Friederike entrüſtet, „in welchen Ton Du gleich wieder verfällſt." Dieſe aber ſchüttelte mit einer Geberde des höchſten Abſcheus ihre langen Locken, und indem ſie ihre zahlreichen Röcke mit zitternden Händen aufnahm, ſtürmte ſie zornig die Treppe empor. Keuchend folgte ihr die dicke, kleine Freundin, die ihren Widerſpruch ſo ſchlimm nicht gemeint hatte. Eben holte ſie Athem zu einem verſöhnlichen Worte, als bereits die Thorflügel ſich vor den beiden Damen öffneten.

Der Rothe ſchaute ihnen aus dem Dunkel unter den Bäumen ſpöttiſch nach. „Die alten Schachteln werden ja wohl die Letzten ſein", ſagte er. „Nur das vortreffliche Barönchen, das liebe Nikchen, fehlt noch, mein hoher Gönner." Dann ſchlug er plötzlich in den ſalbungsvollen Ton des verlorenen Sohnes über: „Es iſt ein Aergerniß, wie dieſer Menſch ſich beträgt! Wenn man Alles hat, um ſich jeden Wunſch zu erfüllen, und ruinirt ſich dann mit Trinken, ſo gehört man doch wirklich geprügelt. Aber ſo geht es zu in dieſer Welt. Da oben praſſen ſie, und ich darf hier in Nacht und Wind am Thore ſtehen als Wappenlöwe, und wenn es mich friert, darf ich ſingen: ‚Schon hier lebt ſelig und vergnügt', wie

ſie mich's im verlorenen Sohne lehrten. Beſchwert man ſich aber, ſo ſtopfen ſie einem mit ein paar Bibelſprüchen den Mund. Na, ich werd's ihnen anſtreichen, ſie ſollen noch an mich denken." Nach dieſem philoſophiſchen Selbſtgeſpräche trat der rothe Johannes vor das Gartenthor, und indem er die eine Hand nachläſſig in die Taſche ſteckte, ſchaute er, an den Thorpfeiler gelehnt, die Straße herauf und herunter. Oben im Saale hörte man jetzt das Rücken der Stühle; eine Harfe präludirte, und dann begann eine ſchöne, ſeelenvolle Altſtimme die ewig ſchöne Arie aus Händels Meſſias: „Oh Du, die Wonne verkündigt zu Zion." Aber die Laute der Ewigkeit, die über dieſen Saiten ſchwebten, gingen an dem Ohre des Gärtnerburſchen vorüber, und kaum hatte der Geſang geendet, ſo pfiff er einen Gaſſenhauer vor ſich hin und ſpähte nach ſeinem jungen Herrn, der noch immer ausblieb. Statt ſeiner kam die Landſtraße herab ein hochgewachſenes Frauenzimmer, das, obwohl nicht mehr ganz jung, doch ſehr jugendlich herausgeputzt war. Sie ging erſt auf der einen, dann auf der andern Seite der Straße und ſchaute oft um, als ob ihr Pfad nicht eben der ſchmale Pfad der Tugend ſei.

„Pſt, Pſt!" ziſchte der Rothe, der in der einſamen Pilgerin ſeine Schweſter erkannte. „Käthchen!" rief er über die Straße, als das Mädchen ruhig ihren Weg fortſetzte.

„Nun, was ſoll's?" ſagte die Dirne unmuthig. „Haſt Du heute die Laune, mich zu kennen?"

„Nun ja doch, Tugendſpiegel", erwiderte der Bruder. „Du würdeſt mir aber einen großen Gefallen thun, wenn Du nicht gerade hier promeniren wollteſt. Du weißt, wie viele Leute Dich kennen, und wir haben heute Geſellſchaft."

„Was kümmert das mich", erwiderte die Schweſter ſchnippiſch. „Ich kann gehen, wo ich will."

„Wenn Du vernünftig biſt", ſagte Johann leiſe, „ſo will ich Dir einen Liebhaber verſchaffen, der etwas einträgt."

„Du meinſt am Ende gar den jungen Baron?" lachte die Dirne. „Den habe ich ſchon, dazu brauche ich Dich nicht, Du rothe Mähre."

„Du haſt ihn ſchon?" ſagte Johann eifrig. „Um ſo beſſer! Dann müſſen wir ihn gemeinſam in die Klemme treiben, und wir können erſt ihm und dann dem Alten ſo viel Geld auspreſſen als wir wollen."

„Was meinſt Du?" ſagte die Schweſter näher tretend.

„Zeugen mußt Du Dir verſchaffen, meine tugendhafte Schweſter, Zeugen!"

„Ach, gehe mir mit ſolchen Geſchichten", erwiderte das Mädchen. „Ich will nichts zu thun haben mit der Polizei."

„So weit braucht es gar nicht zu kommen", ſagte Johann. „Solche Leute fürchten den Skandal, und darum kann man mit ihnen machen, was man will. Aber ſtill!" unterbrach er ſich. „Da kommt er, ich ſehe ihn bei der dritten Laterne."

„Nun, ich will ihn anreden", lachte das Mädchen und wollte weiter. Aber der Bruder hielt ſie feſt.

„Dummheiten", ſagte er. „Gehe hier herein in meine Stube", und er wies nach dem Portierhäuschen. „Ich werde ihn Dir nachſchicken. Für das Uebrige laſſe mich ſorgen."

Man hörte jetzt nahende Schritte, und der Rothe ſtieß ſeine Schweſter, die ſich wehrte, und laut zu lachen begann, faſt mit Gewalt in das Häuschen, wo er ihr mit der Hand den Mund zuhielt, und ſie durch ein paar energiſche Worte zur Ruhe brachte. Müller war eben wieder herausgetreten, als Nik am Gartenthore erſchien. Er war im Geſellſchaftsanzuge, denn er hatte ſchon vor einer Stunde ſich für den Abend gerüſtet. Da er ſich aber bereits wieder öde fühlte, war er nach der benachbarten Reſtauration hinübergegangen, um dort Wein in ſich zu gießen, den man ihm zu Hauſe auf Befehl der Eltern verweigerte. Die Baronin meinte nämlich, der Freiherr könne, wenn er nur wolle, durch ſtrenge Aufſicht dem Sohne die verderbliche Neigung zu geiſtigen Getränken, die er ohne Zweifel vom Vater geerbt habe, ſicher wieder abgewöhnen. Der junge Mann ſah erhitzt aus, und ſein Anzug war in Unordnung. Johann warf einen prüfenden Blick auf ihn und ſchüttelte dann ſein rothes Haupt.

„Nun, was haſt Du?" ſagte Nik ungeduldig.

„So können Sie nicht hinauf", erwiderte Johann trocken, „man ſieht auf zehn Schritte, wo Sie waren."

„So komme mit auf mein Zimmer und bringe mich in Ordnung, ſtatt zu ſchwatzen", rief Nik zornig.

„Unmöglich", erwiderte Müller, „die Herrſchaften ſind zum Theile noch auf dem Vorplatze. Gehen Sie hier in meine Stube, es liegt eine Bürſte auf dem Tiſchchen. Einen Spiegel finden Sie in der Kammer. Aber laſſen Sie die Rumflaſche in Ruhe, ſonſt bin ich um meinen Dienſt. Sie wiſſen, daß der Herr Baron Jeden mit Entlaſſung bedrohte, der Ihnen zu einem Tropfen verhelfen würde."

„Unverſchämter", knirſchte Nik. „Du haſt den Rum doch im Keller geſtohlen."

Der Rothe fand nicht für nöthig, dieſen Vorwurf zurückzuweiſen. „Ich muß hinauf, es ſchellte ſchon zweimal", ſagte er kurz. Damit drängte er Nik gegen die Thüre des Portierhäuschens und ſprang eilig nach der Freitreppe. Ehe er in die Flur trat, warf er noch einen Blick zurück und lachte höhniſch, denn er ſah, wie Nik ſeinen Rath befolgte.

Im großen Saale des Schloſſes bewegte ſich unter dem bronzenen Kronleuchter eine mäßig große Geſellſchaft. Der Pfarrer war mit Frau und Töchtern zugegen. Klara und Friederike hatten bei der Baronin um den Theetiſch Platz genommen, der Oberſt, der Amtmann, einige Honoratiorenfamilien der Stadt und Edelleute aus der Umgegend ſaßen auf den Divans oder lehnten rings an den Wänden. Der Baron ging im Saale umher und ſprach mit ſeinen Gäſten. Seine Frau dagegen wich nicht

von ihrem Platze am Tiſche, wo ihre Intimen ſie umgaben. Ihr war jede Geſellſchaft vor Allem eine erwünſchte Gelegenheit, ihre Klagen gegen ihren Mann an die Hörer zu bringen.

„Du biſt zu beſcheiden, liebe Schweſter", ſagte jetzt Tante Klara, „darum reſpektirt Dein Mann Dich nicht. Du mußt Dich koſtſpieliger kleiden. Denke, wie einfach und ſchlicht die verſtorbene Generalin Schreier auftrat. Was war der Dank? Ihr Mann behandelte ſie wie eine Magd. Seine neue Frau verſteht das ganz anders. Sie erſcheint im Hauskleide von rothem Atlas mit gelben Puffen zum Frühſtück, und Schreier ſpringt in die Höhe wie ein Lakai, rückt ihr den Stuhl zurecht und fragt nach ihrem Befinden. So ſollteſt Du es machen."

Der Freiherr warf jetzt einen zornigen Blick nach dem Tiſche, um ſeine Frau an ihre Pflichten als Wirthin zu mahnen. „Laßt uns aufſtehn", ſagte die Baronin in weinerlichem Tone, „ſonſt werde ich wieder geſcholten."

So erhob ſie ſich mit einem Seufzer und trat unter den Schwarm ihrer Gäſte. Mit dünner Stimme erkundigte ſie ſich nach dem Befinden der werthen Familien, ohne auf die Antworten zu achten. Bei dem allgemeinen Getöſe rings umher war das auch unmöglich. Es herrſchte das Geräuſch einer gemiſchten Geſellſchaft in den Räumen, die noch eben die ſeelenvolle Stimme der Blinden mit den ernſten Tönen Händels erfüllt hatte, jene ſchreiende, überlaute, ohne allen Grund lärmende Unterhaltung, deren einziger Zweck es iſt, Converſation zu machen, damit es

ſo ausſehe, als ob man ſich gut amüſire. Die Luft wurde bei der warmen Temperatur, die draußen herrſchte, immer drückender. Die Damen fingen an ihre Fächer häufiger zu gebrauchen, und die Diener hatten Mühe, alle leergetrunkenen Gläſer abzunehmen und durch gefüllte zu erſetzen. Trotzdem ertrug die Geſellſchaft, an ſolche Freuden gewöhnt, mit Faſſung ihre Lage, nur der Gaſtgeber ſelbſt ſchien ungeduldig.

„Wo bleibt mein Sohn?“ herrſchte er den rothen Johann an, der ein Servirbrett umherreichte.

„Der Herr Baron trat vorhin im Portierhäuschen ab, um ſich abzuſtäuben“, ſagte Johann leiſe, „vielleicht könnte der Kutſcher nach ihm ſehen.“ Der Freiherr trat ſofort an den als Portier verwendeten Roſſelenker heran und ertheilte dieſem einen Auftrag. Dann legte er dem gelangweilt an der Thüre ſtehenden Pfarrer die Hand unter den Arm und führte ihn vertraulich im Saale auf und nieder. „Nik muß heirathen“, ſagte er. „Ich dachte, daß ſeine Couſine eine Partie für ihn wäre, oder ſind auch Sie der Meinung von Fräulein Friederike, daß die Kinder aus Verwandtenehen leicht geiſtesſchwach werden?“

„Die Kinder nicht“, ſagte der Landpfarrer in ſeiner derben Weiſe, „aber die Alten werden Kretins.“

Der Freiherr zog verletzt ſeine Hand aus dem Arme des alten Herrn und erwiderte verdrießlich: „Die Eltern? — wie ſo das?“

„Nun, weil ſich der Menſch ſelbſt den Geſichtskreis zubaut, wenn er in ſeine eigene Familie heirathet, weil

Vetter und Baſe ſich als Mann und Frau in ihren Familienvorurtheilen noch beſtärken, indem ſie ſich einbilden, ihre Familie ſei die Welt, die Anſchauungen ihrer Sippe ſei die wahre Weisheit und der einzige Maßſtab der Dinge, weil ſie mit einem Worte nach ihrer Heirath doppelt ſo bornirt ſein werden als ſie es zuvor waren. Sehen Sie doch die ſchweizeriſchen oder engliſchen Familien an, in denen dieſer Brauch beſteht. Ihr vielgerühmter Familienſinn iſt nichts als ein Egoismus, den mehrere gemeinſam haben. Für Alles, was außerhalb dieſes Kreiſes liegt, haben ſie keinen Sinn, und ſie ſelbſt ſind für alle Andern unausſtehlich."

„Hm", murmelte der Freiherr zwiſchen den Zähnen, „ſo unrichtig iſt das nicht. Cäcilie übertreibt ihren Verwandtencultus ohnehin ſchon. Es gibt nichts Läſtigeres als dieſe Hypertrophie des Familienlebens."

Ein Ton von der Thüre des Nebenzimmers her bewog die beiden Männer die Köpfe dorthin zu wenden, wo Elfriede eben träumeriſch in die Saiten ihrer Harfe gegriffen hatte. Wie herzgewinnend ſah das ſchöne blonde Mädchen in ſeiner rührenden Hülfloſigkeit aus. Die Blicke der beiden Männer begegneten ſich unwillkürlich, und beide erinnerten ſich in dieſem Augenblicke, welche Verpflichtungen Nik gegen jenes unglückliche, ſchöne Kind habe. Aber der Baron kehrte ſich raſch ab und ging zu den Damen am andern Ende des Saales hinüber, und der Pfarrer ſah noch, wie er auf dem Wege zweimal mit den Schultern zuckte. Er verſtand dieſe Bewegung wohl

und sie veranlaßte ihn, sich nach der andern Seite der Blinden zu nähern.

„Bleibe nur fest wegen Nik", flüsterte in diesem Augenblicke Tante Klara der Baronin zu, die in ein Gespräch mit dem Obersten verwickelt war, „Dein Mann verhandelte eben mit dem Pfarrer, und der rieth von der Ehe mit Valentinen ab, er wünscht wohl, daß Nik eine seiner langweiligen Töchter heirathe."

Der Oberst lachte. „Ja", sagte er, „da haben Sie einen gefährlichen Feind, meine Gnädige! Solch ein Pfarrerstöchterlein spielt dem jungen Manne verschämt die Hand zu, und der Vater hat das Segnen so in der Gewohnheit, daß er beiden von hinten unversehens die Hände auf's Haupt legt. Dann haben sie seinen Segen, der junge Herr mag wollen oder nicht."

Der gute, alte Prediger war inzwischen auf die Blinde zugetreten, deren Vereinsamung in der großen Gesellschaft ihm leid war. Die zweijährige Abwesenheit in der Stadt hatte aus Elfrieden gemacht, was sie zu werden versprochen hatte. Ihre Gestalt war voller geworden, ohne ihre elfenhafte Zartheit und Geschmeidigkeit einzubüßen. In üppiger Fülle fiel ihr reiches, blondes Haar, an dem ein Glanz haftete, als ob es mit Goldstaub gepudert wäre, auf ihre runden Schultern. Ein weißes Kleid umschloß mit seiner Krause züchtig den schlanken Hals, und eine dunkle Rose auf der Brust war ihr einziger Schmuck. Unruhig irrten ihre großen, glänzenden Augen in dem hellen Saale hin und her, dessen

Licht ſie ſchmerzte, ohne ihre Finſterniß zu erhellen. Jetzt griff ſie in die Harfe, und ſofort verſtummte jedes Geſpräch. Nachdem ſie auf dem ſeelenvollen Inſtrumente präludirt, wie die Brandung an den Klippen rauſcht, oder der Wind durch tönende Felſen flüſtert, begann ſie eine ſchwermüthige, ſchottiſche Ballade zu ſingen, die faſt unheimlich zu dem Unglück der Sängerin und ihrem traurigen Harfenſchlage paßte. Es war ein Aufſchrei der Verlaſſenheit, der als Echo alle Klagen weckte, die in dem ernſten Inſtrumente wohnten. Als ſie endete, war es todtenſtille im Saale. Hier und da hörte man einen Seufzer. Tante Klara flüſterte ihrer Nachbarin zu, daß der Anblick dieſer leeren Augenſterne und dieſer trübe Geſang ſie verſtimme. Einen ähnlichen Eindruck ſchien die Geſellſchaft empfangen zu haben. Der Pfarrer trat an die Harfeniſtin heran und ſagte freundlich: „Warum haſt Du ein ſo trauriges Lied gewählt, mein Kind? Spiele doch etwas Heiteres.“

„Mir iſt ſo beklommen um's Herz“, erwiderte die Blinde. „Sie wiſſen nicht, wie dieſes Geräuſch ſchmerzlich iſt, wenn man ſeine Urſache nicht zu erkennen vermag, wenn man von den vielen Flammen, die hier angezündet ſind, nur die Hitze empfindet und immer fürchtet, man könnte einer derſelben ſo nahe kommen, daß man ſich verbrenne. Ich war thöricht, daß ich kam. Meine Eltern hatten ganz recht, wenn ſie meinten, ich ſolle hier nur zur Schau geſtellt werden, damit die Leute einmal etwas ſehen, was ſie noch nie geſehen haben.“

„So bitter, Elfriede", erwiderte der alte Mann. „Ich kenne Dich nicht wieder. Du warſt doch ſonſt ſo ergeben in Dein ſchweres Loos?"

„Warum hat Nik mich noch nicht begrüßt?" ſagte Elfriede, ohne des Pfarrers Frage zu beachten. „Er muß doch hier ſein."

„Er iſt nicht hier", erwiderte der Pfarrer. „Ueberhaupt macht er den Eltern viele Sorgen und ſein Ausſehen gefällt mir nicht."

„Iſt er krank?" fragte die Blinde, und es lag eine gewiſſe Schärfe in ihrem Tone.

„Auch körperlich iſt er gebrochen", gab der Pfarrer zur Antwort. „Dem wilden Leben auf der Ackerbauſchule war ſeine von Jugend auf verzärtelte Geſundheit nicht gewachſen, und was das Schlimmſte iſt, er hat ſich an den Wein gewöhnt, ſo daß er gar nicht mehr davon laſſen kann."

„Herr Pfarrer", ſagte jetzt der rothe Johann, der in der nächſten Fenſterniſche das Geſpräch belauſcht hatte, „was ſoll ich thun? Der junge Herr kam vorhin in einem ſolchen Zuſtande nach Hauſe, daß ich ihm rieth, er ſolle ſich erſt ausruhen. Da er nicht mehr weiter konnte, ſchob ich ihn in die Portierloge. Nun habe ich ſchon den Karl und den Wilhelm hinuntergeſchickt, um ihn heraufzubekommen, aber ſie kamen lachend wieder zurück und ſagten, der junge Herr habe keine Zeit."

„Gut", erwiderte der Greis. „Da will ich ihm in's Gewiſſen reden. Ich ſuchte ſchon lange eine Gelegen-

heit, ihm einmal gründlich die Wahrheit zu ſagen. Das Recht habe ich, denn ich habe ihn getauft und confirmirt. In dem Portierhäuschen ſagteſt Du?"

„Ja", erwiderte der Rothe mit einem boshaften Aufleuchten ſeiner tiefliegenden Augen. „Hier haben Sie die Schlinke zum Oeffnen; die Thüre hat keine Klinke."

Der Pfarrer nahm etwas zögernd den dargebotenen Schlüſſel. Mit Kopfſchütteln entfernte er ſich dann durch die zurückliegenden Zimmer, während die Blinde ihr blondes Köpfchen leiſe an die Harfe lehnte. Johann ſtellte ſich vertraulich neben ſie. „Das nennen nun die reichen Leute ein Vergnügen", flüſterte er ihr zu, „in dieſer Temperatur ſtundenlang zu ſitzen und zu thun, als unterhielten ſie ſich. Der dicke Amtmann iſt bereits mehr blau, als roth von der Hitze, nächſtens wird ihn der Schlag rühren. Da war es doch luſtiger, als wir auf dem Platze hinter Euerem Hauſe Topfſchlagen ſpielten."

„Was haſt Du drunten wieder für eine Schlechtigkeit vor?" erwiderte die Blinde in ſcharfem Tone. „Warum holſt Du Nik nicht ſelbſt? Gewiß haſt Du etwas angezettelt, daß Du den Pfarrer hinunterſchickſt?"

„Es kann Nik nicht ſchaden, wenn der Pfarrer ihm die Leviten lieſt", erwiderte der Rothe gelaſſen. „So kann es nicht mit ihm weitergehen."

„Als ob es Dir darum zu thun wäre", ſagte die Gärtnerstochter bitter. „Warſt Du es nicht, der ihm ſtets bei allem Schlechten behülflich war?"

Johann knirſchte mit den Zähnen, und die Blinde

hörte, wie er vor Zorn mit dem Fuße auftrat. Aber er erwiderte ſcheinheilig: „Man ändert ſich auch mit den Jahren. Jugend hat keine Tugend, aber die Stunde der Einkehr kommt für die meiſten, hoffentlich auch für Deinen Bräutigam.“

Die Blinde wollte ſich voll Abſcheu weiter von dem heuchleriſchen Menſchen entfernen und ſtieß dabei mit den Knieen ſo heftig an ihre Harfe, daß dieſelbe einen lauten Ton von ſich gab, und die Geſellſchaft herüberſchaute, weil ſie dachte, Elfriede wolle ein neues Lied beginnen, worauf ſich der Rothe alsbald beſcheiden in ſeine Fenſterniſche zurückzog. Das blinde Mädchen ſchien die plötzlich eintretende Stille auch ſofort zu verſtehen, und ſuchte ſich zu ſammeln.

Aber noch ehe ſie beginnen konnte, wurden Stimmen auf dem Vorplatze laut. „Das Alles geht Sie nichts an“, hörte man eine kreiſchende Stimme. „Ich bin kein Confirmand mehr . . . .“

Beſchwichtigende Worte des alten Pfarrers wurden laut, er ſchien dem Lärmenden zuzureden.

„Auch das iſt mir gleichgültig“, ſchrie der Betrunkene, „was ſcheert mich Ihre Gemeinde? Auf mich iſt mit Synodalbeſchlüſſen nicht einzuwirken ha, ha, ha . . .“

Mit Schrecken erkannte die Geſellſchaft in dieſer trunkenen Stimme den Sohn des Hauſes.

„Mon Dieu, welch ein Lärm“, ſeufzte Tante Klara, während ihre rundliche Freundin ihr einen erſchrockenen Blick zuwarf.

„Gehen Sie mir aus dem Wege", rief Nik jetzt draußen. „Ich ſage Ihnen nochmals, ich weiß, was ich zu thun habe. Lakaienpack, wollt Ihr, daß ich Euch Eure dicken Köpfe einſchlage?" In dieſem Augenblicke ſprang die Thüre auf, und Nik taumelte in den Saal, mit rothem, erhitztem Geſichte, den Hut im Nacken, den Rock und die Weſte aufgeknöpft, die Kleider beſchmutzt, die weiße Halsbinde gelöſt, das Hemd zerknittert und vom Weine fleckig.

„Um des Himmels Willen, Nik", ſeufzte die Baronin, und ſank in ihren Stuhl zurück. „Gott weiß, von welcher Orgie er heimkehrt!"

Aber der Baron war bereits aufgeſprungen und eilte zur Thüre.

„Ich habe ja gar nicht getrunken", lallte Nik, „nein, ich habe nicht getrunken. Nur die friſche Luft, die . ."

Er vollendete den Satz nicht, denn der Vater ſtand vor ihm, und er fühlte plötzlich einen ſo heftigen Schlag im Geſichte, daß ihm der Kopf brannte. „Hinaus, Bube", donnerte der Vater ihn an, und in gleichem Augenblicke faßten der rothe Johann und ein zweiter Diener Nik unter beiden Armen, und zogen ihn nach dem Vorplatze, wohin der Freiherr ihnen folgte.

Die Geſellſchaft erhob ſich ſofort geräuſchvoll von ihren Plätzen und berieth in flüſternder Geſchäftigkeit, ob man nicht aufbrechen ſolle.

„Nun, nun, nun", ertönte die verſöhnliche Stimme des dicken Amtmanns, „wir ſind alle einmal Studenten geweſen.

Ich begreife den Herrn Baron nicht. Solche Dinge muß man von der scherzhaften Seite nehmen."

„Natürlich", bestätigte der Oberst, indem er mit seinem Säbel vor sich aufstieß. „Ich finde das Benehmen des Vaters eben so taktlos wie das des Sohns. Was braucht er uns denn zu Zeugen seiner pädagogischen Kraftkuren zu machen. Er konnte dem Jungen ja morgen den Kopf waschen."

Während die Herren so ihr Mißfallen über das Benehmen ihres Wirthes zu erkennen gaben, umdrängten die Frauen die Baronin, die über ihren Mann außer sich war. „Man schlägt seinen Sohn doch nicht vor fremden Leuten", sagte sie weinend. „Nik ist ja nun völlig unmöglich", und sie fing heftig an zu schluchzen. „Mein Mann ist an all' dem Unglück schuld; er hat ihn so erzogen."

Die drei Freundinnen redeten ihr zu. „Bitte, Cäcilie, so fasse Dich doch", flüsterte ihre Schwester. „Bedenke, was Channing sagt . . ." Aber Tante Klara kam mit ihrem Citate aus Channing nicht zu Stande, denn plötzlich gewahrte sie, daß die Harfenspielerin, ohne einen Laut, ohnmächtig an ihrer Harfe zusammengesunken war. Starr und bleich wie eine schöne Leiche lag sie an der Erde. Nun drängte sich Alles um die Blinde. Die Damen brachten ihre Riechfläschchen zum Vorschein und bestrichen Stirne und Schläfen der Ohnmächtigen mit dem Inhalt. Ein junger Offizier nahm lächelnd den schönen Körper in den Arm und trug sie sanft nach dem nächsten

Divan. Der Pfarrer, der im gleichen Augenblicke eingetreten war, und deſſen Blick ſofort auf die Gruppe gefallen war, ergriff ein Glas Wein und ſuchte es mit ſeiner zitternden Greiſenhand Elfrieden in die feſtgeſchloſſenen Lippen zu bringen, aber es dauerte eine geraume Weile, ehe die Farbe ihrem Geſichtchen wiederkehrte, und ſie die ſtarr glänzenden, blinden Augen aufſchlug. Sofort machte ſie eine abwehrende Geberde. „Bitte, nach Hauſe", ſagte ſie dann mit leiſer, flehender Stimme.

„Das arme Kind", flüſterte die dicke Friederike, „ſie hat ſo zarte Nerven."

„Nerven", erwiderte Klara in verweiſendem Tone. „Sie liebt ihn, das einfältige Ding, das iſt Alles."

Die Baronin war inzwiſchen bei der Kranken niedergekniet. Sie machte ſich Vorwürfe, daß ſie das Auftreten der Blinden in ihrer Geſellſchaft, das den Eltern ſo unangenehm geweſen war, erzwungen hatte. Als Elfriede nun wiederholt verlangte, zu den Eltern gebracht zu werden, band ſich die Baronin ſelbſt ein Tuch um, um unter Unterſtützung ihrer Jungfer das blinde Mädchen in das Gärtnerhaus zu begleiten. Nun aber drängte Alles zum Aufbruch. Als der Baron von Nik zurückkam, dem er auf ſeiner Stube noch einen ſo ſcharfen Verweis gegeben, daß er ſelbſt die Dünſte in Nik's weinſchwerem Haupte zertheilt hatte, fand er ſeine Geſellſchaft bereits in voller Auflöſung. Die Mütter ſuchten ihre Mäntel und Tücher, die Töchter wechſelten mit den jungen Herren

Abſchiedsworte und Händedrücke. Die Väter ſtanden ungeduldig im Gange, oder zündeten auf der Treppe ihre Cigarren an. Aber die Damen konnten in dem Garderobezimmer kein Ende finden, die erlebten entſetzlichen Auftritte flüſternd zu beſprechen. Der dicke Amtmann trabte ungeduldig mit den Füßen und ſummte das Lied: „Wenn Frauen auseinander geh'n, ſo bleiben ſie beiſammen ſteh'n", indem er mahnende Blicke in das Garderobezimmer verſendete. Im Salon fand der Baron nur noch den Ausſchuß der drei Freundinnen verſammelt, da er aber nicht das geringſte Bedürfniß fühlte, ſeine häuslichen Calamitäten mit dem weiblichen Sanhedrin ſeiner Frau zu berathen, und er ſah, wie die drei alten Jungfrauen ſchon geladen waren, ihn mit ihrer Theilnahme zu übergießen, ſagte er kurz: „Ach, Cäcilie iſt nicht hier. Entſchuldigen Sie, ich werde ſie ſofort ſchicken."

„Sie iſt mit Elfriede in die Gärtnerwohnung", riefen die drei Parzen aus einem Munde. Aber der Baron antwortete nur: „So, ſo", und rettete ſich ſchleunig in ſeine Gemächer.

Zwölftes Kapitel.

Am folgenden Morgen ſtrich Nik in verdüſterter Stimmung durch den Garten. Sein Leben hatte in den letzten Wochen aus einer ununterbrochenen Kette ſittlicher Niederlagen beſtanden, die heute der Reihe nach an ſeinem inneren Auge vorüber gingen. Die Ausſtoßung aus ſeiner Verbindung, die Bedrohung mit Wegweiſung von der Ackerbauſchule, das Erſcheinen des Vaters, und die daran ſich knüpfenden abſcheulichen Scenen, das Alles lag wie ein wüſter Traum hinter ihm. In ſolcher geiſtiger Verfaſſung heimkehrend, hatte er natürlich keinen Antrieb empfunden, alte Bekanntſchaften zu erneuern oder ſich im Gärtnerhäuschen unter die hellen Augen von Frau Glimm zu ſtellen, oder vor die Augen, die er noch mehr fürchtete, obwohl ſie blind waren. Seine Verlobung mit Elfriede war er jetzt geneigt, wie die Eltern als ein kindiſches Spiel zu betrachten, das man am beſten in beiderſeitigem Schweigen begrabe. Da Fritz noch nicht von der Univerſität zurück war, ward es ihm auch leicht, ſich vor den Gärtnersleuten, die ihn gern mieden, verborgen zu halten. Der rothe Müller war in dieſer Zeit der Selbſt-

verachtung und Selbſtwegwerfung der Einzige, mit dem er zuweilen eine von Menſchenhaß und Spott getränkte Unterhaltung führte. Jetzt aber wußte er, daß er ſich mit Elfrieden begegnet habe. Er hatte ſie nicht geſehen, ſie ihn nicht, aber ſie hatte ſeine brutalen Worte gehört und war Zeuge geweſen, wie er vor aller Welt gleich einem Knaben gezüchtigt worden war. So weit ſein ſchmerzendes Haupt ſich des geſtern Geſchehenen erinnerte, mußte er ihr völlig verächtlich erſchienen ſein. Deſſen, was er gethan, ſchämte er ſich aber weit weniger als der Behandlung, die ihm in ihrer Gegenwart zu Theil geworden war. Der Scene mit dem Pfarrer, bei deſſen Erſcheinen Käthchen ſofort die Flucht ergriffen hatte, erinnerte er ſich nur noch dunkel, aber daß er in Gegenwart einer großen Geſellſchaft von dem eigenen Vater, den er dafür nicht einmal zur Rechenſchaft ziehen durfte, geohrfeigt worden war, dieſe Schmach würgte ihn wie ein Krampf in der Kehle. Mit ſich und der Welt zerfallen ſchlich er durch den Garten, ſtieg den Rebberg in die Höhe und ſetzte ſich mit ſchmerzendem Haupte endlich auf einer ſonnigen Weinbergmauer nieder.

„Das Beſte wäre wohl, dieſem elenden Leben ein Ende zu machen", ſeufzte er. „Wie haben ſie mich beneidet in Neudorf und es mir täglich vorgeſagt, daß ich der einzige Sohn, der reiche Erbe, der Reichsbaron ſei, bis ſie mit mir machen konnten, was ſie wollten, und nun würde der Elendſte von ihnen nicht mit mir tauſchen."

Er ſtampfte wüthend auf die Erde und zerpflückte

einen Zweig, den er abgeriſſen, in tauſend kleine Fetzen. Nach dieſer Schmach hier zu bleiben, ſchien ihm völlig unmöglich. Konnte er doch keinem der Dienſtboten mehr in die Augen ſehen, ohne ſich zu ſchämen. Aber wohin und was ergreifen? Was ſollte er aus ſich noch machen, nachdem es mit allen ſeitherigen Plänen nichts war? Einen Soldaten? — Er war wegen Schwächlichkeit bereits zurückgewieſen worden. Studiren? — Er würde das Examen nicht beſtehen. Gewerbtreibender? — Wie konnte ein Reichsbaron auf dem Comptoir oder in der Werkſtätte arbeiten! Stumpf brütete er vor ſich hin. Sich tödten oder wieder trinken, um die angethane Schmach zu vergeſſen, das ſchien ihm der einzige Ausweg. So ſchlug er denn den Weg nach der Schenke ein. Durch das Schloß wollte er nicht, um nicht geſehen zu werden. Er betrat deshalb einen einſamen Pfad, der hinter dem Gärtnerhäuschen in vielen Krümmungen nach dem Dorfe führte. Der Weg war von den Reben faſt überwachſen, ſo ſelten ward er begangen. Die Krähen, der Störung ungewohnt, fuhren ſchreiend neben ihm auf und flogen nach dem Walde. Ein Häschen, das von dem Klee zwiſchen den Rebwegen genaſcht hatte, floh in großen Sätzen den Berg hinauf. Doch in Nik's Kopfe ſah es ſo wüſt aus, daß er weder rechts noch links zu ſchauen vermochte. Plötzlich aber hielt er mit einem leiſen Aufſchreie inne. Als er bei einer einſamen Bank die Ranken des Weinlaubs zurückſchlug, ſtieß er auf eine weiße Frauengeſtalt, die das Geſicht auf den hölzernen Sitz gedrückt, am Boden

kniete. Nik hätte ſie faſt mit den Füßen geſtoßen, ſo unerwartet fand er ſie an ſeinem Wege.

„Elfriede", rief er erſchreckt, „was thuſt Du hier?" Bei dem Tone ſeiner Stimme wendete die Blinde ihm erſchreckt ihr bleiches, ſchwermüthiges Antlitz zu. Er hatte ſie ſeit ſeiner Ankunft nicht geſehen, und unwillkürlich fühlte er ſich jetzt durch die wunderbare Schönheit dieſer feinen Züge getroffen. Sie ſah leidend und traurig aus, und ihre blinden Augen waren vom Weinen geröthet. Wie ſie ſich geändert hatte, ſeit er an der Statue der Pſyche ſie zuletzt geſprochen! Als ſie ſchwieg, ſagte er mitleidig: „Mit verweinten Augen?"

„Ja, dazu taugen ſie noch", erwiderte die Blinde bitter, und plötzlich fiel Nik ein, was er ſich ganz aus dem Sinne geſchlagen, daß er ſelbſt dieſe blinden Augen zu verantworten habe, „ſammt dieſen Thränen", ſetzte eine Stimme in ſeinem Herzen hinzu. Bei dieſem Gedanken ſchien der böſe Geiſt von ihm zu weichen, er ſchüttelte ſeine Müdigkeit ab und ſagte leiſe: „Bitte, Elfriede, ſtehe auf. Warum liegſt Du hier an der Erde?"

„Ich habe gebetet", erwiderte die Blinde ruhig, erhob ſich von ihren Knieen und ſetzte ſich auf die Bank, um ihn vorüber zu laſſen. Er wollte auch ſchweigend vorübergehn. Aber es war etwas in dem Tone ihrer Stimme, was ihn feſthielt. Statt weiter zu gehn ſetzte er ſich auf dem kleinen Bänkchen hart neben ſie, und nachdem er eine Weile ſchwermüthig ihre traurigen Züge betrachtet, brachte er ſein Haupt ihr ganz nahe und ſeufzte:

„Arme Elfriede.“ Sein heißer Odem ſchlug wie eine Flamme in ihr Ohr, ein Schauder flog durch ihre zarte Geſtalt und ſie rückte haſtig zur Seite.

„Nik, Du biſt nicht mehr derſelbe,“ ſagte ſie dann in ſchmerzlichem Tone. „Auch Deine Stimme iſt anders geworden.“

Nik ſchwieg eine Weile, dann erwiderte er: „Du haſt recht, vor mir zu ſchaudern, Elfriede! Ich ſelbſt möchte mich am liebſten aus dem Wege räumen wie etwas, was dieſe ſchöne Welt nur ſchändet und von der Sonne nicht beſchienen werden ſollte. Noch geſtern ſtand ich an dem Strome und wollte hinuntertauchen, um drunten Antwort zu ſuchen auf alle die Fragen, die mein verfehltes Leben mir vorlegt. Der Brunnen iſt tief, aber wer weiß, ob auf dem Grunde die Wahrheit liegt? Vielleicht tauchen wir nur aus dem einen Reiche des Trugs in ein anderes.“

Während er ſo ſprach, wendete ihm die Blinde befremdet ihr bleiches, ſchönes Antlitz zu. Die leeren Augen, an deren Anblick er ſich nicht gewöhnen konnte, waren ſtarr auf ihn gerichtet, und ihre Miene drückte Verwunderung aus, ihn in ſo ganz anderer Stimmung zu finden, als ſie erwartet hatte. „Du frevelſt“, ſagte ſie vorwurfsvoll. „Denkſt du nicht an die Deinen?“

Er lachte höhniſch auf. „Es wäre deshalb wenig Schmerz weiter in der Welt, weil ich ſie verließe. Selbſt meine Mutter ſagte mir vorhin: ‚Wenn ſie mich ertrunken aus dem Fluſſe zögen, würde ſie der Anblick weniger entſetzen, als mich noch einmal ſo zu ſehen wie ſie mich geſtern

ſah'. Ich kann ihr nichts verſprechen, ſo iſt es wohl am beſten, ich folge ihrem Rathe."

„Und die Sünde ſcheuſt Du nicht?" fragte Elfriede ernſt.

„Sünde!" lachte Nik bitter. „Niemand hat mich gefragt, ob ich geboren werden wolle, warum ſoll ich erſt fragen, ob ich ſterben darf?"

„Wer ſagt Dir", erwiderte Elfriede, „daß es nicht ebenſo deine eigene Wahl war, in dieſer Welt zu ſein, wie Du Dich jetzt in frevler Willkür in eine andere ſtürzen willſt, die Dir, wie Du kommſt, nichts Gutes bringen kann?"

Nik ſchaute erſtaunt zu Elfrieden hinüber, die ihr ſchönes Antlitz in die kleine Hand geſtützt hatte und mit ihren blinden Augen ſtarr vor ſich ſah. „Du redeſt ſeltſam", ſagte er nach einer Weile. „Aber auch ich muß oft denken: Es ſteckt wohl irgend ein Geheimniß dahinter. Vielleicht iſt der Druck, der auf mir liegt, ſeit ich zum Bewußtſein erwacht bin, eine Strafe für etwas, was ich in einer andern Welt verbrach. Mit meiner Geburt ſchon begannen meine Qualen. Als ich ſchreiend in den Windeln lag, hatte ich doch noch nichts gethan, was einen ſo elenden Zuſtand verdiente. In den Verhältniſſen, in denen ich aufwuchs, konnte ich auch nicht anders werden als ich wurde und bin, und doch klagt eine Stimme mich fort und fort an, all' das Elend ſei meine Sünde, meine Schuld. Nun, dann muß ich wohl vor Jahrtauſenden einmal etwas begangen haben, was dieſe Strafe über

mich brachte, denn die Strafe begann ja schon mit dem ersten Tage meines Lebens."

In Elfriedens bleichem Antlitz war bei Nik's Worten der bittere Zug verschwunden, und der gewohnte Ausdruck milder Theilnahme sprach aus ihren feinen Zügen.

„Nein, Nik", sagte sie. „Wenn wir uns unglücklich fühlen, ist es nur, weil wir böse sind, nicht, weil wir ehemals böse waren. Dieses Gesetz, daß die Bösen nicht glücklich sind, geht durch die ganze Natur. Warum klingt der Schrei des Raubvogels so trüb und klagend, warum wimmert die Katze, die das Vogelnest umstreicht, so traurig und wehleidig, daß man wunder meinen könnte, welches Unrecht ihr geschehe, während die harmlosen Waldvögel den Jubel und die Lebensfreude in ihrem kleinen Herzen nicht zu bergen wissen? Warum flechten die bösen Krähen mißtrauisch ihre Nester in die höchsten Zweige, während harmlose Grasmücken und Nachtigallen hart am Wege nisten? Weil die Bösen trüb, mißlauniſch, argwöhnisch, voll Haß gegen alle Anderen sind, und die Guten glücklich und voll Vertrauen. Sei gut, Nik, und Du wirst das Leben nicht mehr als ein Unglück empfinden."

„Ich kann nicht mehr gut sein", sagte er dumpf. „Ich fühle mich matt und niedergeschlagen bis ich getrunken habe, und habe ich angefangen zu trinken, so muß ich fortfahren; ich habe keine Macht mehr über mich, ich kann die thierische Gier nicht mehr bezwingen. Niemand könnte die Abspannung ertragen, die mich am

Morgen quält, und habe ich angefangen, ſie zu vertreiben, ſo höre ich nicht mehr auf. Auch eben war ich auf dem Wege nach der Schenke", ſetzte er dann mit einem Ausdrucke grimmigen Hohnes hinzu, der Elfrieden tief durch die Seele ſchnitt.

„So ſuche Geſellſchaft", ſagte die Blinde leiſe. „Oh, wenn nur Fritz hier wäre!"

„Ja, es war mein Unglück, daß Ihr mich verließet", erwiderte Nik traurig und hoffnungslos.

Elfriede ſeufzte und fuhr mit beiden Händen nach ihren reichen blonden Haaren, um ſie zurückzuſtreichen, damit ihre heiße Stirne ſich kühle. Nik ſah dabei, daß ſie ſeinen Ring noch immer trug, und es war, als ob eine matte Lebensregung bei dieſem Anblick in ſeinem inneren Menſchen ſich einſtelle. Schüchtern ergriff er ihre Hand. Aber ſie zog ſie zurück, als ob ſie etwas Unreines geſtreift habe, und ſagte wie ſchaudernd: „Oh Nik, was haſt Du aus Dir gemacht! Deine Hand iſt kalt, wie die eines alten Mannes." Verletzt wandte er ſich von ihr ab. Sie aber ſprach leiſe: „Nik, man kann wollen, glaube mir, man kann."

„Was ſoll ich Dir ſchöne Worte vormachen", erwiderte Nik düſter. „Ich habe ſchon ſo viel verſprochen und nicht gehalten, ſo heiße Vorſätze gefaßt und übertreten. Es iſt mir faſt eine Wohlthat, offen zu ſagen, daß ich ein moraliſcher Bettelmann bin und niemand weiter auf mich rechnen ſoll. Die Verſuchung wird wiederkommen, ich werde ſie vielleicht einmal beſtehen, aber

dann wird ſie einen neuen, ſtärkeren Anlauf nehmen, und ich werde rettungslos zurückgleiten in den Schmutz, aus dem keine rettende Hand mich emporzieht.“

„So komme zu mir, Nik“, ſagte Elfriede, indem ſie ihr kummervolles, bleiches Geſichtchen ihm zukehrte, und wiederum erſchrak er vor den unheimlich glänzenden und doch ſo leeren Augen, die ihn wie ein ewiges Geheimniß anſchauten. „Ich will mit Dir plaudern, ich will Dir die Harfe ſpielen, wir wollen zuſammen ſingen, Du ſollſt mir erzählen, was im Garten vor ſich geht. Ach ich laſſe mir ſo gern erzählen, welche Blüthen jetzt blühen. Es ſind ja dieſelben Sträuche und Bäume, die auch ich noch gekannt habe.“

„Du biſt mein guter Engel“, ſagte Nik gerührt. „Siehe, manchmal iſt es mir, als ob wir in unvordenklicher Zeit uns ſchon gekannt hätten. Oft wird es im tiefen Schlafe mir klar, daß dieſes Leben nur ein Traum iſt, und daß es ein waches Leben gab, in dem ich wußte, wer ich bin, woher ich kam und was ich ſollte. Und ſtets biſt Du dann an meiner Seite und leiteſt mich, und aller Schmerz iſt dann von mir genommen.“

Elfriede lächelte. „Wenn wir erwachen aus dieſem Traume, ſo werden wir Alles erfahren. Aber verſprich mir, Nik, daß Du den Traum nicht enden willſt, bis Gott Dich weckt!“

„Er iſt ſchwer, dieſer Traum“, ſeufzte Nik leiſe, „aber wenn ſchwere Träume am tiefſten uns ſchrecken, erwacht der Schläfer von ſelbſt. Darauf rechne ich.“

„Gut", ſagte Elfriede, „auch damit will ich zufrieden ſein. Des Lebens Kern iſt bitter, aber dadurch, daß man ſich das immer vorſagt, wird er nicht ſüßer. Nochmals verſprich, daß Du ein Mann ſein willſt!" Sie ſtreckte ihm ihre kleine zarte Hand entgegen, die Nik leidenſchaftlich küßte. Da erhob ſie ſich.

„Komm, führe mich durch den Garten", ſagte ſie. „Ich bin lange nicht drüben geweſen. Geſtehe ich es nur, ich fürchtete mich, Dir zu begegnen."

Nik erhob ſich und gab ihr den Arm. So kehrten ſie nach dem Parke zurück und waren bald in Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit vertieft. Der Morgen verſtrich, ehe Nik es gedacht hatte. Als die Glocke zum zweiten Frühſtück rief, war es ihm leid, von Elfrieden Abſchied nehmen zu müſſen, aber die Stunde der Verſuchung war vorbei. Er ſetzte ſich nach dem Frühſtück, bei dem zwiſchen ihm und den Eltern kein Wort gewechſelt wurde, auf ſeine Stube und benutzte den Nachmittag, um ein in Neudorf angefangenes Studienheft, das er dort nach wenigen Tagen hatte liegen laſſen, mit Hülfe eines wiſſenſchaftlichen Werkes zu vervollſtändigen. So brachte er die Stunden bis zur Tafel glücklich hin. Bei Tiſch verſuchte er, ſein Verhältniß zu den Eltern wieder herzuſtellen, aber der Vater beantwortete dieſen Verſuch, eine Unterhaltung anzuknüpfen, nur mit einem wüthenden Blicke, die Mutter ſeufzte. Das warf ihn in ſeine alte, bittere Stimmung zurück. Er erhob ſich ſobald als möglich und ſtreifte unmuthig im Garten umher. Wenn

die Eltern ihn von sich stießen, was sollte er sonst thun, als in der Schenke Zerstreuung suchen, und Erlösung von dem Gefühle der Abspannung und Niedergeschlagenheit, das ihn auf's neue überwältigte. Mechanisch lenkten seine Schritte nach dem wohlbekannten Wege ein, aber als er, von seinem Gewissen gemahnt, einen Blick nach Elfriedens Wohnung hinüber warf, sah er, wie die Gärtnersleute soeben auf den Bänken vor ihrem Häuschen Platz nahmen. Ihnen, den Arbeitsamen, war es so wohl am Abend, „wenn zur Ruh' die Glocken läuten", wie es keinem der vornehmen Leute im Schlosse jemals gewesen war. Angezogen von diesem freundlichen Bilde, blieb Nik stehen. Es kam wie eine dunkle, traumhafte Erinnerung über ihn, als ob er schon einmal so zwischen dieser Hütte und diesem Schlosse gestanden habe, schwankend in seiner Entschließung, wohin er sich wenden solle. Er konnte sich aber nicht besinnen, wann es gewesen sei. Jetzt war es ihm, als ob die Blinde einladend herüberwinke, aber sie konnte ihn ja unmöglich sehen, und die Eltern mochten ihn wohl absichtlich nicht gewahr werden, da sie ihre Blicke abwendeten. Wieder wallten die trüben Wasser in seinem Gemüthe auf, und er wendete sich dem Wege zur Schenke zu. Da griff Elfriede in die Harfe und fesselte seinen Fuß. Vom Abendwinde getragen, klang ihre mächtige, volle Altstimme zu ihm herüber. Es war ein spanisches Lied, das sie sang. Nur wenige Worte vermochte Nik zu verstehen:

. . . . in den Räumen
Der Wunderwelt, worin wir ſchweben,
Iſt nur ein Traum das ganze Leben.
Und jeder Menſch — erfahr' ich nun,
Er träumt ſein ganzes Sein und Thun.
Der König träumt: er ſei ein König,
Der Arme träumt, er hab' zu wenig.
Es träumet, wer beginnt zu ſteigen,
Es träumet, wer da ſorgt und rennt,
Wer liebt und wer von Haß entbrennt.
Kurz auf dem weiten Erdenballe,
Was Alle ſind, das träumen Alle.
So träumen ſie ihr ganzes Leben,
Bis dann zuletzt die Träum' entſchweben.
Gar wenig kann das Glück uns geben,
Denn nur ein Traum iſt unſer Leben,
Und ſelbſt die Träume ſind ein Traum.

„Das hat ſie mir geſungen!" jauchzte Nik. „Es iſt ja nur die Fortſetzung unſeres Geſprächs von heute. Nun kümmerte ihn die kühle Haltung ihrer Eltern wenig. Feſten Schrittes ging er auf die Gruppe zu und ſagte guten Abend. Elfriede hatte ihn am Schritte erkannt und winkte ſchon von Weitem freundlich mit dem blonden Köpfchen. Frau Glimm ſtrickte ruhig an ihrem Strumpfe fort, als ob ſie Nik vor einer Stunde zum letzten Mal geſehen hätte, und erwiderte Nik's Gruß mit einem kühlen guten Tag. Auch Glimm nahm ihn gelaſſen auf, und rückte nur wenig zur Seite, als Nik ſich ungebeten zu ihm auf die Bank ſetzte. Aber Elfriede griff ſofort wieder in die Harfe und ſang ein fröhliches Lied, das die Stimmung raſch herſtellte. „Meinetwegen", dachte der

alte Gärtner. „Will der junge Mann seinen schlechten Wegen entsagen, so ist es Christenpflicht, ihm die Hand zu bieten, und meines Kindes bin ich sicher."

Von da an begann für Nik ein neues Leben. Wohl regten sich in der ersten Zeit fast täglich wieder die alten Begierden. Ein unwiderstehlicher Zug trieb ihn aus seiner Stube, in der es ihm eng und dumpf war, und er schielte hinüber nach der nächsten Schenke. Aber er hatte Elfrieden versprochen, ehe er dieser Versuchung nachgebe, stets noch erst zu ihr zu kommen, und seine Liebe behielt die Oberhand. Er suchte sie im Garten oder bei ihrem Häuschen, und über ihrem lieblichen Geplauder wich der böse Geist von ihm. Schon der Gedanke an sie hatte bald die Kraft, das böse Gelüste zu unterdrücken, und nachdem er nur erst einige Wochen seinen Körper des verderblichen Giftes entwöhnt, wurde der Reiz schwächer und blieb endlich ganz aus. So war er in ruhiger und verhältnißmäßig zufriedener Stimmung, als vier Wochen nach seiner Rückkehr auch Fritz zu Hause wieder eintraf.

Dieser glühte vor Entrüstung über das, was ihm der Ackerbauschüler unterwegs über Nik's Betragen in Neudorf erzählt hatte. Sobald er mit Elfrieden auf eine Stunde allein war, verlangte er von ihr, daß sie Nik seinen Ring zurückschicke und jeden Umgang mit ihm abbreche. Die Blinde hörte den Bruder ruhig an. Dann sagte sie: „Du redest von einem Nik, der nicht mehr ist. Er selbst sieht mit Reue auf seine Verirrungen. Du wirst ihn willig zu allem Guten finden, wenn Du ihm

freundlich entgegenkommst. Bitte, zerstöre nicht durch Vorwürfe und unnütze Rückblicke das gute Werk, das ich begonnen. Nik ist immer der, als den man ihn behandelt. Er wird gut sein, wenn Du ihn als gut gelten läßt, er wird in seine Fehler zurückfallen, wenn wir die Hand von ihm abziehen."

„Aber ich kann nicht dulden", rief Fritz stürmisch, „daß Du Dein Schicksal an einen solchen Schwächling bindest. Du brauchst der Stütze und willst Dich stützen auf solch ein markloses Rohr."

„Das will ich nicht", sagte Elfriede sanft. „Dieser Ring bedeutet nichts, als daß ich ihn nicht gegen seinen Willen verlassen darf. Wenn es Dich beruhigt, so will ich es Dir ausdrücklich aussprechen. Ich hatte ja zwei Jahre Zeit darüber nachzudenken, und ich habe gefunden, daß die Eltern recht haben, wenn sie sagten, eine Blinde kann nicht heirathen. Darüber also sei ruhig."

Auch jetzt noch hatte Fritz so manches Bedenken. Sein lebhaftes Ehrgefühl hatte eine tiefe Wunde empfangen durch Nik's Frevel, den Namen seiner Schwester in seinen trunkenen Würfelspielen zu entweihen. Aber als er Elfriede die Geschichte erzählte, lachte sie nur: „Ich war ja in guter Gesellschaft", sagte sie scherzend. „Er hat die Brunnenfrau mit mir verspielt, und ich weiß, daß er noch immer an sie glaubt und sie fürchtet. So sehe ich aus Deiner Erzählung nur, wie schlecht die Umgebung war, in die seine Eltern ihn brachten. Sie konnten wissen, daß er noch heute ein verführbares Kind ist."

„Ich fürchte, er wird es auch bleiben", ſagte Fritz, doch nahm damit ſein Widerſpruch ein Ende. Als er Nik dann am Abende perſönlich geſprochen, konnte er ihm nicht mehr böſe ſein. Des armen Jungen beſcheidenes Schweigen, das beredter war als die wortreichſten Entſchuldigungen und Verſicherungen, ſöhnte den jungen Theologen faſt wider Willen mit Nik's Schwäche aus. Die gemeinſamen Arbeiten und Ausflüge wurden wieder aufgenommen, und Alles ließ ſich danach an, als ob Nik doch endlich ein verſtändiger Menſch zu werden beginne. Selbſt Fritz ſchaute ihm mit getroſtem Auge nach, wenn er des Abends vom Gärtnerhauſe nach dem Schloſſe zurückkehrte. „Mag hinter ihm liegen was da wolle", dachte er, „jetzt gehört er zu uns. Wenn nur ſeine Vergangenheit ihn frei gibt!" —

Dreizehntes Kapitel.

Ein lang erwarteter Beſuch war endlich auf Schloß Altenbrück eingetroffen. Nik's Couſine Valentine hatte den oft wiederholten Einladungen der beiden Tanten Folge gegeben, und Niemand in der Familie war darüber im Zweifel, welche Abſichten die beiderſeitigen Eltern mit dieſem Beſuche verbänden, das junge Mädchen, das in ſolchen Dingen ſehr klaren Beſcheid wußte, am wenigſten. Sie hatte lange gezaudert, als ſie aber die Einladung annahm, war ſie auch entſchloſſen auf den Familienplan einzugehen.

Nik's Jugendgeſpielin war eine glänzende Weltdame von blendender Schönheit geworden, wenn ſie auch zu Elfriedens geiſtiger Anmuth den denkbar größten Gegenſatz bildete. Die rothe Roſe und die weiße Roſe pflegte Nik in ſeiner Weiſe beide zu nennen. Elfriede war lichten Haars, ſanft, ganz Seele; man wünſchte ſelbſt beſſer zu ſein, wenn man in ihre milden, reinen Züge ſchaute; Valentine hatte reiches kaſtanienbraunes Haar, ein energiſches, römiſches Profil, friſche Farben und üppige, volle Formen. Elfriede war die Einfachheit ſelbſt

in ihrem hellen Kattunkleide, das ſich züchtig dem ſeinen Halſe anſchmiegte, Valentinens volle Geſtalt umwogten reiche Florgewänder, die die Phantaſie reizten, in die duftigen Geheimniſſe dieſer geſchmackvollen Toilette tiefer einzudringen. Und Nik war nicht unempfänglich für die raffinirten Künſte der Reſidenz. Er folgte der ſchönen Couſine bei ihrem erſten Gange durch den Garten auf Schritt und Tritt, und als ſie ſich unter der großen Linde niederließ, ſetzte er ſich hart neben ſie; ſein Athem ging tiefer und ſeine Rede ſtockte. Der Baron hatte im Frühling unter dem Rieſenbaume einen Rundſitz anbringen laſſen, um den ſüßen Duft des blühenden Laubgewölbes in aller Behaglichkeit einzuſchlürfen, und dem Summen der Bienen und dem traumhaften Weben des Windes in dem gewaltigen Blätterdome zu lauſchen. Nur eine einzige dichte Rhododendronhecke ſchied dieſen neu angelegten Sitz von der ſogenannten Traumbank, Elfriedens tief in den Büſchen verſtecktem Lieblingsplätzchen.

„Ich bin ſehr enttäuſcht, Vetter", ſagte Valentine, mit ihrem rothen Sonnenſchirme allerlei Figuren vor ſich in den Sand zeichnend, die ſie dann mit ihrem kleinen Füßchen wieder verwiſchte. „Man hat Dich mir als einen wilden Harald, einen Zecher und Spieler, als einen wahren Karl Mohr geſchildert, und nun finde ich einen ſolchen geſchniegelten und fürchterlich tugendhaften Couſin, daß mir der unſchuldigſte Cadett in Dresden als ein wahrer Don Juan gegen Dich erſcheint. Oder iſt das Alles Heuchelei, dann müßte man ſich wirklich vor Dir hüten."

„Mein Ruf iſt wohl nie das Beſte an mir geweſen", ſagte Nik gezwungen lachend, „aber ich kann nicht leugnen, daß es eine Zeit gab, in der ich den Abſcheu meiner ſämmtlichen Tanten verdiente."

„So", ſagte das ſchöne Mädchen gedehnt, indem ſie Nik kokett von der Seite anblickte, „und was hat Dich denn ſo gründlich umgewandelt, daß jetzt ſelbſt Tante Klara Dein Lob in allen Tonarten ſingt?"

„Die Muſik", erwiderte Nik zerſtreut.

Valentine lachte laut auf und ſpottete: „Die Muſik?"

„Der Geſang eines blinden Mädchens", fuhr Nik fort, „der mich feſthielt, wenn ich aus Langeweile zu den dummen Studentenvergnügungen wieder zurückkehren wollte, eine ſeelenvolle Altſtimme, neben der mir das Lärmen in den Wirthsſtuben roh und bäueriſch erſchien, und die mir ſtets im Ohre und im Herzen war, ſo daß mir meine frühere Geſellſchaft völlig unerträglich wurde."

„Nun, da wirſt Du Deine Retterin wohl heirathen müſſen", erwiderte die Couſine ſpöttiſch.

Nik ſchwieg. Dann ſagte er: „Die Blinde ſteht zu hoch, um über ſie zu ſcherzen; ſie iſt eine Heilige und mein guter Engel."

„Das ſoll wohl heißen: Engel heirathet man nicht, nur Teufelinnen und ſchwache Evastöchter. Nun bin ich aber wirklich begierig, Deinen Schutzgeiſt mit meinen ſündigen Augen zu ſchauen. Ich denke ſie mir blaß und mager mit einem ſichtlichen Anſatz zu Engelsflügeln? Sie heißt wohl auch Seraphine?" Das ſchöne Mädchen be-

gleitete dieſe Spöttereien mit einem Lachen, das nicht ganz natürlich klang. Dann ſtand ſie auf und bat Nik, ihr die große Blattpflanze zu zeigen, von der der Onkel ſo ſtolz geredet habe.

Jenſeits der Rhododendronhecke ſaß auf ihrer Lieblingsbank Elfriede. Sie hatte ihr bleiches Geſichtchen ſeitwärts an die Bank gelehnt, und die ſchlanken, zarten Kinderhände bewegten ſich in nervöſer Unruhe, indem ſie unabläſſig Nik's Ring um den Finger drehte. Kein Wort der Unterhaltung zwiſchen Nik und ſeiner Couſine war ihrem feinen Gehöre entgangen. „Der gute Menſch", lächelte ſie ſtill vor ſich hin: „Ob ſie wohl auch gut iſt? Ihre Stimme hat etwas Hartes." Und wieder ſank die Blinde in tiefes Sinnen zurück. „Ich habe ihn gewiß nie als etwas Anderes angeſehen, als für ein verwahrloſtes Nachbarkind, für deſſen Erziehung ich dem lieben Gott verantwortlich war, weil ich nun einmal Einfluß auf ihn hatte. Aber die Mutter hat Recht, wenn ſie ſagt, es ſei ſchwer, ein Kind, das man erzogen, in fremde Hände zu geben."

Von der anderen Seite des Parkes, wohin Nik und Valentine ſich gewendet, ertönte jetzt helles Lachen. Elfriede wußte nicht, warum dieſe Fröhlichkeit ſie ſo widrig berühre, und wiederum drehte ſie an dem Ringe, der ſich von dem ſtärker gewordenen Finger nicht wollte abziehen laſſen. „Er ließ ſich doch ſonſt ſo leicht abſtreifen", ſagte die Blinde, „nun iſt er durch Gewohnheit mit mir verwachſen."

Die Stimmen der beiden jungen Leute kamen jetzt wieder näher. Erſchreckt fuhr Elfriede in die Höhe, ſo daß ſie ihr Köpfchen an einen Aſt anſtieß. „Wie thöricht ich bin", ſeufzte das blinde Mädchen, und ſich behutſam an den Büſchen hintaſtend, hatte ſie mit ihren leiſen Schritten den Pfad zum Gärtnerhauſe eben erreicht, als ſie angerufen wurde. Gerade an der Parkecke, im Gebiete der Brunnenfrau, traf ſie mit Nik und ſeiner Couſine zuſammen.

„Elfriede", rief Nik herzlich, „bitte, bleibe, ich möchte Dich mit Fräulein Valentine von Altenbrück bekannt machen." Die Blinde hielt an und neigte nach der Seite, von der die Stimme kam, ihr blondes Köpfchen.

„Mein Vetter hat mir ſo viel Schönes von Ihnen erzählt", ſagte Valentine herablaſſend, „daß ich ſehr erfreut bin, Sie kennen zu lernen."

„Es iſt Nik's beſte Seite, daß er nur Schönes von den Leuten erzählt", erwiderte die Blinde ruhig.

„Er hat wohl auch minder gute Seiten", lachte Valentine mit einem ſpöttiſchen Seitenblick auf ihren Vetter. „Aber er ſagt, Ihr Geſang habe ihn gebeſſert?"

„Muſik beſſert alle Herzen, die nicht von Stein ſind", erwiderte Elfriede. „Singen Sie auch, Fräulein?"

„Nein", rief das ſchöne Mädchen, „dazu ſind mir meine Mitmenſchen zu lieb. In der ganzen Familie hat niemand ſo wenig Gehör wie ich. Tante Klara meint, ich müſſe einen Fehler am Trommelfell haben, daß ich ſo gar nicht empfinde, was ſchöne Muſik ſei."

Elfriede erröthete. — Jemand, der die Muſik nicht liebte, konnte der gut ſein?

„Aber wir halten Sie an dieſer zugigen, feuchten Stelle auf", ſagte Valentine, der die Unterredung mit der Blinden unbehaglich wurde, während ihr zugleich dieſe todten Augen einen phyſiſchen Widerwillen erregten. „Hier wächſt ja Schierling und alle möglichen Sumpfpflanzen. Hu, dieſer Platz wäre nicht mein Geſchmack." Ein Laubfroſch ſprang neben ihr auf und platſchte in die Pfütze bei der Tonne. Das Fräulein kreiſchte laut und rief: „Fort, Nik, fort, Du erkälteſt Dich. Auf Wiederſehen, Fräulein Elfriede." Die Blinde neigte leiſe ihr Köpfchen und ging zögernd den Berg hinan.

Sie wußte nicht, warum ihr plötzlich kalt geworden war. Als ſie an Nik's Ring drehte, glitt er ihr ſo leicht vom Finger, daß er ihr faſt entfallen wäre. Raſch hielt ſie ihn feſt, indem ſie ihr kleines Händchen ballte.

„Nik hätte auch ein Wort ſprechen können", dachte ſie. „Aber er war wohl zu ſehr verſunken in ihre Schönheit." Ihre feinen Lippen kräuſelten ſich verächtlich. „Pfui, Elfriede", ſagte ſie dann zu ſich ſelbſt, „ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommſt!" Ueber dieſen Gedanken hatte ſie die Richtung des Weges verloren, ſo daß ſie durchaus nicht mehr wußte, wo ſie ſich befinde. Mit ausgeſtreckten Armen mußte ſie erſt rings umher fühlen, was ſie eigentlich umgebe. Nach langem Taſten erſt fand ſie ein Geländer, an dem ſie ſich wieder orien-

tirte, und nun huſchte ſie ſo raſch, daß ſie faſt gefallen wäre, auf ihren Pfad zurück und eilte auf dem gewohnten Wege nach ihrem Stübchen. „Schweig ſtille, mein Herze", ſeufzte ſie dann, die kleine Hand auf die klopfende Bruſt legend, „ſchweig ſtille, Du thörichtes, ſelbſtſüchtiges, verkehrtes Ding, ſchweig ſtille! Du wußteſt es ja, daß Alles ein Ende nehme." Tapfer erhob ſie bei dieſen Worten ihr blondes Haupt, aber eine Thräne fiel auf den goldenen Kinderring an ihrem Finger, und unwillkürlich fuhr ſie mit der Hand über die blinden Augen. „Thörin!" ſeufzte ſie endlich, „wie konnteſt Du denken, daß dieſes Band ewig halten werde? Ja, der gute Pfarrer hatte recht, als er bei dem Anblick dieſes Ringes ſagte: binde dein Herz an nichts als an Gott — der Anker hält." Und ſie faltete ihre Hände zu ſtillem Gebete. —

Nik war inzwiſchen ſchweigend und befangen der ſchönen Couſine den Waldpfad hinab gefolgt, ſie aber ſchaute plötzlich um, und ſagte in verdrießlichem Tone: „Jetzt weiß ich, warum Ihr dieſen Weg den Geiſterweg nennt. Ich bin ſogar geneigt, an Deine Brunnenfrau zu glauben, denn es lief mir ein kalter Schauer über den Rücken, als ich dort oben an der verrufenen Ecke ſtand."

Nik antwortete nicht. Er dachte noch immer an Elfriede, die ſeine Couſine ganz gegen ihre Gewohnheit ſo ſeltſam kühl empfangen hatte. Nach einer Weile erſt ſammelte er ſich und beſtätigte: „Du haſt ganz recht,

Valentine. Auch ich hatte eine Gänsehaut, wie wir prosaischen Sachsen das nennen. In Neudorf kannte ich einen Liedländer, der pflegte, wenn ihn ein solcher Schauder anwandelte, zu sagen: ‚eben muß jemand auf mein Grab getreten sein, es überlief mich.' Die Redensart machte mir Eindruck. Unwillkürlich muß man denken, in welchem Winkel der Welt wohl das Plätzchen liegen mag, wo man einst ruhen wird unter dem Rasen. Ist das nicht viel poetischer?"

Valentine hielt sich die schönen Hände vor die beiden Ohren. „Um des Himmels willen, Nik", sagte sie, „man könnte meinen, Du führst mich auf dem Kirchhofe spazieren. Wir unterhalten uns ja wie die Todtengräber im Hamlet. Diesen Weg gehe ich nicht mehr mit Dir und wenn ich noch so lange in Altenbrück bleibe."

Es war das eine starke Provocation. Wenn es Nik Ernst war, konnte er ihr ja sofort vorschlagen, das Schloß nie wieder zu verlassen. Aber ihm fiel das nicht ein. Er suchte allerdings nach einer galanten Antwort, aber es kam nicht dazu, denn als Beide um einen gewaltigen Taxusbusch traten, stellte sich der rothe Johann ihnen breit und unverschämt in den Weg und sagte: „Herr Baron, ich wünschte Sie zu sprechen."

Nik fuhr zornig auf und sagte: „Was soll's? Was hast Du hier mit mir zu reden?"

„Nun, wegen meiner Schwester?" erwiderte Müller grob, „die Sie unglücklich gemacht haben." Valentine that, als ob sie nichts höre, und setzte ruhig ihren Weg

fort, aber sie hatte wohl bemerkt, wie Nik zusammenfuhr und die Farbe wechselte.

„Komm um zwei Uhr auf mein Zimmer", sagte Nik rasch und folgte Valentinen. Der Gärtnerbursche stieß ein freches Gelächter aus, so daß Nik nochmals stehen blieb und mit drohender Geberde eine Verwünschung murmelte. Der Rothe wollte etwas erwidern, aber Nik verhinderte es, indem er den Berg hinab eilte, bis er Valentinen eingeholt hatte.

Das schöne Mädchen sah kalt und schweigend in die Ferne. „Seine Schwester ist krank", sagte Nik auf das Gerathewohl, da er fühlte, daß er diesen seltsamen Zusammenstoß seiner Cousine irgendwie erklären müsse. „Der Mensch ist gewohnt, daß wir sie unterstützen."

„Ein seltsamer Ton für einen Bittsteller", erwiderte Valentine kühl, noch immer nach den fernen Bergen ausschauend. „Was fehlt der Dame?"

„Ich bin schuld an der Geschichte", fabelte Nik verzweifelt weiter. „Mein Pferd hat sie getreten, aber bitte, sage den Eltern nichts. Ich habe ohnehin so viel Verdruß mit meinem grämlichen Vater."

„Wie soll ich dazu kommen", erwiderte Valentine trocken, und sich zu der Brücke über den Zwinger wendend, sagte sie, ohne Nik eines Blickes zu würdigen: „Es ist Zeit, daß ich hineingehe und Toilette mache vor dem Frühstück."

Kaum hatte seine Cousine den Rücken gewendet, so eilte Nik in den Garten zurück, um den Unverschämten

zu züchtigen. „Was unterſtehſt Du Dich, Du rother Hallunke", rief er dem Gärtnerburſchen zu, „mich in dieſer Weiſe vor Fremden anzureden."

„Unter vier Augen würde es den Teufel helfen, mit Ihnen zu ſprechen", erwiderte Müller frech. „Sie haben meine Schweſter ruinirt, jetzt ſorgen Sie für das arme Mädchen, oder ich habe Ihnen bereits geſagt, was ich thue."

„Du weißt", ſagte Nik plötzlich geſchmeidig, „daß ich ſo viel Geld nicht habe. Was ich aufbringen konnte, habe ich Dir bereits gegeben."

„Hundert Thaler", erwiderte Müller höhniſch. „Meinen Sie, das ſei ein Erſatz für ein verpfuſchtes Leben? Wir werden klagen, ich kann Käthen Alles bezeugen."

„Du biſt ein ſchöner Zeuge", ſpottete Nik. „Dir werden ſie glauben."

Der Rothe warf ihm einen höhniſchen Blick zu. „Zum Glück waren der Kutſcher und Wilhelm auch unten im Portierhäuschen und der Herr Pfarrer. Damals bei der großen Geſellſchaft meine ich. Sie werden ſich des Abends ja erinnern", fügte er mit einem boshaften Blicke hinzu.

Nik ſtampfte mit dem Fuße. Dann aber ſagte er faſt demüthig: „So viel als die Gerichte Deiner Schweſter zuſprechen, werde ich mit der Zeit auch aufbringen und mehr. Was haſt Du alſo davon, mich zu ruiniren. Wenn Du ſelbſt Deine Stelle über die Geſchichte verlierſt, ſo iſt Deiner Käthe auch nicht geholfen."

„Die Käthchen muß weg von hier", ſagte der Rothe

tückiſch. „Dazu braucht ſie mindeſtens tauſend Thaler. Können Sie die nicht ſchaffen, ſo wende ich mich an Ihre Eltern.“

„Ich will ſie ja ſchaffen,“ erwiderte Nik weinerlich. „Aber laſſe mir nur Zeit.“

„Ich will meinethalb noch acht Tage warten“, ſagte der Rothe in anmaßendem Tone. „Sie müſſen aber nicht meinen, daß Sie uns ſo lange hinauszögern können, bis der Zeitpunkt für die gerichtliche Klage verpaßt iſt. Die Altenbrück haben das ſo in der Gewohnheit, aber dieſes Mal ſoll ſich keine Müllerstochter in den Brunnen ſtürzen. Da verlaſſen Sie ſich darauf“, und er lachte höhniſch.

Nik ſah ſtumm vor ſich hin. „Vielleicht gibt es einen Wucherer“, dachte er, „der mir das Geld auf meine ſpätere Erbſchaft vorſchießt.“ „Ich will es verſuchen“, ſagte er finſter zu Müller und kehrte verſtimmt und aufgeregt in das Schloß zurück, während jener ihm mit einem ſpöttiſchen Blicke nachſchaute.

Im Leſezimmer traf Nik Valentinen, die in einem engliſchen Stuhle liegend, die Stahlknöpfe an ihren kleinen grauen Schuhen betrachtete. Nik war verlegen. Er ſtand fremd und verſchüchtert in der wohlbekannten Stube, als ob er bei fremden Leuten wäre, und fühlte, daß er den vertraulichen Ton von vorhin nicht mehr zu finden vermöge. Seine Kniee zitterten, und ſelbſt der Gedanke ſtieg in ihm auf, ob er nicht raſch in das Speiſezimmer gehen, und durch eine Flaſche Wein das verwünſchte Gefühl in ſeiner Kehle vertreiben ſolle. Plötzlich ſagte Va-

lentine: „Könnte ich das kranke Mädchen nicht beſuchen? Ich meine, das ſchickte ſich für mich beſſer als für Dich?“ Es war Nik auf's neue, als ob er einen Schlag vor die Bruſt erhalte.

„Welches kranke Mädchen?“ fragte er mit heiſerer Stimme, indem ihm eine verrätheriſche Röthe in die Wangen trat.

„Nun die, die Dein Pferd getreten hat“, erwiderte Valentine, indem ſie ihn feſt anblickte.

Nik ſah zur Seite und ſagte: „Ach dieſe Geſchichte. Nein, das geht wirklich nicht. Sie iſt auch gar nicht hier.“

Fräulein Valentine rümpfte die Naſe, ſtand auf und nahm vom Tiſche ein illuſtrirtes Blatt, mit dem ſie ſich an das hohe runde Fenſter ſetzte. „Sie weiß recht viel von der Welt“, dachte Nik ingrimmig, „doch was kümmert es mich, wenn ſie nur reinen Mund hält.“

Die Couſine ſchien ſich indeſſen nach einer Weile überlegt zu haben, daß ihr Betragen zweckwidrig ſei. Sie hatte ja gewußt, wie es mit den Sitten ihres Vetters ausſehe, und man hatte ihr erklärt, daß es mit denen anderer junger Edelleute auch nicht viel beſſer ſtehe. Im Grunde war es ja ganz gut, daß ihr der Zufall einen Faden zuſpielte, an dem ſie Nik in der Hand behielt. Was lag auch daran? Die Schweſter eines Gärtnerburſchen! Es war geſchmacklos von Nik, aber ein ſolches Weſen konnte ihr nicht gefährlich ſein, und heirathen wollte ſie den Vetter aus hundert Gründen, namentlich aber aus dem einen, ſehr triftigen, daß ihr dreiund-

zwanzigster Geburtstag vor der Thüre stand und alle ihre Freundinnen schon verheirathet waren. Unter diesen Umständen fand sie plötzlich eine Abbildung ihrer illustrirten Zeitung so merkwürdig, daß sie Nik herbeirief, um sich dieselbe von ihm erklären zu lassen. Dieser war über den unerwarteten Umschlag des Wetters freudig überrascht. „Sie läßt den Verdacht fallen", dachte er, und kam eilig herbei, um mit der wißbegierigen Leserin sich das interessante Bild anzusehen. So, die Köpfe in dasselbe Buch geneigt, fast Wange an Wange, fand sie der Baron, der mit Tante Klara eintrat. Der befriedigte Vater lächelte und schaute Tante Klara an, die Tante lächelte und schaute Valentinen an, die beiden jungen Leute aber errötheten, worauf Tante Klara ein kleines Buch aus der Tasche zog und liebevoll sagte: „Hier, meine gute Valentine, bringe ich Dir den Band Channing, den ich Dir gestern Abend versprochen." Die schöne Nichte dankte der gütigen Tante mit einem Eifer, der dem Baron etwas übertrieben schien. Nik aber trat an das Fenster, trommelte leise an den Scheiben und überlegte, ob nicht Tante Klara ihm vielleicht tausend Thaler borgen könnte, um ihm die widerliche Geschichte mit dem Rothen vom Halse zu schaffen.

Wie er sich jetzt der kläglichen Lage schämte, in die er sich gebracht hatte! Unwillkürlich fielen ihm Worte aus einer Predigt des Pfarrers ein, zu der ihn Fritz einst mitgenommen hatte. „Nicht den hundertsten Theil der Kraft hätte es bedurft", hatte der würdige Greis gesagt,

„um der Verſuchung rechtzeitig zu widerſtehen, als der Sünder ſpäter wird aufbieten müſſen, um die Folgen ſeiner Schwäche abzuwenden.“ Wie das auf ihn nun zutraf. In welcher Situation befand er ſich doch! Er, der Sohn dieſes Hauſes, abhängig von der Gnade der Familie Müller! Sie gingen der Reihe nach an ſeinem Auge vorüber, dieſe würdigen Perſonen, in deren Hände er ſich gegeben hatte: die Ahnfrau des Geſchlechts, die ſtets angetrunkene alte Müllerin, die verlogenſte Bettlerin der ganzen Gegend, ſodann Käthchens und Johanns würdige Mutter, die jetzt an den Ecken der Straßen Aepfel und Birnen feil hielt, und endlich die üppige Käthe ſelbſt, der er in's Garn gegangen, obwohl ſie ſo viel älter war als er. Er ſtampfte mit dem Fuße, daß aller Augen verwundert nach ihm hinſchauten. Aber Nik bemerkte es nicht. Wie würde der Vater toben, wenn er den Sohn nun auch von dieſer Seite würde kennen lernen, wie würde die Mutter ſeufzen, welche Geſichter würden die altjüngferlichen Tanten machen! Wo ſollte er den Muth hernehmen, um Valentinen wieder unter die durchdringenden Augen zu treten — und, ach vor jenen Augen fürchtete er ſich am allermeiſten, die nicht ſehen konnten, wie er erröthete, wie er bleich und krank geworden war vor innerer Qual, vor Elfrieden, die nichts ſagen würde, was ihn kränkte, die ihn nicht ſah, und vor deren todtem Blicke er doch in die Erde verſinken mußte vor Scham. Sein Kopf ſank zitternd an die hohe Fenſterſcheibe, und finſter ſchaute er dem Spiele des Springbrunnens drunten im

Garten zu, als der Diener zum Frühſtück abrief. Indem er jetzt endlich aus ſeinen Träumen auffuhr, ſah er, daß Valentine am Spiegel ihre Haare glatt ſtrich und, wie es ſchien, ſchon geraume Zeit neben ihm geſtanden hatte, ohne daß er es bemerkt hätte. Sie blickte ihn ſcharf von der Seite an, nahm aber dann ruhig ſeinen Arm und ſagte: „Iſt es gefällig? Man träumt nicht, wenn die Damen warten.“

Vierzehntes Kapitel.

Der Herbst begann sich zu melden. Die Morgen wurden frisch, und die inneren Aeste der Linden zeigten bereits gelbe Blätter, während die Beeren der Ebereschen, die die Landstraße einfaßten, wie rothe Korallen an den gefiederten Zweigen hingen. Hatte gegen Mittag dann der Nebel sich verzogen, so glänzte ein tiefblauer Herbsthimmel über dem Flußthale, das in goldenen Duft getaucht war, und man schaute zwischen den Baumstämmen über das frische Grün der Wiesen mit Entzücken auf die klaren Wellen des Stromes, der um diese Jahreszeit besonders rein und hell dahinrauschte. Nik freilich, der von einem Gange in die Stadt müde und schlaff zurückkehrte, hatte heute kein Auge für die bunte Pracht des sich färbenden Waldes und den wechselnden Schimmer des majestätisch dahinrauschenden Stromes; starr vor sich sehend trat er wie ein Träumender durch das Gartenthor des Schlosses. Hier erst schaute er verstört um sich, ob Johann Müller nicht in der Nähe beschäftigt sei. Die letzte Frist, die dieser ihm gegeben, um die Forderungen seiner würdigen Familie zu befriedigen, war abgelaufen,

und der Rothe hatte gedroht, das Verhältniß, das Nik mit seiner Schwester unterhalten, den Eltern anzuzeigen und diese für die angeblichen Folgen desselben verantwortlich zu machen. Vergeblich hatte Nik Alles aufgeboten, um das Geld, das sein Peiniger verlangte, irgendwie aufzutreiben. Bei allen Wucherern der Umgegend hatte er vorgesprochen, keiner aber wollte ihm eine so große Summe ohne jede Sicherheit vorstrecken. „Ihr Herr Vater ist ja noch nicht fünfzig Jahre alt, wie sollten wir Ihnen auf Ihr Erbe etwas borgen", so hatte ihm einer dieser Geschäftsleute nach dem Andern erwidert. Als er sah, daß nach dieser Seite kein Ausweg sich aufthue, war ihm der Gedanke gekommen, sich persönlich mit der Schwester des Rothen auseinander zu setzen. Die leichtfertige Käthe schien ihm im Grunde ein gutmüthiges Ding zu sein, und war vielleicht persönlich williger zu einem Vergleiche als ihre Familie. Dabei konnte er sich dann auch überzeugen, ob denn die Angaben des Rothen überhaupt richtig seien, oder ob das Ganze sich am Ende nur als eine plumpe Schwindelei ihrer sauberen Familie herausstelle. Aber auf seine vorsichtigen Erkundigungen hatte er in der Schenke erfahren, daß die Person seit einiger Zeit sich nicht mehr auf der Landstraße sehen lasse, sondern sich in einen ehrbaren Dienst begeben habe. Vielleicht war das nur eine Veranstaltung ihres Bruders, um ihren Ansprüchen einen besseren Schein zu geben, doch wer konnte das wissen? Möglicher Weise waren des Rothen Aussagen dennoch

richtig, und das Mädchen war beſſer, als Nik ſie genommen hatte. Jedenfalls war er nun völlig rathlos, und ſo ſchaute er blaß und niedergeſchlagen nach Johann Müller aus, um von dieſem eine neue Friſt zu erflehen. Aber als er ihn im Garten ſuchte, lief er auf dem breiten Gange dem Freiherrn in die Hände, der ihn ſofort für ein Geſpräch über ſeine Heirathsprojekte in Beſchlag nahm.

Während Nik mit hängendem Kopfe ſeinem Vater folgte, der haſtig und ſprudelnd auf ihn hinein redete, ſaß Elfriede mit einer Handarbeit beſchäftigt, die ſie in der Blindenſchule erlernt hatte, auf ihrem Lieblingsplätzchen im Walde. Sie war ernſt geſtimmt, denn Nik's Niedergeſchlagenheit in den letzten Tagen war ihr nicht entgangen, und ebenſowenig hatte man von Seiten der Ihren ihr ein Hehl daraus gemacht, daß der Freiherr mit dem Aufenthalte ſeiner Nichte im Schloſſe ſehr beſtimmte Abſichten verbinde. Während ihre geſchickten Hände an der bunten Matte, die ſie aus ſchmalen Tuchſtreifen zuſammenflocht, emſig weiter arbeiteten, beſchäftigten ſich ihre Gedanken viel mit Valentinen. „Ob ſie wohl gut iſt?" Dieſe Frage legte ſie ſich ſchon zum hundertſten Male vor, und das gute Kind war betrübt, ſich kein fröhliches Ja zur Antwort geben zu können. Aus dieſen Träumen wurde ſie plötzlich durch die ſchnarrende Stimme des Barons aufgeſchreckt, der jenſeits der Rhododendronhecke mit Nik ſich niederließ, weil er mit ſeinen gichtigen Beinen jeden Augenblick einer neuen kurzen Ruhe bedurfte.

„Wie unleidlich", dachte die Blinde, „daß der Freiherr seine Bank gerade an der Linde anbringen mußte. Ich werde meine süße Traumbank künftig meiden müssen, wenn ich nicht wider Willen zur Lauscherin werden soll." Gern hätte sie sich in der Stille entfernt, aber sie vermied es so viel als möglich, dem Freiherrn in seinem Garten zu begegnen. Zwar hatte er ihr wiederholt mit den stärksten Versicherungen den freiesten Besuch desselben gestattet, aber sie wußte wohl, daß er es dennoch ungern sah, wenn man seine Wege kreuzte. Vater und Sohn fuhren inzwischen in ihrem Gespräche fort, das sie sehr zu erregen schien, denn der Vater sprach mit großer Schärfe, und Nik antwortete mit unsicherer, trauriger Stimme. „So begreife doch", hörte die Blinde den Freiherrn in seinem schnarrenden Tone sagen, „daß wir unter dem Zwange der Verhältnisse stehen. Ein Freiherr von Altenbrück kann nicht heirathen wie Gevatter Schuster und Handschuhmacher. Du würdest bei unserer Vermögenslage Dich unterwerfen müssen, auch wenn Valentine alt, unliebenswürdig und häßlich wäre. So sei froh, daß sie von all dem das Gegentheil ist. Du kannst Dir gratuliren, weiß der Himmel!"

Nik schwieg eine Weile, dann sagte er in mattem, traurigem Tone: „Das Alles ist wahr, lieber Vater, aber Elfriede hat mein Wort."

„Der alte Unsinn", brauste der Baron auf. „Du kannst nicht der Schwiegersohn meines Gärtners werden, das habe ich Dir hundertmal gesagt. Das kluge Mäd-

chen kann auch keine ſolche tollen Pläne in ihrem Kopfe hegen. Wie kannſt Du eine Blinde heirathen, Narrheiten, Du biſt einfach unſinnig."

„Wer als ich hat die Schuld, daß ſie blind iſt?" erwiderte Nik. „Ich habe mich in jenen traurigen Tagen mit ihr verlobt, und ſie trägt noch heute meinen Ring am Finger. Du biſt ein Edelmann, Vater, und mußt darum einſehen, daß ich unter ſolchen Umſtänden nicht den erſten Schritt thun kann, mit ihr zu brechen. Wäre ich frei, ſo hätte ich gegen eine Verbindung mit Valentinen nichts einzuwenden, da Ihr ſo ſehr für ſie ſeid. Die Mutter ſagte mir, daß wir uns nicht halten können, ohne eine ſogenannte gute Partie" ....

Die weiteren Worte verſtand Elfriede nicht mehr, denn der Baron war ungeduldig ſofort wieder aufgeſtanden, und beide Redende gingen nach unten. Es war wieder ganz ſtill um ſie her. Hie und da raſchelte eine Amſel im Gebüſch oder eine Mücke ſummte um das Antlitz des blinden Mädchens. Elfriede war wie gelähmt. Die blinden Augen ſtarrten in den blendenden Himmel und empfanden Schmerz, ohne daß ihre Finſterniß dadurch lichter geworden wäre, und ihre zarten Arme lagen in rührender Hülfloſigkeit ihr im Schoße. Von der Landſtraße unten hörte ſie jetzt eine ſchöne Männerſtimme ſingen: „Kann von dir nicht laſſen, kann ohn' dich nicht ſein." Das ſchreckte ſie auf, und ſie fuhr mit der Hand über ihre kalte Stirne. „Ich wußte nicht, wie ſehr ich ihn liebe" . . . bebten ihre bleichen Lippen. „Er wird

ſchlecht werden ... Sie iſt nicht gut; nein, ſie iſt nicht gut ... Aber habe ich ein Recht, ihn zu hüten? .. Sagte er es nicht deutlich genug, daß es ihm leid iſt, an mich gefeſſelt zu ſein? Ein Freiherr von Altenbrück kann nicht heirathen wie Gevatter Schuſter und Handſchuhmacher! Oh, ihr armen, vornehmen Leute!" und ſie ſtützte ihr blondes ſchönes Haupt in ihre Hände, und ein Ausdruck ſchmerzlicher Reſignation gab ihren feinen Zügen etwas unendlich Rührendes. Nik hatte ſeinem Vater freilich nicht verſprochen, daß er ſein Wort brechen wolle, aber war das der liebeglühende Bräutigam, der ihr ſo oft in überſchwänglichen Ausdrücken ſeine Treue betheuerte? Die matte Art, wie er ſich vertheidigte, der verſchleierte Ton ſeiner Stimme, ſchien ihr Alles zu ſagen. War ſie doch gewohnt, ſogar an dem Schritte ſeiner Füße zu erkennen, ob er feſt, in ſich zufrieden und auf guten Wegen ſei, oder ob er wieder ſchwächlich, jeder Verſuchung zur Beute, ſich müſſig umhertreibe. Dennoch hatte ſie heute falſch gehört, denn ihre reine Seele hatte keine ferne Ahnung von den ſchmutzigen Geheimniſſen, die Nik's Gewiſſen bedrückten. Die Trauer, die ſeine Stimme umflorte, galt nicht dem Unbehagen, an ſie gefeſſelt zu ſein und des Vaters Willen nicht erfüllen zu können, es war Angſt vor den Folgen ſeines Fehltrittes, die ihn bedrückte und die ihn hinderte, dem Vater ſo feſt gegenüber zu treten, wie ſeine Ehre und ſeine Liebe zu Elfrieden es erfordert hätte. Brachte der Rothe heute ſeine Klage an, wie er gedroht hatte, ſo durfte er den

Vater um keinen Preis ſchon vorher durch ſchroffe Zurückweiſung ſeines Lieblingsprojectes erbittern. Das war es, was ihm die Kehle zuſchnürte, und hätte Elfriede das bleiche, gelbliche Geſicht und die ſchwarzen Ringe um Nik's Augen ſehen können, ſie hätte ſofort gewußt, daß ihn eine ſchwerere Kette drücke, als der kleine Kinderring an ihrem Finger. Aber ſie ſah dieſe Spuren ſchlafloſer Nächte und geheimer Angſt eben nicht, und ſo bezog ſie ſeinen traurigen Ton auf das, was in ihrem reinen Herzen lebte, und in ihrer tiefen Seelengüte dachte ſie darüber nach, wie ſie Nik ſeinen Irrthum benehmen könne, ohne ihn an ihrer Freundſchaft irre zu machen. „Er hat doch keinen Ring von mir an der Hand", ſeufzte ſie. „Er hat mich gebunden, nicht ich ihn." Sie wollte ihm ſeinen Ring wiedergeben. Ihr Entſchluß war gefaßt. „Aber was ſollſt Du thun, wenn er ihn Dir wiederbringt?" fragte ſie dann. War es eine leiſe Hoffnung, die ihr dieſe Frage zuflüſterte? Da hörte ſie Schritte. Sie fuhr auf, als ob man ſie über böſen Gedanken erhaſcht hätte.

„Elfriede", hörte ſie Nik rufen. Noch ehe ſie aus dem dichten Gebüſche ſich hervorarbeiten konnte, ſtand Nik vor ihr und zog ſie auf die kleine Bank zurück, indem er ſich hart neben ſie ſetzte. Elfriede fühlte die Aufregung, in der er ſich befand, und ſie dachte: „Der Vater hat ihn überzeugt; der Arme, wie ihm der Abſchied ſchwer wird!" Das gab ihr ihre Ruhe wieder. „Warum zitterſt Du, Nik? Was regt Dich auf?" fragte ſie in mildem Tone.

„Ich kann es Dir nicht ſagen", erwiderte der junge Mann. „Ich bin nun einmal nicht im Stande Ruhe und Glück zu finden."

Elfriede lächelte. „Du biſt wie Einer, der in der Stube umherrennt und etwas ſucht, was er in der Hand hat. Du haſt ja Glücks genug, öffne nur Deine Augen."

„Ich habe ſie offen", ſagte er, „und ſehe in einen Abgrund. Mir kann Niemand helfen. Ich bin ein verlorener Menſch", und er ſeufzte.

„Ich kenne Deinen Kummer", erwiderte Elfriede feſt, indem ſie ihre Augen ihm zuwendete, deren leerer Glanz ihn immer ſo ſehr verwirrte.

„Du weißt es?" rief Nik erſchrocken, und die Blinde fühlte, wie er von ihr zurückfuhr. „Freilich, Müller iſt ja den ganzen Tag mit ihrem Vater zuſammen", dachte er. „Er wird die Sache in einem ſchönen Zuſammenhange erzählt haben."

„Gräme Dich nicht darum, ich werde ſelbſt mit Deinen Eltern reden", ſagte Elfriede ſchmerzlich lächelnd.

„Um Gottes Willen, Elfriede", rief Nik, „Du kennſt ſie nicht, Du würdeſt mich völlig zu Grunde richten."

„Iſt es denn ein ſo ſchweres Verbrechen, das Du begangen haſt?" ſagte ſie, indem ſie ſchweſterlich ihre Hand auf ſeine Schulter legte.

Nik war einen Augenblick betroffen. Konnte Elfriede ſein Vergehen wirklich ſo leicht nehmen, oder was meinte ſie? Aber der Eindruck Ihrer ſüßen Nähe verdrängte für einen Augenblick ſeine Sorgen. Er ergriff ihre zarte

weiße Hand und drückte einen glühenden Kuß auf dieselbe. Die Blinde zog die Hand zurück. „Laß das, Nik!“ sagte sie abwehrend. „Du weißt ja, daß wir uns trennen müssen.“

„Uns trennen!“ rief er, indem er ihr näher rückte. „Wer sagt das?“ Sein Arm legte sich schmeichlerisch um ihren Nacken und zog ihren Kopf gegen den seinen. Elfriede fühlte eine süße Beklemmung und war für einen Moment regungslos. Sie vergaß den festen Entschluß der Entsagung. Er neigte seine Wange zu der ihrigen hinab, und im nächsten Augenblicke berührten sich ihre Lippen. Alle Vorsätze, die die arme Blinde noch eben gefaßt, schmolzen dahin in der Wonne des Moments, da Nik seine Lippen auf die ihren preßte. Plötzlich aber schrak Elfriede auf. Ihr Ohr hatte einen Schritt ganz in der Nähe vernommen. Aber ehe sie sich den Armen des Aufgeregten entwinden konnte, ertönte die scharfe kalte Stimme Valentinens: „Bitte, Fräulein, lassen Sie sich ja nicht stören. Ich dachte nicht in diesen Büschen ein Liebespaar zu finden. Recht viel Vergnügen“, und mit einem höhnischen Lachen kehrte das schöne Mädchen den Beiden den Rücken.

Nik fuhr zusammen wie ein Schulknabe, den der Lehrer über einem Fehltritte erwischt hat. „Auch das noch!“ rief er. „Ich muß ihr nach und sie beschwichtigen. Ich darf die Eltern nicht erbittern, heute am allerwenigsten. Wenn Du alles weißt, so schweige. Verrathe mich nicht“, und er riß sich los, um der zürnenden Cousine

nachzueilen. Die Blinde ſtand erſtarrt. Nach einer Weile ſtreifte ſie den Ring von ihrem Finger und ſteckte ihn in ihre Taſche. Dann fühlte ſie rings an den Büſchen, wo ſie ſich eigentlich befinde. Sie hatte es völlig vergeſſen, ſo hatte der Schlag ſie erſchreckt, der ſie getroffen. Unſicheren Schrittes ſchwankte ſie dahin, bis ſie am Rebberge das Geländer fand, an dem ſie ſich weiter taſtete. Das Benehmen Nik's war ihr unerklärlich, verächtlich. Wenn er entſchloſſen war, Valentinen zu heirathen, wie durfte er ihre Schwäche benutzen, um eine Liebkoſung zu erhaſchen, die ſie nie hätte dulden ſollen. Mit einem Gefühle peinlicher Beſchämung trat ſie den Rückweg an. „Du mußt ein Ende machen, Elfriede, da Du Deiner ſelbſt nicht ſicher biſt", ſagte ſie. „Haſt Du Dich ſo lang auf dieſe Stunde vorbereitet, um nun, da es ernſt wird, ſo zu beſtehen? Schäme Dich, altes Mädchen, ſchäme Dich!" Und leiſen Schrittes ſchlich ſie in ihr Kämmerlein, nachdem ſie der Mutter im Vorbeigehen geſagt hatte, falls Fritz nach Hauſe komme, wünſche ſie ihn zu ſprechen.

Nik hatte die zürnende Couſine kurz vor dem Schloſſe eingeholt, noch ehe ſie die Brücke überſchreiten konnte.

„Valentine", rief er ihr nach.

Das ſchöne Mädchen wendete ſich ſtolz um, und betrachtete ihn langſam vom Kopf bis zu den Füßen. „Bitte, Couſin", ſagte ſie, „wie viele Blumenmädchen werde ich noch kennen lernen, für die Du Dich intim intereſſirſt. Die Schweſter Eueres Johann war ja wohl die Erſte.

Oh, oh, mache mir keine Flauſen vor", rief ſie ſtreng, als Nik Miene machte zu widerſprechen. „Die Situation mit der rührenden Blinden . . . ."

„Iſt harmloſer als Du denkſt", unterbrach ſie Nik, der ſich mit dem Muthe eines Verzweifelten zuſammenfaßte.

„Natürlich, ganz harmlos", ſpottete Valentine. „Sich tief im Gebüſche mit einer ſchönen Gärtnerstochter zu küſſen, was iſt daran? Ich bin recht begierig, welche Ueberraſchungen meiner noch weiter harren in dieſem verwünſchten Parke. Du haſt die Geſchichte mit der weißen Frau wohl erfunden, damit Du um ſo ſicherer biſt bei Deinen nächtlichen Abenteuern?"

„Aber Valentine", ſagte Nik zornig, „Du weißt doch, daß Elfriede und ich zuſammen aufgewachſen ſind, daß ich es war, der an dem Verluſte ihrer Augen ſchuld iſt."

Die gereizte junge Dame war aber durchaus nicht in der Stimmung, ſich eine ſo traurige Geſchichte auf's neue erzählen zu laſſen. Hartherzig erwiderte ſie: „Fräulein Müller haſt Du beim Reiten verletzt, Fräulein Glimm beim Schifffahren, man muß ſich wirklich vor Dir hüten. Ich verbiete Dir ernſtlich, mir den Hof zu machen. Du könnteſt mich am Ende überfahren oder auf der Jagd erſchießen."

„Ich begreife nicht, wie Du über ſolche Dinge ſcherzen kannſt", erwiderte Nik, den der unweibliche Spott über Elfriedens Unglück widrig berührte.

„Ich denke, daß ich ein Recht habe, eine Erklärung

von Dir zu verlangen", sagte Valentine schroff. „Ich finde diese Liebschaften mit den Dienstboten Deiner Eltern höchst geschmacklos."

Nun verlor auch Nik die Ruhe. Ein zorniger Blick schoß aus seinen grauen Augen auf die üppige junge Dame, die so herausfordernd vor ihm stand. Wie unbewußt entfuhr ihm das Wort: „Elfriede gehört nicht unter die Dienstboten, sie ist meine Braut."

„Ah" — sagte Valentine, „ich gratulire." Sie war bleich geworden, dann schoß ihr das Blut purpurn in die Wangen, und mit einem gezwungenen Gelächter kehrte sie Nik den Rücken und ging nach der Brücke. „Diese Verlobung muß ich doch gleich Tante Klara berichten, sie ist gar so interessant", sagte sie, und höhnisch auflachend verschwand sie durch die Thüre.

Nik blieb stumm bei dem Löwenbrunnen stehen, indem er von einer herabhängenden Schlingrose die halbreifen Hagebutten pflückte und in das Bassin warf. Lange stand er so vor dem halbrunden Becken. Der Löwenkopf spie ohne Aufhören mit gurgelnden Tönen sein Wasser, und Nik starrte nach den schwimmenden rothen Früchten, die der Strudel bald an das Ufer warf, bald wieder auf's neue in seine Kreise zog. „So werde auch ich von den Wellen umhergeworfen", sagte er, „und muß schließlich versinken, wenn Elfriede mir nicht die Hand reicht. Nun, ihrer bin ich wenigstens sicher. Es ist am Ende gut so. Valentine ist schön, aber offenbar ein Drache. Ich werde vorerst freilich durch alle möglichen Widerwärtigkeiten ge-

rüttelt und geſchüttelt werden, aber ſchließlich werde ich mit der Blinden glücklich ſein.“ Eben wollte er die letzte zerpflückte Roſe in den Teich werfen und in's Haus zurückkehren, als der Freiherr zornig über die Brücke kam. „Was bedeutet dieſer plötzliche Entſchluß Valentinens?“ fragte der Vater zornig, während die ſpitzen Enden ſeines gewichſten Schnurrbarts ſich nach oben ſträubten.

„Welcher Entſchluß?“ fragte Nik, ein wenig erblaſſend.

„Sie kündete ſoeben Tante Klara an, daß ſie übermorgen abzureiſen gedenke, ihre Mutter wünſche es.“

„Was weiß ich“, ſagte Nik erleichtert, „ihre Mutter wird ſie nöthig haben.“

„Ich bitte mir aus, daß Du mich nicht anlügſt“, rief der Baron erbittert. „Sie hat Tante Klara geſagt, ihre Ehre erlaube ihr nicht länger mit Dir unter einem Dache zu wohnen.“

So ſehr Nik ſich fürchtete, Valentine möchte geplaudert haben, ſo entfuhr ihm doch bei dieſen Worten des Vaters ein höhniſches Lachen, das den Baron völlig außer Faſſung brachte. „Sie hat Elfrieden und mich belauſcht“, ſagte Nik nun mit etwas unſicherer Stimme, „und ich mußte um Elfriedens willen ihr ſagen, daß wir verlobt ſind. Ein weiteres Attentat auf ihre Ehre habe ich nicht gemacht.“

„Du biſt nicht verlobt!“ ſchrie der Baron wüthend. „Du kannſt Dich nicht verloben ohne meine Einwilligung.“

Nik zuckte die Achseln. „Ich habe Valentinen nicht geheißen, Gespräche zu belauschen. Du weißt, daß ich mein Verhältniß mit Elfrieden nicht lösen kann, wenn sie es nicht löst, und sie denkt nicht daran. Nachdem ich sie um die Augen gebracht habe, kann ich ihr nicht auch noch das Herz brechen."

„Larifari", sagte der Baron. „Ich werde einmal mit dem alten Glimm sprechen, damit dieser Unsinn ein Ende hat. Komm herein zum Frühstück und sei gegen Deine Cousine manierlich. Nachher werden wir eine Ausfahrt machen, und Du wirst die Gelegenheit ergreifen, Valentinen wieder umzustimmen. Wir sind ruinirt, wenn ihre Mutter die Hand von uns zurückzieht. Ich wirthschafte schon seit drei Jahren mit ihrem Gelde. Erst heute hat sie mir wieder tausend Thaler geschickt, ohne die ich meine Schuldzinsen nicht bezahlen könnte."

Nik zuckte die Schultern und folgte dem Vater schweigend nach dem Schlosse.

Das Gabelfrühstück wurde eingenommen, die Ausfahrt fand statt, aber Fräulein Valentine blieb frostig und hochmüthig. Die Liebschaft mit der Schwester eines Gärtnerburschen hätte sie ignorirt, aber die geheime Verlobung mit der Blinden, von der sie instinctiv fühlte, wie hoch sie geistig über ihr stehe, hatte sie gänzlich abgekühlt. Nach dem Plane ihrer Mutter wollte diese mit ihr nach dem Schlosse ziehen, während Onkel und Tante dafür abwechselnd ihr Haus in der Residenz bewohnen konnten. Hatte Nik aber an allen Ecken und Enden

geheime Verpflichtungen, denn wer konnte wissen, wie viele solcher Geschichten er in der Umgegend noch angezettelt hatte, dann war ihr der Aufenthalt hier entleidet, so schön das Schloß war, und damit war das ganze Project für sie begraben, denn Nik selbst war ihr völlig gleichgültig. Bei sich dachte sie: „Es ist gut, daß ich rechtzeitig hinter alle diese Dinge gekommen bin. Tante Klara redete mir vor, Nik sei völlig harmlos und leicht zu beherrschen. Da irrt sie sich entweder, oder sie wollte mir absichtlich etwas vormachen. So knabenhaft er aussieht, er ist durch und durch ein Heuchler, und kein Verlaß auf seine Treue. Onkel und Tante thun mir leid, aber sie mögen nun sehen, wie sie ihre Schulden bezahlen. Hoffentlich hat Mama das Geld nicht schon geschickt, um das sie baten."

Das waren die Gedanken, mit denen die junge Dame ihren Verwandten bei Tisch gegenübersaß, und da sie durchaus nicht gewöhnt war, ihre Stimmungen zu verbergen, so betheiligte sie sich mit keiner Silbe an der Unterhaltung, sondern ließ ihre Augen kühl durch die Stube gehen, als ob sie im Gasthofe zwischen Fremden speise. Auch Nik saß schweigend neben ihr, ohne ein Wort mit ihr zu wechseln. Beim Nachtische flüsterte ihm Johann, der servirte, etwas in das Ohr, worauf er sich sofort erhob und ohne eine Silbe zu sagen, hastig das Zimmer verließ. Valentine schaute ihm mit einem höhnischen Blicke nach. „Ich könnte mich doch noch bei der Blinden näher nach Fräulein Müller erkundigen", dachte

ſie. „Ich möchte, ehe ich gehe, beide noch miteinander bekannt machen.“

Der Baron hatte kaum das Verſchwinden ſeines Sohnes bemerkt, als er demſelben ſofort nachfolgte. Auf der Brücke holte er ihn ein. „Was läufſt Du weg, Nik“, ſagte er haſtig, „habe ich Dir nicht geſagt, Du ſolleſt Dich mit Valentinen verſöhnen. Augenblicklich kehrſt Du in den Saal zurück.“ Aber Nik's Geduld war nun auch zu Ende.

„Nein“, ſagte er entſchieden. „Ich bin kein Kind mehr. So laſſe ich mir meine Gefühle nicht abfordern.“

„Ein Narr biſt Du, der uns alle zu Grunde richtet“, rief der Vater, ohne den rothen Johann zu beachten, der boshaft lächelnd den Beiden gefolgt war und nun in der Thüre ſtehen blieb, während einige Schritte ſeitwärts der alte Glimm die Geranien eines abgeblühten Beetes aus der Erde nahm, um ſie für den Winter im Keller einzuſchlagen. Nik war es ganz recht, daß Elfriedens Vater durch dieſen Zufall Zeuge ſeines tapferen Widerſtandes wurde.

„Ich werde dieſes Mädchen nicht heirathen“, ſagte er entſchieden. „Sie iſt herzlos und bösartig, davon habe ich mich heute überzeugt. Ich will nicht mit meinem Lebensglück Deine Schulden bezahlen.“

„Frecher Bube“, rief der Freiherr außer ſich, indem er die Hand zum Schlage erhob.

„Herr Baron“, rief nun der alte Glimm mißbilligend, indem er ſich von ſeinem Geranienbeete erhob, über das

er sich bis dahin gebeugt hatte, um ruhig seine Blumen auszugraben, als ob ihn das Alles nichts angehe.

„Was ist gefällig", schnarrte ihn nun der Freiherr wüthend an. „Ich hätte Sie auch für vernünftiger gehalten, als daß Sie die Liebelei dieses lüderlichen Menschen mit Ihrer Tochter dulden."

Der alte Glimm legte den Bündel Geranien, den er in der Hand hatte, säuberlich bei Seite, wischte sich die Hand an seiner blauen Schürze ab und trat in aufrechter Haltung seinem Dienstherrn gegenüber.

„Herr Baron", sagte er in ernstem Tone, „ich hoffe, Sie wissen, daß meine Tochter mit Niemandem liebelt. Wenn meine Kinder sich des jungen Herrn annahmen, so war es, weil sie Mitleid hatten mit dem elenden Leben, das er führte bei all seinem Reichthum, und weil er selbst bat, sie möchten mit ihm umgehen, indem er sonst ganz zu Grunde gehe. Verbieten Sie ihm nur, uns zu besuchen und mit meiner Tochter zu reden. Mir kann's recht sein. Meinem armen Kinde ist nicht viel Glück gekommen aus dieser Freundschaft."

Nik stand vernichtet. „Vater", wollte er beginnen. Aber der Baron fuhr ihn an: „Schweige! Und was Sie betrifft, Glimm, so gibt es ein einfaches Mittel, diesem verderblichen Umgange mit uns aus dem Wege zu gehen. Sie brauchen nur ihre Stelle zu kündigen, wenn es Ihnen hier nicht gefällt. Ich finde schon einen neuen Gärtner."

Der alte Mann wurde bleich, aber er sagte ruhig:

„Gut, Herr Baron, die Herbſtarbeiten ſind demnächſt zu Ende. Sobald ich die Zwiebeln für das kommende Frühjahr geſteckt habe, iſt hier nichts mehr zu thun, was der da" — er deutete auf Müller — „nicht auch beſorgen könnte. Ich werde dann in die Stadt ziehen, bis ich eine andere Stelle finde." Damit kehrte er den Dreien den Rücken, nahm ſeine Geranien und ging, als ſei nichts geſchehen, nach ſeinem Häuschen hinüber.

Der Baron zuckte zuſammen vor Aerger. „Das Alles verdanke ich dieſem nichtswürdigen Buben", ziſchte er in ſich hinein, denn er wußte, daß er nicht leicht einen Gärtner finden werde, der wie Vater Glimm aus eigenem Intereſſe an jedem Baume des Parkes, und an jedem Gemüſefelde und Blumenbeete ſein Eigenthum pflegen werde. Seine blinde Wuth machte plötzlich einem Aerger auf ſeinen Sohn Platz, der an Haß grenzte. Er ballte die Fauſt und that einen Schritt auf Nik zu, als er aber das teufliſche Lächeln ſah, mit dem der rothe Johann ſeine Bewegung verfolgte, wendete ſich ſeine Wuth gegen dieſen. „Was ſtehſt Du hier und horchſt?" donnerte er ihn an. „Gehe an Deine Arbeit." Verdutzt zog der Burſche ſich zurück. Im nächſten Augenblicke hatte er die Livree abgeworfen und eine Gießkanne ergriffen, mit der er an den Brunnen ging, während der Baron mit einer wüthenden Geberde in das Haus zurückkehrte.

Nik ſah gleichmüthig den Beiden nach. Es fiel ihm nicht ein, nach dem Familienzimmer zurückzukehren. Die Rede des alten Glimm hatte ihm plötzlich zum Bewußt-

ſein gebracht, was er an Elfrieden beſitze. Seine Lippen dürſteten nach dem ſüßen Munde, auf dem ſie dieſen Morgen geruht hatten, als die widrige Valentine den köſtlichen Augenblick ſtörte. Er wollte zu der Blinden, aber er fühlte, daß er nun offen mit ihren Eltern reden müſſe. So ſuchte er ſeine Gedanken zu ordnen, denn die Erinnerung an Frau Glimms klare, blaue Augen hatte etwas Beklemmendes für ihn. Als er ſich ſo mit zögernden Schritten gegen die Gärtnerwieſe wendete, hörte er auf der engliſchen Treppe, an der er vorüber mußte, ſchlürfende Tritte, und im gleichen Augenblicke tauchte das rothe Geſicht und das graue, ſträhnige Haar der alten Großmutter Müller hart vor ihm auf.

Fünfzehntes Kapitel.

Aus all' dem Wirrwarr und den Bedrängniſſen, in die er ſich verwickelt, hatte Nik, wie er ſeit lange gewohnt war, ſich in das Gärtnerhäuschen flüchten wollen, da wirkte der Anblick der alten Frau, die ihm mit ihren vom Trunke gerötheten Augen höhniſch in's Angeſicht ſtarrte, auf ihn wie der Anblick der Meduſe. Schreck und Wuth kamen gleichzeitig über ihn, und mit dem Muthe der Verzweiflung vertrat er dem alten Weibe den Weg und fragte barſch: „Zu wem wollen Sie hier?"

Die alte Hexe drängte ſeinen Arm grob hinweg und ſagte: „Zu Ihrem Vater will ich, und Sie wiſſen auch warum."

„Mein Vater iſt jetzt nicht zu ſprechen", ſagte Nik gelinder. „Was wünſchen Sie von ihm?"

„Nun, wegen Ihres Kindes mit ihm reden", erwiderte die Alte giftig.

„Ich habe Johann bereits geſagt, daß ich Alles thun will, was in meinen Kräften ſteht", ſtammelte Nik.

„Ja, ja, geſagt", erwiderte die Alte höhniſch. „Ich

frage nichts nach ihrem Sagen. Ihr Vater soll zahlen, da Sie kein Geld haben."

In diesem Augenblicke kam auch der rothe Johann, um seine Gießkanne an dem Brunnen zu füllen. „Ich habe Geld", log Nik in seiner Verzweiflung. Johann stellte bei diesen Worten seine Kanne nieder und trat zu den Beiden.

„Schicke sie fort", sprach Nik in bittendem Tone zu ihm. „Wir wollen die Sache untereinander abmachen. Ich bin mit Allem einverstanden, was Du vorschlägst, aber schicke sie fort."

Der Rothe zögerte.

„Mein Vater wirft sie die Treppe hinab", setzte Nik erbittert hinzu, „und dann erhaltet Ihr keinen Heller."

Dieses Argument schien Eindruck auf die Alte zu machen, und sie trat einen Schritt rückwärts. Auch Johann wurde zweifelhaft, ob er so hoch spielen dürfe, nachdem der Baron noch eben ihn grob angefahren hatte. „Heute ist wirklich ein schlechter Tag", dachte er. „Du kannst morgen eben so gut zu dem Herrn Baron, wie heute", sagte er zu seiner Großmutter. „Ich will einmal hören, was der da zu sagen hat." Die alte Frau schien zu zögern, als ihr aber ihr rothhaariger Enkel nochmals bestätigend zunickte, wendete sie sich langsam um, und humpelte wieder die Treppe hinab, indem sie sich sorgsam an dem Geländer anklammerte. Auf der untersten Stufe aber blieb sie sitzen. Sie wollte nicht ganz um-

ſonſt den Weg gemacht haben. Wenigſtens einen Thaler ſollte er ihr geben, damit ſie ſich betrinken könne.

„Sie haben Geld?“ fragte Johann nun barſch.

„Nein“, erwiderte Nik. Johann machte einen raſchen Schritt gegen die Treppe, als ob er das alte Weib zurückrufen wolle, aber Nik faßte ihn am Arme und flüſterte: „Ich habe keines, aber ich werde es ſchaffen.“

„Wie das?“ erwiderte Johann lauernd.

„Ich ſchreibe einen Wechſel“, ſagte Nik, während er den Andern am Arme nahm und gegen den Weg zum Walde drängte.

„Was ſoll mir Ihr Wechſel? Sie haben ja keine Deckung. Auf wen wollen Sie denn ziehen?“

„Auf meine Tante, auf meine Mama, auf meinen Vater — auf wen Du willſt?“

Der Rothe überlegte eine Weile, dann ſagte er: „Das iſt alles Unſinn. Keine Bank löſt den Wechſel ein, ehe Ihre Eltern oder Ihre Tante Deckung zugeſagt haben, und die werden ſich hüten. Ich weiß aber einen andern Weg. Der Poſtbote brachte dieſen Morgen ein Packet mit tauſend Thalern. Ich meinte ſchon, Sie hätten mit Ihrem Vater von unſerer Forderung geſprochen und ſich das Geld kommen laſſen.“

Nik ſchüttelte mit dem Kopfe. „Es iſt von meiner Tante“, ſagte er.

„Einerlei“, erwiderte der Rothe. „Das Packet legte Ihr Vater in den Geldſchrank in ſeinem Schlafzimmer, den Schlüſſel hat er in ſeinem Portemonnaie, das er

beim Schlafengehen ſtets auf das Tiſchchen neben ſeinem Bette legt."

„Woher weißt Du das ſo genau?" fragte Nik betroffen.

„Natürlich weiß ich es, da ich am Morgen ſeine Kleider reinige", antwortete der Rothe mit einem boshaften Aufleuchten ſeiner teufliſchen Augen.

„Nun und was weiter" — erwiderte Nik.

Müller lachte laut auf. Er betrachtete Nik wie eine Katze, die mit der Maus ſpielt. „Eine naive Frage", dachte er. „Der ahnt nicht einmal, daß wir Beide dieſes Geld ſtehlen werden, und zwar ſo, daß er als der Dieb erſcheint, und ich das Geld einſtecke. Der Herr Baron wird ſich hüten zu klagen, wenn man ihm klar darthut, daß der Herr Sohn ſeine Hand dabei im Spiele hat. Der verlöre ja ſeinen Adel, würde ſatisfactionsunfähig, und was weiß ich, wenn es herauskäme. Dieſe Einrichtungen ſind doch für unſer Einen ſo übel nicht", und er lachte wieder. Nik ſchaute ihn erbittert an. Er wußte nicht, was den gemeinen Menſchen beluſtige, und warum er ihn ſo frech vom Kopf bis zu den Füßen muſtere.

„Alſo, was weiter?" wiederholte er.

„Das Weitere iſt Ihre Sache", ſagte der Rothe.

„Die meine? — Du glaubſt doch nicht, daß ich die tauſend Thaler ſtehlen ſolle?" Die Beiden waren während dieſer Berathung bis zur Parkecke gelangt, wo der Rothe ſtehen blieb. „Haben Sie nicht die zwanzig Mark auch geſtohlen, die ich damals verlangte, um Ihren Ring

wiederzufinden?" und er deutete nach der zerfallenen Ciſterne, wendete dann aber ſofort den Tannen den Rücken, als ob es ihn grauſe.

„Das geht nicht", erwiderte Nik. „Um keinen Preis."

„Gut", erwiderte Johann, „ſo gehe ich ſelbſt zu Ihrem Vater."

Der arme, junge Menſch zuckte zuſammen. „Meinetwegen hole Du das Geld", ſagte er zitternd vor Aufregung, während ihm alles Blut zum Herzen ſchoß. „Ich werde ſchweigen."

„Das glaube ich", höhnte der Rothe. „Wenn ich an den Geldſchrank könnte, ſo hätte ich Sie gar nicht gefragt. Der Herr Baron ſchließt aber alle Thüren von innen, und vor der ſeinen liegt zudem der große Neufundländer, der mich in Stücke reißen würde. Von Ihrem Zimmer aber können Sie durch die drei Geſellſchaftszimmer in das Rauchzimmer des Herrn Vaters, und von da in ſein Schlafzimmer. Sie nehmen leiſe den Schlüſſel aus dem Portemonnaie und öffnen den Schrank. Haben Sie das Packet, So brauchen Sie nicht mehr zu ſchließen."

„Schweig ſtille", rief Nik zornig. „Ich bin kein Einbrecher. Lieber gehe hin und verklage mich."

„So geben Sie mir Ihre Schlüſſel, und kommen Sie nicht vor zwölf Uhr nach Hauſe. Dann beſorge ich es ſelbſt."

„Nein", ſagte Nik.

„Wie Sie wollen", erwiderte Johann grob. „Siehe, da iſt ja noch die Alte. Es iſt eine Goldfrau, ſie iſt

gar nicht weggegangen. Großmutter!" rief er nach dem Gemüsefelde hinüber, und zu seinem Entsetzen sah Nik die alte Müllerin dort zwischen den Kohlstrünken und kahlen Bohnenstangen einherhumpeln.

„So schweig doch!" rief Nik verzweifelt.

„Großmutter!" rief Johann mit verdoppelter Anstrengung, und Nik sah, wie die Alte sich umwendete und so schnell als ihre alten Beine es vermochten auf die Parkecke zukam. Da übermannte Nik die Angst, die Verwirrung. Er hatte die Empfindung, daß in den Händen dieser häßlichen Kreaturen seine Ehre, seine Liebe, sein Leben, sein Alles liege. „Sie dürfen nicht zu meinen Eltern", stammelte er. Zitternd vor Aufregung griff er in die Tasche, nahm seine Schlüssel heraus und reichte sie dem Versucher. Johann steckte dieselben hastig ein und sagte: „Gut, Sie werden Ihr Zimmer offen finden."

Damit wendete er sich ab und ging zu der Alten hinüber, die er hastig mit sich fortzog. Nik ging wie im Traume zum Walde zurück. Bei dem einsamen Altar, an dem er einst Elfriede seine Lieblingsdichter vorgelesen, warf er sich auf die Bank und verbarg das Antlitz in den Armen. Die ganze lange Schmach seines jungen Lebens ging an seinem inneren Auge vorüber. So sollte es denn keine Rettung für ihn geben. „Ein Hehler, ein Diebsgenosse!" Gleichsam mechanisch ergänzte er: „Ein Dieb." Und das Wort schlug plötzlich bei ihm ein; seine Gedanken ordneten sich wieder. „Wenn die Sache untersucht wird, wenn festgestellt wird, daß der

Dieb ein Hausgenosse gewesen, da der Hund nicht anschlug, wenn ermittelt wird, daß er aus meinem Zimmer den Weg zu dem Geldschranke gefunden, wird dann nicht der argwöhnische Vater, der Dir stets das Schlechteste zutraute, Dich für den Dieb halten?" Der Gedanke durchzuckte ihn wie ein Blitz. Er setzte sich wieder auf und raufte sein Haar. Sollte er sofort den Vater warnen, sollte er der Sache ihren Lauf lassen, dann aber die Anzeige verhindern, indem er dem Vater die Wahrheit gestand? Das Letztere schien ihm das Beste, da Abwarten leichter war, als Handeln. Aber er war in einer entsetzlichen Angst und Beklemmung, die sich nicht geben wollte, obwohl er schon eine Stunde hier saß, und die Dämmerung längst hereingebrochen war. Wie ein Verbrecher schrak er zusammen, als er nun Schritte vernahm, und sich rufen hörte. „Hier", antwortete er mit heiserer Stimme. Es war Fritz.

„Den sendet Gott", dachte Nik. „Ihm will ich mich anvertrauen?"

„Ich suchte Dich im ganzen Parke", sagte der Theologe, „ich habe mit Dir zu sprechen."

Nik erwiderte nichts. Er besann sich, wie er seine Beichte beginnen solle. Aber Fritz war nicht gekommen, um Nik's Klagen zu hören, sondern um eine Botschaft auszurichten. Ohne sich zu setzen, stellte er einen Fuß auf die Bank, auf der Nik saß, und begann in einem trockenen, kalten Tone: „Du warst diesen Mittag Zeuge des Auftrittes zwischen unseren Vätern. Meine Eltern werden

die Scholle verlaſſen, wo meinem Vater jeder Strauch theuer geworden iſt, und die ſeiner vierzigjährigen Arbeit es verdankt, daß das Gut ſchöner iſt, als alle anderen der Nachbarſchaft. Es koſtet ihm ein Stück ſeines Herzens, aber ſeine Ehre iſt ihm lieber, als ſelbſt ſein Leben."

Nik war zu beklommen, um irgend ein Wort zu finden. Die Qual ſeines Verbrecherbewußtſeins lag ſo dumpf auf ihm, daß er vergeblich ſich zu ſammeln ſuchte. „Ich habe Euch Fluch gebracht mit meiner Liebe", wollte er ſagen, aber ſeine Kehle war trocken.

Dieſes Schweigen verdroß Fritz. In ſchärferem Tone fuhr er fort: „Wir haben ſeit lange Elfrieden vorgeſtellt, daß ſie Pflichten gegen ſich habe, gegen uns habe und das Verhältniß zu Dir zu nichts führen könne. Sie lehnte unſere Warnungen früher immer ab, indem ſie behauptete, Du habeſt ſie nöthig. Erſt heute machte ein Zufall ſie zum Zeugen eines Geſpräches zwiſchen Dir und Deinem Vater, das ihr zeigte, daß Du ihre Güte gründlich mißverſtandeſt, und daß Du ſogar meineſt, ſie ſei es, die Dich halte."

Fritz griff bei dieſen Worten in ſeine Taſche und brachte den Ring zum Vorſchein, den Nik einſt Elfrieden gegeben. „Hier ſchickt ſie Dir Deinen Ring zurück und läßt Dir ſagen, daß ſie in ihm nie etwas Anderes geſehen habe, als eine Erinnerung an Deine tauſendfache Verſicherung, ohne ihre Freundſchaft würdeſt Du wieder auf ſchlechte Wege gerathen. Davon wollte ſie Dich

abhalten, aber eine Kette ſollte der Ring niemals werden.“

Zornig ſtieß Nik den Ring zurück. „Wer ſagt, daß ich los wolle von Elfrieden? Ich habe ja mit Valentinen gebrochen um ihretwillen.“

„Was auf dem Schloſſe vorgefallen“, ſagte Fritz kalt, „um Deinen Vater ſo zu erbittern, daß er einen alten, treuen Diener auf die Straße wirft, das weiß ich nicht und begehre es nicht zu wiſſen. Aber an Elfriede haſt Du keinen Anſpruch. Du haſt ſie ja zu Neudorf im Würfelſpiel an einen Deines Gleichen verſpielt“, ſetzte er bitter hinzu, „als Ihr um das blinde Mädchen und um die weiße Frau würfeltet.“

Der Vorwurf, den er ſo lange ſtill mit ſich umhergetragen, und den er Elfrieden zu lieb nie hatte ausſprechen wollen, war ihm nun doch von den Lippen gefallen. Es war ihm aber alsbald leid. Er machte eine Pauſe und ſchaute Nik ernſt in das bleiche Antlitz. Er wollte ihm Zeit laſſen, ſich zu rechtfertigen. Aber Nik rührte ſich nicht. Er hatte nur die Empfindung, daß nun das lange erwartete Unheil Schlag für Schlag über ihn hereinbreche. Wenn ſie im Gärtnerhauſe ſo genau unterrichtet waren über ſein Leben in Neudorf, was mußte Elfriede von ihm denken! Ein Gefühl völliger Stumpfheit kam über ihn, aber er dachte noch immer mehr an die Gefahr, die ihm von dem Rothen drohte, als an Fritzens Botſchaft, die er nach dem Liebesbeweiſe, den ihm Elfriede dieſen Morgen gegeben, nicht allzu ernſt

nahm. Noch immer wollte er ſich an ihn, den einzigen Freund, wenden, damit er ihn dem Abgrunde entreiße, über dem er hing. Da ſchlug das Klingen des goldenen Ringes an ſein Ohr, den Fritz auf den Altar warf. Jetzt fuhr er auf und rief mit heiſerer Stimme: „Fritz, Fritz, ſo höre doch!“ Aber dieſer hatte ſich bereits entfernt und hörte ihn nicht, oder wollte ihn nicht hören.

Inzwiſchen war der Abend hereingebrochen, und ein kalter Wind ſtrich durch das Flußthal. Ringsum zwiſchen den Gebüſchen löſten ſich kleine Nebelflocken von dem feuchten Raſen, und wie eine große Schlange kroch der Herbſtnebel von der naſſen Wieſe bei dem Gärtnerhauſe zu den roth und gelb gefärbten Rebbergen empor. Hier und dort unter den Bäumen quirlten weiße Wölkchen, die mit dem nächſten Luftzuge wieder verwehten. Endlich ſtieg der Mond empor und beleuchtete die Nebelſchicht, die gerade abgeſchnitten über dem Fluſſe hing. Alles war troſtlos ſtill, nur von der Parkecke her tönte einförmiger, trauriger Unkenruf.

Nik aber ſaß in tiefer, geiſtiger Erſtarrung, fröſtelnd an dem einſamen Waldplatze, und ließ ſein verlorenes Leben an ſeinem Geiſte vorübergehen. Sein Herz war krank, ſchwer krank. Das letzte Ankertau, das ihn noch an das Gute gekettet, war zerſchnitten; er fühlte ſich ſelbſt als Wrack hülflos preisgegeben den Winden und Wellen. Wenn er darüber nachdachte, warum er das Eine gethan, und das Andere gelaſſen hatte, ſo war *ſie* allein der Grund geweſen, und dieſer wirkſamſte Grund

des Daſeins ſollte nun ausgelöſcht ſein aus ſeinem Leben. Warum hatte ihn Elfriede emporgezogen aus ſeinem früheren Zuſtande, wenn ſie ſich nun dennoch von ihm wenden wollte? Die Scham vor ihr hatte ihn dem Verführer in die Hände geliefert. Hätte er weiter getrunken, den Rothen klagen laſſen, während er zechte, die Wuthausbrüche des Vaters hingenommen und wieder getrunken, dann war er vielleicht verächtlich, aber er war doch kein Dieb. Gerade, daß er ſich ſchämte, vor Elfrieden ſchämte, hatte ihn in's Verderben geſtürzt. Aber vielleicht war es noch Zeit, Alles rückgängig zu machen? Was lag ihm jetzt am Zorne ſeines Vaters! Er begriff bereits nicht mehr, wie er ſo unſinnig hatte ſein können und ſo feig, ſich zum Spießgeſellen eines Diebes zu machen, nur um einer Scene mit den Eltern auszuweichen. Was hatte er denn gewonnen, wenn der begangene Fehler nicht an den Tag kam, aber dafür ein Verbrechen auf ſeiner Seele laſtete? Wenn er nun raſch in ſein Zimmer zurückkehrte, den Rothen zurückwies, oder Lärm machte, falls er ihn bereits an der Arbeit traf? Freilich würde ihn Müller der Mitſchuld bezichtigen. Sollte er dann leugnen, daß er ſelbſt es geweſen, der dem Einbrecher die Schlüſſel ausgeliefert? Er würde ſchwören müſſen? Ach, er war bereits unlösbar in einen Knäuel von Lügen und Verbrechen verſtrickt, das fühlte er jetzt erſt. Dennoch erhob er ſich, um nach dem Schloſſe zurückzukehren, aber in dieſem Augenblicke ſchlug der Hund an, der des Vaters Thüre bewachte. Des Rothen

Vorhaben war alſo mißlungen. Sobald das Thier Lärm machte, mußte der Vater erwachen, und der Dieb ſich zurückziehen. Aber warum Tyras nur fortfuhr zu wimmern? Es war Nik ſogar, als ob er durch die Stille der Nacht den Hund an einer Thüre ſcharren höre. Dann wurde es wieder ſtill. Was auch geſchehen ſein mochte, es war zu ſpät, Nik konnte nichts mehr verhindern, nichts mehr gut machen. Er wurde nur um ſo ſicherer zum Genoſſen des Einbrechers, wenn er ſich jetzt im Schloſſe einfand. Von Furcht und Scham gelähmt, ſank er in ſeinen Sitz zurück.

Drüben an den Tannen braute der Nebel ſeltſame Geſtalten, und an den Stämmen leuchtete hier und dort ein phosphoreſcirender Schimmer. „Die Brunnenfrau ſteckt ihre Irrlichter an", ſagte ſich Nik. „Sie feiert die Stunde, in der einer des verhaßten Hauſes zum Schelme wird. Ja der Rothe hatte recht! Ich war der Dritte, der ſich ihr verlobte, und mit dem Dritten endet das Geſchlecht."

Wieder verſank er in trübes Sinnen. „Hier iſt meines Bleibens nicht länger", ſagte er endlich. „Ich werde morgen der Mutter Alles geſtehen und dann hinausziehen in die Welt. Ich kann Schreiberdienſte thun, ich kann als Agent eines Kaufmanns oder einer Geſellſchaft umherreiſen, meinethalben ſelbſt eine Zeitung ſchreiben helfen, aber ich kann nicht unter dem Dache meines Vaters bleiben, der den Knaben verzog, um den Mann zu mißhandeln. Als mir die Ruthe gehörte, thaten ſie mir alle den Willen.

Nun ich das Recht hätte, einen Willen zu haben, werde ich geſchlagen wie ein Kind. Aber ich will ihnen zeigen, daß ich ein Mann bin."

Mit dieſem Entſchluſſe erhob er ſich. Im nächſten Augenblicke freilich kamen ihm ſeine Pläne ſchon wieder völlig chimäriſch vor. Wie würde er, der Verweichlichte, Verwöhnte, ſich ſein Brot ſelbſt verdienen können? Er lachte bitter auf, und der Gedanke, ſich zu tödten, trat auf's neue vor ſeine Seele. Tiefſinnig ſchritt er in dem einſamen Walde hin und wieder. Dann ſagte er: „Nein! Elfriede hat recht. Es iſt gar nicht ausgemacht, daß ein ſolches Ende wirklich ein Ende macht. Mir iſt oft, als wäre ich ſchon einmal geweſen, und wenn ich mich tödte, werde ich wieder ſein. Es iſt kein Entrinnen aus der Hand dieſer furchtbaren Mächte, mögen ſie Götter heißen oder Teufel." Mechaniſch war er bei dieſen Worten an den Altar zurückgekehrt, und ließ ſeine Hand über den vertieften Stein gleiten. Er ſuchte im Dunkeln Elfriedens Ring und nahm ihn, als er ihn gefunden, in ſeine Hand. Aber wohin damit? Unwillkürlich fiel ihm das Bild der Pſyche ein. Sollte er den Ring ihr wieder bringen? Da ſah er zwiſchen den Tannen die weiße Nebelſäule aufſteigen. Ein Strahl des bleichen Mondlichts ſtreifte ſie jetzt, ſo daß ſie mit geſpenſtiſcher Deutlichkeit, wie er ſie nie geſehen, vor ihm ſtand. Ein eiſiges Fröſteln ſchlich dem Einſamen über den Rücken. Mit blechernem Klange ſchlug unten am Fluſſe die Dorfuhr Mitternacht. Da hielt er es nicht länger aus in dieſer

furchtbaren Einſamkeit; er wollte hinauf in ſeine Stube. Aber als er zwei Schritte vorwärts gethan, erſchauerte er. Die weiße Geſtalt neigte ſich im Nachtwinde ihm entgegen und ſtreckte einen ihrer luſtigen Arme zu ihm herüber. Nik's Gehirn begann zu fiebern. „Ja, ich will Dir den Ring wiederbringen", rief er, „Dir, Dir, der ich ihn geraubt!" Sich aufraffend, mit irrem Auge und kaltem Schweiß auf der Stirne, ſtürzte er durch Dorn und Dickicht der weißen Geſtalt entgegen. „Weg, weg!" rief er zu den Brombeerranken, die ihn feſt hielten, und er arbeitete ſich hindurch bis zu der Ciſterne. Dann rief er feierlich: „Dir verlobe ich mich, Du alter Vampyr unſeres Geſchlechts! Hörſt Du, ich, ein Dieb, Genoſſe eines Einbrechers, ich bin nun Dein Bräutigam", und er warf den Ring hinab in die Tonne, daß er ihn unten klingen hörte. „Jetzt bin ich Dein", lachte er gellend, „hole mich bald in Dein kühles Brautbett. Hörſt Du, bald, bald, ehe ſie ihn greifen, Deinen Verlobten, den Dieb und Diebsgenoſſen." Ein ſtarker Windſtoß fuhr durch die alten Ahornſtämme, und ein Regen der ſchweren, herbſtdürren Blätter rauſchte hernieder, und kühler Thau fiel auf Nik's Haupt. „Nimmſt Du ihn an, Deinen Bräutigam?" rief er mit wahnſinnigem Lachen. „Warte, ich küſſe Dich", und er ſuchte ſich durchzuarbeiten durch die dichte Brombeerhecke. „Siehe, ſie halten mich, aber ich komme doch, ich komme." Durch den Lärm aufgeſtört, wurden die Vögel in den Büſchen wach und ihre Stimmen tönten wirr durcheinander: „Thu' es nicht, thu' es nicht."

Aber Nik drang vorwärts, obwohl seine Kleider zerrissen und seine Hände und sein Gesicht blutige Wunden davontrugen. Als er hindurch war durch das Gesträuch, fand er die weiße Gestalt nicht mehr; sie war zerflossen, und er stand schaudernd in der nächtlichen Einsamkeit. Da sah er drüben am nächsten Busche den Spuk wieder. Sie wollte sich verbergen, aber der weiße Saum ihres Gewandes verrieth sie. Leise folgte er ihr, um sie zu haschen, und wie eine Nebelwolke schwebte sie vor ihm her. Da brach der Mond durch die Wolken. Der weiße Schleier war wiederum verschwunden, und Nik blickte fröstelnd auf die lange Flucht von Bäumen, die kühl und traurig im Mondschein sich ausdehnte. Er stand mitten auf dem Geisterwege. Aengstlich ging er vorwärts, bei jedem Geräusche erschauernd. Zuweilen war es ihm, als ob in nächster Nähe Jemand arbeite; er glaubte leise, schleichende Schritte zu hören, und tiefes Athmen wie von Einem, der eine schwere Last trägt. Aengstlich beschleunigte er seinen Lauf, aber als er den breiten Gang passirte, dessen Bogen mit rothem Weinlaub sich scharf von der Nebelwand des Flusses abhoben, entsetzte er sich auf's neue. Das Bild der Psyche war herabgestiegen von seinem Postamente. Die Braut seiner Knabenjahre stand am Boden und schaute traurig vor sich hin. Nik fuhr zusammen, und floh so rasch er konnte den Berg hinab. Aber ein Schatten huschte neben ihm her. Er saß auf der Brücke, als er dort Halt machte, er folgte ihm in's Haus, und verließ ihn erst, als er athemlos in seinem Zimmer ankam.

Die Thüre nach des Vaters Gemächern ſtand offen. Er ſah in den dunklen Raum mit klopfendem Herzen. Welches Geheimniß er wohl barg? Aber Alles blieb ſtill. Man hörte nur den ruhigen Pendelſchlag der Uhr. Vorſichtig zog er die Thüre zu und ſchob den Riegel vor. Mit einem tiefen Seufzer warf er ſich ſodann in einen Lehnſtuhl und todtmüde ſchlief er ein. Aber es war der Schlaf eines Fieberkranken, aus dem der Schläfer mit einem Schrei emporfährt. Ein drückender Alp hatte ſich auf ſeine Bruſt gelegt. Er träumte, ſeine neue Braut habe ihn hierher verfolgt, ſie neige ſich durch das Fenſter herein und umfaſſe ihn mit ihren kalten, todten Händen. Ihr lang gezogenes Geſicht beugte ſich über ihn, er ſah ihre Augen, es waren die leeren Augen einer Blinden. Da fuhr er auf und ſtarrte in die halbdunkle Stube. All' die bekannten Gegenſtände ſchienen ihm fremd in dem Dämmerlichte, das ſie umgab. Der Mond war hinter dem Berge verſunken, und eine ſchwere Nebelmaſſe lagerte draußen über dem Garten. Der Wind ſtöhnte und wimmerte im Kamin, und ein Käuzchen wiederholte ſeinen unheimlichen Klageruf. Der fröſtelnde Kranke hatte es noch nicht über ſich gebracht, ſich zu erheben, als ein Laut in den Gemächern ſeines Vaters ihn erſchreckte. Es war, als ob Jemand mit mühſamen, ſchleppenden Schritten ſich durch die Zimmer ſchleiche. Dann ſchien es wieder der Hund zu ſein, denn es ſchleifte am Boden hin. Dazwiſchen hörte man ein tiefes ſchmerzliches Stöhnen, das Nik durch Mark und Bein ſchnitt. Es war ein rauher,

gebrochener Ton, der vom Boden her oder aus dem Innern der Erde zu kommen schien. Zitternd saß Nik in seinem Lehnstuhle. Sein Herz hämmerte in seiner Brust, daß er es hörte. „Du hast ein Verbrechen begangen, und nun naht die Rache", sagte eine Stimme in seinem Ohre. „Dieb, Dieb!" rief es in ihm. Aber nun schleppte sich das Geräusch immer näher, es tastete an seiner Thüre. Jetzt hielt Nik es nicht länger aus. Auf dem Tische stand sein Leuchter; er trat zwischen das offene Fenster und den Tisch, so daß ihm die Nachtkühle feucht in den Nacken schlug. Als er das Licht entzündete, fiel sein Schatten rückwärts, geisterhaft sich hin und herbewegend auf den Nebel draußen. Wieder fühlte Nik die feuchte Hand der Brunnenfrau an seinem Nacken. „Es ist der Nebel", sagte er sich, „die kühle Nachtluft." Allen seinen Muth zusammennehmend, wendete er sich hastig um; er wollte das offene Fenster schließen, das ihm diese Schauer schuf, und er hatte die Arme bereits zu diesem Zwecke ausgebreitet, da sah er die Brunnenfrau vor sich stehn, dunkel, riesengroß, wie das Brockengespenst. Mit ausgebreiteten Armen neigte sie sich ihm entgegen, um ihn zu umfassen; kalt hauchte sie ihn an mit ihrem eisigen Odem, und er stürzte zusammen mit gellendem Schrei. „Nik, so öffne doch, Nik!" wimmerte an der Thüre eine Stimme. „Nik, so höre doch!" Aber Nik hörte nicht. Er lag in tiefer Ohnmacht an der Erde.

Sechszehntes Kapitel.

Als Nik wieder zu ſich kam, lag er in ſeinen beſchmutzten, zerriſſenen Kleidern auf dem Divan. Die Morgenſonne fiel hell in's Zimmer, und der ſtarke Geruch einer Eſſenz, mit der man ihn übergoſſen hatte, beläſtigte ihn. Zuerſt unterſchied er das alberne, aufgeregte Geſicht des alten Hausarztes, das über ihn gebeugt, ihn aus nächſter Nähe beobachtete. Wüſt blickte der Erwachende in ſeiner Stube umher und ſuchte vergeblich ſeine Gedanken zu ordnen.

„Können Sie mir ſagen", hörte er nun eine tiefe männliche Stimme ihn anreden, „warum Sie bei unſerem Anblicke ſo erſchraken, daß Sie ohnmächtig wurden?"

Nik wendete ſeine ſtieren Blicke nach dem Fragenden. Er ſah eine hohe, breite Geſtalt in der Uniform eines Polizeicommiſſärs vor ſich. Mit leeren Augen, als ob er noch immer geiſtesabweſend wäre, ſtarrte er dem Frager in ſein rothes Geſicht. Dann entdeckte er, daß noch zwei Polizeiſoldaten hinter dem Commiſſäre ſtanden.

„Sie wiſſen doch, was ſich begeben hat", ſagte der Commiſſär auf's neue. Der Kranke nickte mit dem Kopfe.

„Wer hat es Ihnen geſagt?“ fragte der Polizeimann raſch.

„Geſagt?“ erwiderte Nik mit leiſer Stimme, „ich habe es ſelbſt geſehen.“

„Was haben Sie geſehen?“ Nik ſchwieg, und es ſchien ihn ein Schauder zu überlaufen.

„Warum antworten Sie nicht? Seien Sie offen!“ ſagte der Commiſſär ſtreng.

Nik ſuchte den Krampf, der ihm die Zunge lähmte, zu überwinden, dann ſagte er leiſe: „Zuerſt ſah ich es im Garten . . . da kam es zuerſt; dann folgte es mir hierher. Als ich das Fenſter ſchließen wollte, ſtand ſie mir gegenüber mit ausgebreiteten Armen und wollte mich umarmen. Dann wurde es dunkel.“ Der Arzt und der Commiſſär ſahen ſich verwundert an.

„Wer wollte Sie umarmen?“ fragte der Geheimrath. Nik ſchaute den alten Arzt ſtarr an. Dann ſagte er: „Die Brunnenfrau.“

„Der nächtliche Kampf und die Gewiſſensbiſſe haben ihm die Sinne zerrüttet“, flüſterte der Commiſſär dem Arzte zu.

„Sind Sie ſicher, daß er der Thäter iſt?“ erwiderte dieſer eben ſo leiſe.

„Wie können Sie zweifeln?“ erwiderte der Beamte. „Er hat Wunden an den Händen und im Geſichte. Die Kleider ſelbſt zeigen, wie der Vater ſich gewehrt hat. Bei dem Nahen der Polizei fällt er in Ohnmacht, noch

ehe ihn irgend Jemand beschuldigt. Die Blutspuren reichen bis an seine Thüre."

„Aber sie hören dort auf", sagte der Arzt, indem er seine Dose herauszog und eine Prise nahm, wobei er den Polizeimann mit selbstgefälligem Zwinkern der Augen schlau ansah.

„Natürlich reinigte er sich", erwiderte der Commissär, „ehe er seine eigene Stube betrat. Er wird die Stiefel unter der Thüre ausgezogen haben. Was ihn verdächtig machen konnte, vergrub er im Garten, denn daß er dort gearbeitet, zeigen seine Kleider."

„Aber was sollte er dort arbeiten?" fragte der Arzt.

„Die Sache ist ja völlig klar", erwiderte der Commissär mit einer Handbewegung, als ob sich Alles ganz von selbst verstehe. „Der junge Mann, der mit dem Vater schlecht stand, und wie mir der Diener Müller sagte, unlängst sogar in großer Gesellschaft von ihm geohrfeigt wurde, der sich zudem stets in Geldverlegenheiten befand, wollte den Geldbrief, der gestern ankam, heimlich an sich nehmen. Bereits hatte er den Geldschrank geöffnet, als der Vater erwachte. Nun entspann sich ein Kampf. Er würgte den Vater bis er ihn am Boden hatte, und dann stieß er ihm ein Messer, oder einen Dolch, oder sonst ein scharfes Instrument in den Hals. Die Wunde ist halb geschnitten, wie mit einem Rebmesser. Der Baron folgte ihm noch bis zum zweiten Zimmer, dort brach er zusammen. Nachdem der Mörder die tausend Thaler an sich genommen, kehrte er in sein

Zimmer zurück, reinigte sich, und vergrub das Geld, vielleicht auch die blutigen Kleider oder dergleichen im Garten. Hier ruhte er dann aus.“ Der Commissär deutete nach dem Lehnstuhle, um welchen rings die Spuren von Nik's Füßen sichtbar waren. „Sein Bett, wie Sie sehen, ist unberührt. Vermuthlich wollte er gerade seine bei den Erdarbeiten beschmutzte und im Kampfe mit dem Vater zerrissene Kleidung wechseln, als er uns eintreten hörte, und von seinem bösen Gewissen übermannt ward.“

Die Unterhaltung war flüsternd geführt worden, so daß Nik nur wenige Worte verstand.

„Ist meinem Vater etwas zugestoßen?“ fragte er jetzt tonlos, da er noch immer sich das Gebahren der Anwesenden nicht zu deuten wußte.

„Sie wissen doch“, erwiderte der Arzt, indem er Nik scharf ansah, „daß Ihr Herr Vater in dieser Nacht ermordet wurde.“ Nik fuhr todtenbleich von seinem Sitze empor und stieß einen gellenden Schrei aus. Seine Augen schienen aus dem Kopfe zu treten, dann hielt er beide Hände vor sein Angesicht und rief in herzbrechendem Tone: „Oh, ich Elender, ich Elender!“ Von tiefer Reue, wie es schien, übermannt, sank er dann kraftlos in den Divan zurück.

Der Geheimrath wollte ihm beispringen, aber der Commissär trat dazwischen.

„Er hat gestanden“, sagte er, „so gut als gestanden, und ich muß nun jeden Verkehr mit Dritten abschneiden.“

„Bitte, bitte", erwiderte der Geheimrath, „hier waltet noch ein wesentlicher Irrthum ob. Gethan hat er es freilich, das gebe ich nunmehr gleichfalls zu, aber der Ausgang des Kampfes war ihm unbekannt. Sie sahen seine Bestürzung. Er wußte nicht, daß sein Vater todt ist. Was also folgt daraus?" und er sah den Polizeimann mit überlegener Miene an. Als dieser schwieg, sagte er mit selbstzufriedenem Lächeln: „Er handelte im Delirium. Der junge Mann ist ein Trinker und zugleich von nervöser Constitution. In Folge des Uebergenusses von Alkohol verfiel er in Raserei, und in diesem besinnungslosen Zustande beging er die That."

„Kann auch sein", erwiderte der Commissär kurz, „das Alles kann später ermittelt werden, für jetzt werden wir uns des sauberen, jungen Herrn versichern." Und indem er den Arzt unhöflich bei Seite schob, fragte er seinen Sergeanten: „Ist der Wagen bereit?"

„Zu Befehl", war die Antwort. Die beiden Beamten faßten nun den noch immer halb ohnmächtigen Nik unter den Armen und führten ihn hinaus auf die Flur. Eine gegenüberliegende Thüre stand offen, und man sah auf einem Tische die Leiche des Barons. Der Commissär machte ein Zeichen, zu halten, und beobachtete scharf, welchen Eindruck der grauenhafte Anblick auf den Gefangenen mache. Das fahle Gesicht des Ermordeten war in furchtbarem Todeskampfe verzogen, das Auge starrte weit offen nach der Decke, das Hemd war über Schulter und Arm vom Blute schwarz.

Wie fragend richteten ſich alle Augen auf das verſtörte Angeſicht des Sohnes. Aber Nik ſchien dieſem grauenhaften Bilde gegenüber ſtumpf und empfindungslos. Eine völlige geiſtige und körperliche Erſchöpfung war über ihn gekommen. Ruhig ließ er ſich die Treppe hinab nach dem Wagen geleiten, der ihn raſch nach der Stadt entführte.

Eine Stunde lang lagerte die tiefſte Stille über dem Schloſſe, denn alle Inſaſſen waren ſtumm, und keiner wagte laut aufzutreten, als fürchte er, den Todten in ſeinem Schlafe zu ſtören. Bald aber wurde es um ſo lauter und belebter. Kaum hatte ſich in der Stadt die Nachricht verbreitet, daß der Baron von Altenbrück am frühen Morgen in ſeinem Blute ſchwimmend in dem Beſuchszimmer aufgefunden worden ſei, ſo erſchienen dutzendweiſe die Boten der befreundeten Familien, die ſich vorſichtig nach dem Befinden der gnädigen Herrſchaft erkundigen ſollten, oder erröthend fragten, ob Alles wohl ſei? Meiſt empfing ſie der rothe Johann, der in dem Tone eines Kaſtellans, welcher dieſelben Merkwürdigkeiten ſeines Schloſſes ſchon hundertmal vorgezeigt und erklärt hat, den Fragenden erzählte, daß er am Morgen die Kleider des gnädigen Herrn zur gewohnten Stunde habe holen wollen, aber die Thüre verſchloſſen fand. „Nun", fuhr er dann in weinerlichem Tone fort, „ich dachte, der Herr wird in den Garten gegangen ſein, denn ein großer Blumenfreund war er all' ſeine Tage, und wenn er etwas Neues gepflanzt hatte, ging er oft

ſchon am frühen Morgen im Schlafrock und den Filzſchuhen in den Park, um zu ſehen, ob das Bäumchen gedeihe. Wie ich nun über die Brücke gehe, die über den Zwinger führt, ſehe ich durch das Fenſter im Salon etwas Weißes auf dem Boden liegen, was dahin nicht gehörte, und wie ich näher zuſehe, Sie können denken, wie ich erſchrak, war es der Baron, der flach an der Erde liegt. ‚Karl! Wilhelm!' rufe ich, ‚den Herrn Baron hat der Schlag gerührt', denn wer denkt an einen Mord, wenn man ſelbſt kein Mörder iſt. Es ſteht ja geſchrieben: ‚wer Blut vergießt, deſſen Blut ſoll vergoſſen werden'. Die Anderen meinen, ich ſei nicht bei Sinnen, weil ich verlange, ſie ſollten die Leiter bringen, wir müßten durch's Fenſter einſteigen, weil Alles von innen verſchloſſen war. Ich hole alſo ſelbſt die Leiter, die Anderen folgen mir, und ich ſteige nach dem Fenſter hinauf und ſchlage die Scheibe ein, um zu öffnen. Ein Glück war es, daß ich mich dabei nicht ſchnitt und blutig machte, denn ſonſt hätte ich ja ſelbſt in Verdacht kommen können. Aber wer denkt an ſo etwas in einem ſolchen Augenblicke. Kurz, ich ſteige ein, und die zwei Anderen hinter mir. Da ſah ich denn, daß mein lieber Herr am Boden lag und hatte einen Stich im Halſe, von einem Dolche, wie ihn die vornehmen Leute zu tragen pflegen. Der Geldſchrank ſtand offen, wo viele Hunderttauſende zu liegen pflegen, ein Stuhl war umgefallen, eine Fenſterroſette lag an der Erde, als ob man da gekämpft hätte. In den Teppich hatten ſie ſich verwickelt,

und da war der Herr zu Fall gekommen, und ſo war es geſchehen, das ſah man. Die Anderen wollten nun gleich den jungen Herrn holen, aber ſeine Thüre war verſchloſſen. ‚Halt', ſage ich, ‚wenn all unſer Laufen und Wehklagen ihn nicht von ſelbſt herbeizieht, ſo iſt da etwas nicht in Ordnung!' Der Kutſcher aber läuft zu der anderen Thüre und will die aufſchließen. Nun aber trat ich dazwiſchen und ſagte: hier bleibt Alles, wie es iſt, bis die Polizei da war. Wer hier etwas ändert, der macht ſich ſelbſt verdächtig. Das ſahen denn auch die Anderen ein. Wir kehren alſo alle auf demſelben Wege zurück, wie wir gekommen. Der Wilhelm bleibt im Hauſe, um es zunächſt der Schweſter der gnädigen Frau zu melden, was geſchehen iſt, der Kutſcher läuft zum Arzte, und ich, ſo ſchnell mich meine Füße tragen, zum Polizeibureau. Der Commiſſär ging denn auch ſofort mit mir. Das iſt ein ſehr geſchickter Mann. Er rieth gleich auf den Rechten. Wir ſteigen alſo alle wieder durch das Fenſter ein, und der Herr Commiſſarius conſtatirt ſofort, daß alle Thüren von innen geſchloſſen ſind, nur die des jungen Herrn von außen. Da überlief mich denn ein Schauder, wie ich ſah, daß der Sohn den eigenen Vater getödtet hatte. Ich ging nicht mit hinein, das konnte ich nicht mit anſehen. Der junge Herr aber fiel in Ohnmacht, ſobald er die Polizei erblickte. Und wie ſah er aus, mit Wunden an den Händen und im Geſicht, und beſudelt mit Blut, mit dem Blute ſeines leiblichen Vaters! Es iſt ſchwer zu ſagen für einen treuen

Dienſtboten, aber was wahr iſt, iſt wahr. Mit Abſicht hat er es nicht gethan, ſondern, wie der Herr Medizinalrath ſagt, im Delirium. Warum trank er auch ſo viel, daß der Branntweinteufel über ihn kam! Nun, da haben ſie ihn denn gleich mitgenommen, und nun ſitzt er und das von Rechts wegen, denn es ſteht geſchrieben: ‚Du ſollſt Vater und Mutter ehren, damit du lange lebeſt in dem Lande, das dir der Herr dein Gott gibt'. Und das gilt nicht nur für die alten Juden, ſondern auch für die jungen Freiherrn." Für einen treuen Dienſtboten ſei das eine ſchwere Sache, pflegte er dann zu wiederholen, aber es könnte mancher daraus lernen, wie vergänglich die Erdengüter ſeien, denen der junge Mann nachgetrachtet, denn er habe ſeinen Vater offenbar beſtehlen wollen, um mit dem Gelde nach Amerika zu gehen.

Der rothe Müller betete dieſe Geſchichte herunter wie eine Litanei, die er wörtlich auswendig wußte, und es war merkwürdig, zu ſehen, wie ſeine Augen während ſeiner Erzählung unruhig hin und her gingen, als ob ſie in den Zimmern umherſpähten, ob etwa noch irgend eine Spur des Verbrechens aufzufinden ſei.

„Ein fataler Kerl", dachte Mancher, der ihn ſo reden hörte, „man könnte denken, er ſelbſt ſei der Mörder, ſo ſcheu ſtehen ihm die Augen im Geſichte."

Während ſo Johann Müller plötzlich die Hauptperſon im Schloſſe geworden war, die den Polizeileuten Beſcheid ſagte, die Beſuche empfing, und die Neugierigen abwies,

lag die Herrin des Hauſes in Krämpfen auf ihrem Bette, niedergeſchmettert von dem Blitze, der ſie von heiterem Himmel getroffen hatte. Ihr erſtes Wort, als ihr ihre Schweſter vorſichtig am frühen Morgen mittheilte, daß ein ſchweres Unglück ihren Gemahl betroffen habe, war der Ruf geweſen: „Nik ſoll kommen, wo iſt Nik?“

Tante Klara hatte ſich darauf hinaus begeben, um ihren Neffen zu ſuchen, aber wie eine Wahnſinnige ſtürzte ſie nach einer Weile wieder in die Stube und rief: „Soeben verhaften ſie Nik! Er hat es gethan, oh, welch' ein Gräuel, welche Schande!“

Das war zu viel für die ſchwache Frau. Sie fiel in heftige Krämpfe, und während ihre Kammerfrau und ihre Schweſter ſich um ſie bemühten, rief ſie fortwährend: „Oh, warum hat er ihn auch in's Geſicht geſchlagen? Was brauchte er ihn zu ſchlagen vor allen Leuten. Ach, mein armes, armes Kind!“

Ihre Schweſter dachte für ſich, ſie wiſſe, warum Alles ſo habe kommen müſſen. Sie hatte es ſtets geſagt, daß die falſche Stellung, in die Cäcilie ſich hatte drängen laſſen, ſchließlich ſich rächen werde. Den armen Nik haßte ſie, ſeit er auf ihr Heirathsproject nicht eingegangen war, und ihre Herzensmeinung war, daß nach dem Benehmen, das ihr Neffe ſeit Jahren angenommen, man auch über dieſe Unthat ſich kaum mehr wundern dürfe. Unter ſolchen Umſtänden fand ſie es ſehr ſelbſtverleugnend von ſich, daß ſie dieſe Gedanken, angeſichts des Jammers, den ſie hier vor ſich ſah, vorläufig in ihrem jungfräulichen

Buſen verſchloß. Fräulein Valentine dagegen ließ ſich bei der unglücklichen Tante überhaupt nicht blicken. In aller Stille reiſte ſie ab, um nicht, wie ſie ſich ausdrückte, in den Skandal verwickelt zu werden. Der Pfarrer und die Dienſtboten mußten die nöthigſten Anordnungen treffen, bis endlich die verſchiedenen Freundinnen der Baronin eintrafen und die Ordnung im Hauſe wieder herſtellten.

Endlich gab das Gericht auch die Erlaubniß, die Beſtattung des Todten vorzunehmen, nachdem die Leiche zuvor nochmals einer genauen Beſichtigung unterworfen worden war. Das Trauergefolge war eng beiſammen. Die auswärtigen Verwandten hatten ſich entſchuldigt, und von den Bekannten in der Stadt lud die Baronin nur die Nächſten ein. Sie ſelbſt aber ſchloß ſich von der Feier aus. Sie zürnte dem Todten, in dem ſie den Feind ihres einzigen Kindes ſah, nicht dem Sohne, der nur in Geiſtesverwirrung gehandelt haben konnte.

Nicht einmal den Geiſtlichen wollte ſie empfangen. Er hatte ihr ja ſtets Unrecht gegeben, hatte ſich ſtets auf die Seite ihres Mannes geſchlagen und es befürwortet, daß man Nik in ſchlechte Geſellſchaft bringen müſſe. Das waren nun die Früchte ſeines Syſtems; jetzt, da ſie elend und krank war, wollte ſie wenigſtens mit ſeinem verhaßten Zuſpruch verſchont bleiben. In warme Decken gehüllt, kauerte ſie in ihrem Lehnſtuhle in ihrer Stube und hörte ſo durch die Thüre die mächtige Stimme des Predigers und die monotonen Formeln des Gebets. Sie ſeufzte, daß der alte Herr gar kein Ende finden könne,

und Alles so in die Länge ziehe. Endlich rauschten die Schritte des Leichengefolges auf der Treppe. Sie hörte, wie man den Sarg in den Wagen schob, und die Thüre desselben zuschlug. Langsam und feierlich bewegte sich der Leichenzug an ihren Fenstern vorüber, während sie ihm mit starren, thränenlosen Blicken nachschaute.

Nun erschienen auch die in tiefe Trauer gehüllten Freundinnen, vor Allem Klara und Friederike mit verweinten Augen und gerötheten Gesichtern. Sie erzählten, daß der greise Pastor sich sehr seltsam benommen habe. Er hatte in seiner Rede gebetet, Gott möge das Geheimniß dieser dunkeln Nacht erhellen, und das steinerne Herz des Thäters erweichen, daß er nicht einen Unschuldigen büßen lasse für seine Schuld. Er möge die Zunge der Zeugen lösen, daß jeder ohne Menschenfurcht bekenne, was er wisse, und was ihm aufgefallen, und dem Verbrecher den fest geschlossenen Mund aufbrechen, daß er sich verrathe wider Willen. Dabei habe er die Dienerschaft, die an der Thüre beisammen stand, so strafend angeschaut und fortwährend zu ihr gesprochen, so daß die Leute ganz verwunderte Blicke gewechselt hätten. Namentlich der redliche Johann habe erhitzt und zornig ausgesehen, als ob ihn die taktlose Rede entrüste. Auch das fanden die tröstenden Freundinnen merkwürdig, daß der Pfarrer vor der Beerdigung in das Gärtnerhäuschen gegangen sei, und bei der Blinden so lange verweilt habe, daß man nach ihm schicken mußte, weil die Versammlung auf ihn wartete. Dort habe man ihn wohl auf so selt-

ſame Gedanken gebracht, denn die Glimms behaupteten noch heute, ſelbſt wenn Nik den Mord geſtehe, habe er ihn dennoch nicht verübt, er ſei deſſen gar nicht fähig.

Die bleichen Lippen der Mutter bebten, und ſie ſagte leiſe: „Ach, und wäre es denn nicht möglich, daß ſie Recht hätten?“

„Aber Cäcilie!“ rief ihre Schweſter, und ihre Augen quollen mit einem böſen Ausdruck aus dem Geſichte, während die dicke Friederike mitleidig den Kopf wiegte. Die unglückliche Mutter aber verbarg ihr Geſicht in dem Spitzentuche und weinte auf's neue.

Während die Frauen ſo in warmer Stube der Wittwe ein ſchwächliches Mitleid zollten, ſtand draußen auf dem herbſtlichen Friedhofe der Sarg des Ermordeten über dem geöffneten Grabe, das vielleicht für immer über dem blutigen Geheimniß ſich ſchloß. Traurig und troſtlos ſah hier Alles aus. Der Herbſtwind trieb in kurzen Stößen die dürren Blätter über die Gräber, die Todtenkränze rauſchten an den Grabſteinen, und zuweilen löſte ſich einer von ſeinem Kreuze und flog mit ſeinen ſchwarzen Bändern gleich einem Geſpenſte durch die Luft, bis er an der Ecke der Mauer neben der Thüre auf den kleinen Kindergräbern liegen blieb. Der Sturm heulte und ſtöhnte, und die theilnahmlos umherſtehenden Bekannten des wenig beliebten Abgeſchiedenen hielten mit den Händen Hut und Mantel feſt, und dachten nur an baldiges Abkommen von dieſer unerfreulichen Stätte. Fröſtelnd

ſtanden ſie auf den ſchweren, übermächtigen Granitplatten, die dafür gelegt ſchienen, damit die begrabenen reichen Leute nur ja drunten blieben und nicht wieder herauf=kämen, um ihre Erben im Genuſſe ihrer Güter zu ſtören. Selbſt die gewaltigen Rittergeſtalten, die von den alten, in die Dorfmauer eingefügten Grabſteinen dem trübſeligen Schauſpiele zuſahen, ſchienen die Vergänglichkeit alles Erdenglanzes zu predigen, und ihre Hünengeſtalten ſpot=teten der kümmerlichen Reſte des Enkels, der hier be=ſtattet ward, und der ihnen kaum zur Schulter reichte, falls er ſich aus dem kleinen Sarge erhob. Wohin auch die anweſenden Freunde dieſes ruhmvollen Hauſes ihre Gedanken lenken mochten, es war Alles trüb und troſt=los. Der letzte Sproß dieſes alten Geſchlechtes ſaß, wäh=rend man hier den Vater beiſetzte, verwirrten Geiſtes hinter Kerkermauern, des Mordes beklagt, und die kränk=liche, verbitterte Wittwe im Schloſſe grollte dem Todten, daß er den Sohn ſo weit gebracht, und ſie der Stütze ihres Alters beraubt habe. Sollte da der Sturm nicht heulen und die Todtenkränze von ihren Kreuzen zerren! Nun aber erhob der greiſe Prediger noch einmal ſeine Stimme zu dem Gebete: „Herr, ſende Licht in unſere Finſterniß!“ Die Stimmung der Ungeduldigen wurde ruhiger, ſelbſt der Wind legte ſich, und als der Prediger den Segen ſprach: „Der Herr laſſe ſein Angeſicht leuchten über Euch, und gebe Euch ſeinen Frieden“, da brach durch das trübe Gewölke des Herbſthimmels ein Lichtſtrahl, und nachdenklich, unter flüſternden Geſprächen kehrten die

Theilnehmer zu den Wagen zurück, die sie in raschem Trab nach der Stadt entführten.

Nur der alte Pfarrer schritt von dem ländlichen Friedhofe wieder dem Schlosse zu, aber nicht die Wittwe suchte er auf, die ihre egoistische Verbitterung für Trauer hielt, sondern zum Gärtnerhäuschen wendete er den Schritt, überzeugt, daß ihm dort manches Räthsel gelöst werden könne.

Elfriede saß mit der Mutter allein, als der Pfarrer eintrat, denn Vater und Bruder hielten trotz Wind und Kälte draußen auf dem Kirchhofe aus, um die letzte Scholle auf den Sarg des armen, reichen Mannes zu werfen, mit dem ernst gemeinten Gebete, daß ihm die Erde leicht sein möge, nachdem ihm das Leben so schwer gewesen war. Vater Glimm trug es dem Todten nicht nach, daß er eine mehr als dreißigjährige Arbeit ihm mit Undank gelohnt hatte, sondern nahm bewegten Herzens von dem Grabe seines unglücklichen Herrn Abschied.

Der greise Pfarrherr setzte sich einstweilen am Fenster bei Elfrieden nieder, die auf ihrem Schemel kauerte, während sie ihr blondes Köpfchen traurig an ihre Harfe lehnte. Sie sah bleich und niedergeschlagen aus, und hatte verweinte Augen. „Glaube, mein Kind", sagte der Prediger, indem er freundlich ihre schlaff herabhängende Hand ergriff, „daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Wenn der junge Mann unschuldig ist, so wird diese Prüfung ihn zur Besinnung bringen, daß er seinem lasterhaften Treiben entsagt. Es war eine

harte Schule, aber sie that noth. Der liebe Gott muß in einer kurzen Leidenszeit nachholen, was die vornehmen Eltern in langen Jahren an dem armen Jungen versäumt haben. Wenn man so sieht, wie eine Familie nach der andern ihre Kinder zu Grunde richtet, so begreift man die Blindheit dieser Leute nicht. Aber sie meinen immer, reich sein sei Alles."

Während dieser Worte traten der alte Glimm und Fritz ein. „Ich traute dem jungen Herrn nie viel Gutes zu", nahm der Gärtner das Wort. „Ich kann ihm nicht vergessen, daß er mir immer die Knospen von den Nadelhölzern abpflückte, und keine Liebe hatte weder zu einem Menschen noch zu einem Thiere, aber das Alles hat er von dem Rothen gelernt, und wenn ich dem in seine unsteten Diebsaugen sehe, so will es mich immer bedünken, als ob er mehr wisse als er sagt."

„Er ist auch schon dreimal vernommen worden", fügte Fritz hinzu, „und wir wunderten uns immer, wenn er wieder zurück kam und dann den Kopf plötzlich wieder hoch trug. Es wäre besser, wenn sie ihn dort behielten."

„Wie kommst Du auf den Verdacht", fragte der Prediger, indem er über seine silberne Brille hinweg Fritz einen prüfenden Blick zuwarf. „Habt Ihr irgend etwas wahrgenommen?"

„Er verkehrte wieder viel mit Nik in der letzten Zeit", sagte Elfriede, die mit einem rührenden Ausdruck von hülfloser Trauer ihr verweintes Gesichtchen zu dem Greise erhob. „Ich hörte beide mehrmals in der Ferne

eifrig ſprechen, Müller frech und drohend, ſo daß ich ſeine Stimme zuerſt gar nicht wiedererkannte, Nik bittend, faſt weinerlich. Wenn Nik Böſes gethan hat, ſo hat ihn Müller dazu verführt", ſchloß die Blinde ihre Rede mit großer Energie, und ihre Augen nahmen den unruhigen, flirrenden Glanz an, der immer in ihnen aufleuchtete, wenn ſie tief erregt war.

„Noch ein Anderes will mir nicht aus dem Kopfe", ſagte nun der alte Glimm. „Vor drei Wochen kam ich in das Portierhäuschen, um die Zeitungen für den Baron zu holen, die der Rothe nicht gebracht hatte. Da ſah ich Gedrucktes hinter einem Brette und zog es hervor, weil ich dachte, es ſeien die Journale, aber es waren vier Schriften über Amerika und ein Tarif für die Dampferverbindungen mit New York. Hm, dachte ich, wenn der nach Amerika will, muß man ſeine ſilbernen Löffel zählen, denn der geht nicht ohne ein Andenken. Und wozu verſteckte er die Schriften und redete mit keiner Seele davon, daß er auswandern wolle, wenn er nicht etwas Geheimes im Schilde führte? Deshalb will mir's nicht aus dem Sinne, daß Müller mehr weiß von den tauſend Thalern als der junge Baron, der keinen Grund hatte, ſeinen Vater umzubringen wegen des bischen Geldes. Der Rothe aber kann nicht nach Amerika ohne Reiſegeld. Woher ſollte er es aber nehmen, da die Löhne bei dem Herrn Baron nicht groß ſind?"

Die Blinde ſaß mit bleichem Angeſichte da und verſchlang jedes Wort, das der Vater ſagte. „Bitte, retten

Sie ihn", flehte sie dann zu dem alten Pfarrer. „Sprechen Sie mit dem Richter. Ich begreife nicht, daß Fritz so wenig Glauben an Nik's Unschuld hat."

Der Pfarrer, dessen weiße Haare im Lichte des Fensters silbern erglänzten, strich ihr tröstend und beruhigend über ihr blondes Haupt. Aber er erwiderte nichts. Er blickte nur nach Fritz hinüber. Dieser hatte dem Gespräche schweigend und mit bekümmerter Miene zugehört, jetzt aber nahm auch er das Wort und sagte: „Wenn ich es mir recht überlege, so hatte Nik weder den Muth, noch die Kraft zu der furchtbaren That. Er mag auf räthselhafte Weise in die Sache verwickelt sein, das fürchte ich allerdings, denn die Zerrüttung seines Geistes deutet auf irgend einen schrecklichen Eindruck hin, der ihn völlig zerschmettert hat. Aber als ich ihn wenige Stunden vor dem traurigen Ereigniß im Garten sprach, machte er mir einen gedrückten, niedergeschlagenen Eindruck, den eines Knaben, der Alles über sich ergehen läßt, nicht den eines Mannes, der zu Allem entschlossen ist. Mit Johann ist das anders. Er war in den letzten Tagen stets erhitzt und aufgeregt. Er wußte sofort, durch welches Fenster man die Leiche des Barons sehen könne. Statt den Sohn zu wecken und durch dessen Zimmer einzutreten, zieht er es vor, die Dienerschaft beizuziehen und unter dem Vorwande, daß alle Thüren von innen verschlossen seien, durch's Fenster einzusteigen. Ein Beweis, wie sehr er Nik's Anblick scheute, sonst hätte er sich erst verlässigt, ob der Durchgang von Nik's Stube her nicht frei sei,

ehe er die Scheiben einſchlug. Dann läuft er ſelbſt zur Polizei, und ſchwatzt dem Commiſſär die Ohren voll, ſo daß dieſer mit einer völlig abgeſchloſſenen Ueberzeugung an die Unterſuchung herantritt. Er hütete ſich aber wohl, in das Zimmer von Nik mit einzutreten. Natürlich, Nik hätte ja auf ihn deuten können und rufen: ‚Der iſt der Mörder!' Denn daß Nik von der Sache wußte, iſt nach der Erzählung des Medizinalraths leider ſicher."

Der Pfarrer nickte zuſtimmend mit dem Haupte; Niemand redete, denn Alle dachten ſtill darüber nach, was wohl zu thun ſei. Wie in tiefen Gedanken verloren, griff die Blinde leiſe Akkorde auf ihrer Harfe, während der alte Pfarrer ſeine Brille abnahm und ſie ſorgſam reinigte. Endlich erhob ſich Elfriede und ſagte: „Fritz, Du mußt zu dem Richter und ihm das Alles vortragen. Du mußt auch Nik ſprechen, Dir wird er ſagen, was er Anderen verſchweigt. Oh, wenn ſie nur mich zu ihm ließen. Ich wollte bald Licht ſchaffen, blind wie ich bin."

Auch der Pfarrer ſtimmte bei. Fritz ſolle einen Verſuch machen, zu dem Gefangenen durchzudringen. „Gehe, mein Sohn, ehe die Nacht anbricht", ſagte der Prediger. „Die Herren vom Gericht ſind nicht allzulange auf ihrer Amtsſtube zu finden."

„Ich gehe, wie ich bin", erwiderte Fritz, indem er ſeine Hand tröſtend auf die Elfriedens legte. „Mir ſelbſt drückt es auf der Seele, daß wir nur ja thun, was irgend möglich iſt. Das Ende legen wir in Gottes Hände."

Damit machte der wackere, junge Theologe sich auf den Weg. Am Thore fiel ihm auf, daß noch immer ein Schutzmann die Ausgänge bewachte, und ihn mit seinen Blicken verfolgte, als er so eilig den Weg nach der Stadt einschlug. Er aber beschleunigte seine Schritte, um noch vor Ablauf der Geschäftsstunden auf der Gerichtskanzlei einzutreffen.

Siebzehntes Kapitel.

Als Fritz das düstere Amtsgebäude erreicht hatte und durch die dunkeln Gänge desselben dahinschritt, zog ihm der Gedanke das Herz zusammen, daß irgendwo in diesen kellerartigen Räumen der kränkliche, furchtsame und schreckhafte Jugendfreund hinter vergitterten Fenstern sitze, und unwillkürlich kam ihm die Sorge, ob der aufgeregte, phantastische Geist des Jünglings diese Eindrücke ohne Schaden überstehen werde, die selbst ihn, den Gesunden, beklemmten. Mit vor Aufregung zitternder Hand klopfte er an der Thüre, an der der Name des Untersuchungsrichters angeschrieben war. „Welch' furchtbare Verantwortung", dachte er dabei, „liegt doch in den Händen eines solchen Mannes, dem das Leben eines Menschen und das Lebensglück einer ganzen Familie auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist!" Von innen ertönte jetzt ein barsches „Herein!" und Fritz sah sich alsbald einem hochgewachsenen, breitschultrigen jungen Beamten gegenüber, dessen Gesicht von zahlreichen Narben entstellt war, und der in burschikosem Tone nach seinem Begehren fragte.

Als Fritz erklärte, er glaube in der Angelegenheit des Freiherrn von Altenbrück einige Angaben machen zu können, musterte der Beamte ihn schärfer, und mit einem gedehnten „So" setzte er sich auf die Kante eines Tisches und sagte: „Da schießen Sie los."

Fritz sah sich nach einem Stuhle um, als der Untersuchungsrichter aber diesen Blick nicht zu verstehen schien, begann er seine Erzählung. Er bestritt, daß Nik einer solchen That überhaupt fähig sei. Sodann machte er auf den geheimen Verkehr zwischen Nik und Johann Müller aufmerksam und sprach seine Ueberzeugung aus, daß der Letztere irgendwie bei der Sache betheiligt sei.

Der Beamte lachte. „Wenn Sie sonst nichts zu sagen haben", erwiderte er, „so hätten Sie mir die Zeit sparen können. Das weiß ich auch, daß dieser Müller dahinter steckt. Er hat den jungen Herrn zu dem verzweifelten Diebstahle getrieben, aus dem durch das unglückliche Erwachen des Alten ein Vatermord wurde."

Fritz erbleichte und sah den Richter mit dem Ausdrucke des tiefsten Entsetzens an, denn er glaubte, was dieser so leichthin mittheile, müsse nach Nik's eigenen Aussagen unwiderleglich feststehen. Der Beamte lächelte. Ihm war es schmeichelhaft, daß seine Mittheilungen solchen Eindruck auf Fritz machten, und so ließ er sich herbei, dem jungen Theologen seine scharfsinnigen Maßregeln des Näheren zu erläutern. „Ich nahm die rothe Kanaille genau in's Gebet", sagte er in seiner rohen Weise, „und verlangte zu wissen, was er in den letzten

Wochen faſt täglich mit dem jungen Herrn zuſammenzuſtecken hatte? Anfangs machte der Menſch Ausflüchte, als ich ihm aber ſagte, ich würde ihn ſo lang hinter die Gitter ſtecken, bis ihm die Sache wieder einfalle, rückte er heraus, der Baron habe ſeine Schweſter unglücklich gemacht und dafür habe er einen Schadenerſatz von tauſend Thalern für das Mädchen verlangt und habe gedroht, ſich an die Eltern zu wenden, falls der junge Herr nicht zahle. Der habe bei verſchiedenen Wucherern vergebliche Verſuche gemacht, das Geld aufzutreiben, und habe immer neue Friſten erbettelt. Darüber und über nichts Anderes will er mit dem Barönchen geſprochen haben. Nun iſt ſeine Schweſter eine Dirne, die gar keine Anſprüche ſolcher Art zu machen hatte, und man muß ſchon, wie dieſer junge Altenbrück, hinter der chineſiſchen Mauer eines Schloſſes erzogen ſein und von der Welt gar nichts wiſſen, um ſich in einer ſolchen Hafenſchlinge fangen zu laſſen. Einen Augenblick dachte ich, ich wolle den rothen Hallunken, der durch ſeine Drohungen den jungen Mann in's Verderben gehetzt, feſtſetzen und ihm wegen Erpreſſung den Proceß machen, aber ich hätte dann meinen beſten Zeugen verpufft. Ein gutes Bild, nicht wahr? Den Angeklagten als Haſen, den Zeugen als Schrot Nr. 5 gedacht", und er lachte überlaut über ſeinen eigenen Witz. Als Fritz nicht einſtimmte, fuhr er fort, indem er beide Hände behaglich in die Taſchen ſteckte, und ſein breites narbenreiches Geſicht zu einem plumpen Grinſen verzog: „Wiſſen Sie, aufgeſchoben iſt

nicht aufgehoben. Die Reihe kommt auch an ihn; einstweilen aber handelt es sich darum, wo das Geld steckt, und das wird er leichter verrathen, wenn er sich draußen in scheinbarer Freiheit bewegt, als wenn wir ihn hinter Schloß und Riegel setzen. All' unser Suchen war nämlich bis jetzt umsonst. Bei dem Graben an dem alten Brunnen wurde nichts entdeckt als dieser Ring."

Mit diesen Worten nahm er aus einer Schublade den Goldreif, den der junge Theologe recht wohl kannte. Fritz nahm ihn in die Hand und sagte: „Es ist der Verlobungsring meiner Schwester, den ich am selben Abende in ihrem Auftrag dem Baron zurückbrachte."

„Donner!" fuhr der Beamte auf. „Sie wollten der Schwager des Herrn von Altenbrück werden?"

„Nein, das wollte ich eben nicht", erwiderte Fritz in abweisendem Tone. „Ich sagte, daß ich ihm den Ring zurückgab."

Nun schien dem jungen Juristen die Mittheilung verständlicher. „Ach so, Sie erkannten den Vogelleim. Ein wahrer Don Juan, dieser Altenbrück", lachte er; als aber Fritz die Stirne runzelte, fuhr er ernster fort: „Nun also, der junge Herr hat das Alles zugegeben. Er gesteht, daß er alle möglichen Versuche gemacht habe, das Geld für die Müller aufzutreiben; er gesteht, daß er die Großmutter des Mädchens — auch eine schöne alte Vogelscheuche — noch am selben Tage nur dadurch an der Anzeige der Sache verhinderte, daß er ihr sofortige Zahlung von tausend Thalern versprach. An

dem Verbrechen ſelbſt aber will er natürlich unſchuldig ſein."

Fritz athmete auf und trocknete den Schweiß ab, der auf ſeiner Stirne perlte. „Gottlob", ſagte er.

„Ja was gottlob", ſpottete der junge Richter. „Sie wiſſen ja, daß die einzige Thüre, durch die man zu dem Schlafzimmer des Ermordeten gelangen konnte, die des Angeklagten war, daß beide ſich haßten, daß der alte Baron ſich ſogar ſo weit vergaß, den Sohn vor verſammelter Geſellſchaft zu ohrfeigen, daß ſeine eigene Mutter ihn für ſchuldig hält, was wollen Sie da noch zu ſeinen Gunſten ſagen?"

„Daß er es dennoch nicht gethan hat", erwiderte Fritz ruhig. „Seine Mutter war nur das Echo ihrer albernen Schweſtern und Freundinnen, die den jungen Mann für einen Karl Mohr anſehen, weil er ſich zuweilen betrank. Uebrigens kann ich Sie mit Beſtimmtheit verſichern, daß Frau von Altenbrück dieſe Meinung längſt wieder aufgegeben hat, und jetzt felſenfeſt an die Unſchuld ihres Sohnes glaubt."

Der Richter zuckte die Achſeln, und Fritz fuhr fort: „Die Sache mit der leichtſinnigen Käthe Müller mag ihre Richtigkeit haben, der Pfarrer ſagte mir davon, das Geld aber wollte ihr Bruder nicht für ſie, ſondern für ſich, um nach Amerika auszuwandern."

„Nach Amerika?" fragte der Beamte. „Das wäre ein Novum. Woher wiſſen Sie das?"

Fritz erzählte, wie ſein Vater hinter Müller's heim-

liche Reisepläne gekommen sei, und setzte dann hinzu: „Wer von den drei Müllers das Geld hat, weiß ich nicht, aber der, der es hat, behält es und theilt nicht mit den Andern, dessen können Sie gewiß sein. Für Johann war diese ganze Geschichte sicher nur ein Vorwand."

Der Beamte ging ein paar Mal die Stube auf und ab. Dann sagte er: „Der Alibibeweis des Müller beruht nur auf dem Zeugniß seiner Familie. Man könnte immerhin die ganze Sippschaft einziehen, aber so bekommen wir das Geld nicht, das Müller allein der Mitschuld überführen könnte. Ich will noch ein paar Tage damit warten. Haus und Garten werden jetzt schon überwacht. Halten auch Sie die Augen offen. Vielleicht begeht der rothe Hallunke doch eine Unvorsichtigkeit, bei der wir ihn fassen können."

In diesem Augenblicke klopfte es leise an der Thüre. Der Richter rief ein donnerndes Herein, worauf ein schnauzbärtiger alter Diener erschien und sagte: „Ich melde gehorsamst, daß der gefangene Baron schon wieder Wein begehrt. Er ist aber schon ganz betrunken."

„Immer zu", rief der junge Beamte. „Er mag sich um den Verstand trinken, aber gestehen soll er. Wenn das Elend über ihn kommt, werden wir die Wahrheit schon erfahren."

„Aber", rief Fritz entrüstet, „heißt das die Gefangenen bessern?"

„Bessern kann er sich im Zuchthause", sagte der Jurist, „dort hat er Zeit genug; hier hat er nur zu ge-

ſtehen, dann können Sie ihn beſſern ſo viel Sie wollen.“ Dabei lachte er, und baumelte, auf ſeinem Tiſche ſitzend, mit den Beinen.

„Aber Sie ruiniren ihm ſeine Geſundheit“, zürnte Fritz.

„Wir ſind auch keine Klinik, mein Beſter“, höhnte der Andere. „Uebrigens hat er als reicher Mann das Recht der Selbſtverpflegung. Ich heiße ihn nicht, ſich betrinken, er thut es aus eigenem Antriebe.“

„Wieder eines der gefährlichen Vorrechte der Reichen“, dachte der junge Theologe, aber die Rohheit dieſes Menſchen empörte ihn. „Erlauben Sie, daß ich den Gefangenen beſuche?“ fragte er unmuthig. „Mir wird er Alles ſagen, verlaſſen Sie ſich darauf. Er hatte keine anderen Freunde als mich und meine Schweſter.“

Der Beamte ſah Fritz mit prüfendem Blicke an, dann nahm er Elfriedens Ring vom Tiſche und ſagte: „Gut, bringen Sie dem Gefangenen dieſen Ring. Erzählen Sie ihm, wo man ihn gefunden. Fragen Sie ihn, ob er ihn beim Graben im Garten verlor, und ſuchen Sie herauszubringen, wo das Geld ſteckt. Sie können ſich ja erbieten, es ihm aufzubewahren. Bringen Sie ihn zum Reden, verſtehen Sie. Es iſt nicht ſchwer, denn er iſt meiſt betrunken. Entweder er ſingt oder er ſchwimmt in Thränen. Lange wird er nicht mehr Stand halten, aber vor der Hand leugnet er noch immer.“ Damit entließ er Fritz und gab dem Diener Befehl, den Herrn zu dem Gefangenen von Altenbrück zu führen. Fritz nahm den

Ring an sich, ohne etwas zu erwidern, und schritt zur Thüre. „Gleich nachher kommen Sie wieder hierher", rief der Mann des Gesetzes ihm nach. „Ich muß Alles zu Protokoll nehmen, was Sie erfahren."

So schritt denn der junge Theologe durch die langen finsteren Gänge, viele Treppen hinauf und wieder hinab, bis sie nach einem hohen Seitenflügel kamen, wo der Diener Halt machte. Es war schon ziemlich spät geworden, und fast dunkel in dem Gange. „Hören Sie nur, wie er schreit", sagte der Amtsdiener. Aus einer Zelle erschallte ein heiseres Brüllen. „Es ist nicht schön und auch nicht angenehm, den eignen Vater zu ermorden", sang eine abgeschrieene, weintrunkene Stimme. Ein eisiger Schauer überlief den jungen Mann. „Er ist wahnsinnig geworden", sagte er. Der Gefängnißwärter öffnete, und Fritz trat mit ihm ein. Aber Nik saß im Dunkeln. Er sah nicht, wer da war. „Nun, bekomme ich noch Wein?" sagte er unwirsch, den Kopf wendend.

„Nein, aber Gesellschaft", erwiderte der Schnauzbart.

„Einen Mitgefangenen", lachte Nik höhnisch. „Hat er auch seinen Vater ermordet?" Bei diesen Worten erhob er sich taumelnd vom Tische, als er aber Fritz ganz aus der Nähe in das Antlitz gesehen, fuhr er entsetzt zurück, so daß er mit dem Rücken an die Wand stieß, und mit beiden Händen sich an sie ankrampfend, dort wie ohnmächtig kleben blieb.

Der Wärter zündete gelassen das Licht an, das er mitgebracht, und verließ die Stube. Fritz erblickte eine

geweißte Kammer, ein einfaches Bett, einen Tiſch, auf dem eine Bibel lag, und zwei Stühle bei dem vergitterten Fenſter. Auf dem Fenſterſimſe ſtand ein Glas und drei leere Flaſchen. Nik ſchien ſich indeſſen geſammelt zu haben. Der Freund trat auf ihn zu, und ſchaute ihm ernſt in die Augen. Der Gefangene verzog ſein bleiches Geſicht, er wollte lächeln, aber plötzlich fing ſein Unterkiefer an zu zucken, und ſeine Lippen verzogen ſich, als ob er mit dem Weinen kämpfe, dann ſtieß er heiſer und mit ſichtbarer Anſtrengung die Worte hervor: „Glaubt Elfriede, daß ich der Mörder ſei?“ Seine Füße taumelten noch, aber in ſeinem Kopfe ſchien es plötzlich hell geworden zu ſein.

Fritz ſchaute ihn ernſt an. Er überlegte einen Augenblick, ob es nicht gerathen wäre, den Trunkenen darüber im Zweifel zu laſſen, damit er ſich um ſo vollſtändiger ausſpreche, aber Nik's Angeſicht nahm immer mehr den Ausdruck qualvollſter Seelenpein an, und mit einem Tone der Verzweiflung, der Fritz durch das Herz ſchnitt, rief er: „Sie glaubt es, ſie glaubt es — ſage die Wahrheit, glaubt ſie es?“

Da erfaßte Fritz ein tiefes Erbarmen, und mit ernſter Herzlichkeit, die faſt etwas Feierliches hatte, ſagte er: „Nicht einen einzigen Augenblick hielt Elfriede Dich einer ſolchen That für fähig.“

Wie ein Sonnenſtrahl lief es über Nik's bleiches Antlitz, und Freude blitzte aus ſeinen Augen. „Dank Dir“, ſprach er, „danke. Nun iſt das Schlimmſte vorüber.

Wäreſt Du nicht gekommen, ſiehe, ich hätte mich in dieſer Nacht getödtet."

„Warum verzweifelſt Du am Leben, Nik, wenn Du frei biſt von Schuld?" antwortete Fritz, indem er ihm wieder prüfend in die Augen ſah. „Stehſt Du wirklich ganz rein da vor Gott und vor Deinem Gewiſſen?"

Nik erbleichte wieder und ſchlug die Augen nieder, dann verſuchte er, Fritz feſt anzuſehen, aber es gelang ihm nicht. „Sei offen, Nik", ſagte Fritz. „Du haſt in den letzten Tagen viel mit dem Rothen verkehrt, und Du weißt, daß Dir nie etwas Gutes aus dieſem Verkehre erwachſen iſt."

Wieder würgte ſich Nik mit ſeinem Schmerze; wieder zuckte es um ſeinen Mund, als ob er im nächſten Augenblicke in Thränen ausbrechen werde. In dem erſten Verhöre, nachdem man ihn hier eingebracht, hatte er trotz ſeiner Geiſtesverwirrung mit der Schlauheit eines Irrſinnigen die Auslieferung der Schlüſſel an Müller verſchwiegen. Auch jetzt konnte er ſich nicht entſchließen, eine Uebereilung einzugeſtehen, die ihn zum Diebsgenoſſen ſtempelte, ja ihn als mitverantwortlich an dem Morde des Vaters erſcheinen ließ. Sich hart an Fritz vorüberdrängend, warf er ſich auf einen der beiden Stühle bei dem Tiſche und ſagte dumpf vor ſich hin: „Ich weiß von nichts."

Fritz ſetzte ſich an das andere Ende des Tiſches und ſprach: „Du hatteſt dem Rothen das Geld verſprochen. Du mußt wiſſen, wo es geblieben iſt."

Nik trommelte mit den Fingern auf dem Tiſche, und ſagte zornig: „Nein, ich weiß es nicht.“

„So“, erwiderte Fritz in vorwurfsvollem Tone, „dann will ich Dir etwas zeigen, was Du beim Graben im Garten verloren haſt.“

Nik blickte befremdet auf. „Unter den Tannen“, fuhr Fritz ruhig fort, indem er in der Taſche nach dem Ringe ſuchte, „im Reiche der Brunnenfrau, wie Du ſagen würdeſt, fanden ſie dieſes“, und er ſchob Nik Elfriedens Ring hin.

Nik betrachtete den kleinen goldenen Reif und fuhr alsbald in convulſiviſchem Schrecken zuſammen. In unſinnigem Entſetzen ſprang er auf, und ſich gegen die Wand ſtemmend, rief er: „Wieder ſchickt ſie ihn mir, zum dritten Male! Sie läßt nicht von mir.“

Der junge Theologe dachte, er iſt verrückt geworden. Theilnehmend faßte er ihn an der Hand und zog ihn nach ſeinem Sitze. „So erzähle doch“, ſagte er, „was iſt denn geſchehen, ſeit ich Dir bei dem Altar dieſen Ring zurückbrachte?“

Aber Nik fuhr fort zu zittern. Dann ſagte er leiſe: „Ich gab als Knabe den Ring der Pſyche am breiten Gange; er verſchwand und kam bei der Brunnenfrau wieder zum Vorſchein. Ich gab ihn Deiner Schweſter, aber er haftete nicht an ihrer reinen Hand. — Am Altar brachteſt Du ihn mir wieder. Da ſah ich ein, daß die Brunnenfrau ältere Anrechte an mich habe, und um Mitternacht warf ich ihn in die Ciſterne und verlobte

mich feierlich der weißen Frau. Sie ſtieg greifbar vor mir auf; ſie war mir ſo nah wie Du hier" . . .

„Unſinn", erwiderte Fritz. „Es war nebelig an jenem Abende. Auch ich ſah die Wolke, als ich Dich verließ."

„Warte nur", ſchrie Nik ungeduldig. „So habe ich ſie noch nie geſehen, wie damals. Als ich nach ihr greifen wollte, entwiſchte ſie mir, aber ſie jagte vor mir her, ſchließlich war ſie verſchwunden, aber als ich auf den breiten Gang kam, was glaubſt Du, daß ich da ſah?"

Fritz zuckte ungeduldig die Schultern.

„Die Geſtalt der Pſyche war herabgeſtiegen von ihrem Poſtamente. Sie ſtand ruhig an der Erde und blickte vor ſich hin, als ſuche ſie etwas. Dieſen Ring ſuchte ſie."

„Er iſt irrſinnig geworden", dachte Fritz auf's neue. „Die Figur konnte doch nicht von ſelbſt herabſteigen", rief er aus. „Warum trateſt Du nicht näher, um Dich zu überzeugen, ob das Mondlicht Dich nicht täuſchte?"

„Der Mond war ſchon hinunter", erwiderte Nik. „Auch graute es mir. Ich weiß kaum, wie ich auf mein Zimmer gekommen bin. Dort ſchlief ich in dem großen Lehnſtuhle vor Ermüdung ein. Ich weiß nicht, wie lange ich da geſeſſen habe, aber plötzlich tappte mir eine kalte Hand in das Geſicht. Ich fuhr auf und ſah am Fenſter etwas Weißes hin- und herwallen. Da ſagte ich wie Du, es iſt der Nebel, ſtand auf und machte Licht. Aber ich fühlte wohl, wie die kalte Hand mir wieder gegen meinen Nacken griff. Wieder ſage ich, es iſt ja nur der

Nebel, und rasch entschlossen wende ich mich um, um das Fenster zu schließen, da steht sie riesengroß mit ausgebreiteten Armen vor mir und bewegt sich mir entgegen, um mich zu ergreifen. Ich fühle noch, wie mein Haar sich sträubt, wie mein Blut zu Eis gerinnt, dann stürze ich zusammen. Aber mitten in dem Starrkrampf sah ich, wie sie sich über mich beugte. Sie grinste mich höhnisch an. Bald war sie verschwunden, bald kam sie wieder näher und näher. Ich wollte um Hülfe rufen, aber es war kein Laut in meiner Kehle. Immer war sie über mir, bald warf sie mir entsetzliche Blicke zu und sagte mit funkelnden Augen: ‚Dieb, Dieb!'" Fritz horchte befremdet auf und sah Nik prüfend an. Dieser aber beachtete den Blick nicht und fuhr unbefangen fort: „Dann streichelte sie mich wieder mit ihrer kalten Hand und wollte mich küssen. Aber sobald sie mir ganz nahe gekommen, zog sich ihr weißes Gesicht in die Länge und es zerfloß wie Nebel. Endlich hörte ich Geräusch, es klopfte, man rief mich. Ich wollte mich ermannen, aber der Starrkrampf lähmte jede Bewegung. Dann fühlte ich einen scharfen Geruch, der mir prickelnd in das Gehirn aufstieg, ich empfand einen Schmerz am Herzen und erwachte. Da waren sie, mich zu holen. Das Weitere weißt Du." Er schwieg und sah traurig vor sich hin, aber die Weindünste schienen nun gänzlich verflogen.

„Warum glaubst Du", fragte Fritz in tiefem Ernste, „daß das Gespenst Dich Dieb nannte?"

Nik fuhr zusammen. Er wollte etwas sagen, dann

Gartenwege sei von ihrem Postamente herabgestiegen, und ähnliches ungereimtes Zeug. Als er sich dann in seiner Stube Licht machte und das Fenster schließen wollte, sah er seinen eigenen Schatten auf dem quirlenden Nebel draußen für das Schloßgespenst an. Da er sich mit ausgebreiteten Armen, um die Fensterläden zu schließen, hinausbeugte und das Licht hinter ihm stand, beugte natürlich die Schattengestalt sich ihm entgegen, er aber glaubte, sie wolle ihn umarmen, und fiel, überreizt wie er war, in Ohnmacht. Diese Zeit benutzte der Verbrecher, um durch seine Stube einzudringen."

„Nein, Verehrter", erwiderte der Richter. „Das Verbrechen fand bald nach elf Uhr statt, denn um diese Zeit heulte der Hund des Barons und kratzte wie verzweifelt an der Thüre. Der junge Baron aber behauptet, er sei erst nach Mitternacht heimgekehrt."

„Nun, dann ist er es ja um so weniger gewesen", erwiderte Fritz.

„Behauptet, sage ich", widerholte der Beamte. „Er hat allerdings nach der That sich wieder in den Garten begeben, um die Spuren seines Verbrechens zu vertilgen und das Geld zu verbergen. Denn das soll er einem Andern weismachen, daß er bei dieser Jahreszeit zu seinem Vergnügen bis Mitternacht im Garten gesessen habe."

Fritz erbleichte. Ihm war schon damals aufgefallen, wozu Nik denn um so späte Stunde sich noch im Garten herumtreibe?

„Entweder", fuhr der junge Jurist fort, „rückt er mit

dem Geſtändniß heraus, wo er bis zwölf Uhr geweſen, oder gibt einen vernünftigen Grund an, warum er im Garten geblieben; wenn nicht, ſo nehme ich an, er war auf ſeiner Stube und ging erſt nach dem Morde in den Garten, um das Geld bei Seite zu ſchaffen. Dann iſt Alles klipp und klar, und ich brauche keine weiße Damen, Brunnenfrauen und Brockengeſpenſter."

„Wohl", ſagte Fritz traurig, „aber der Arzt hatte doch auch den Eindruck, daß er ſogar bei ſeinem Erwachen noch Geiſter ſah."

„Kann ſein", erwiderte der Richter, indem er die Achſeln zuckte. „Der junge Mann iſt kein verhärteter Sünder, im Gegentheil ein Gemüth wie Butter, nur ruinirt durch den Wein und die Frauenzimmer. Er mag das Ganze im Delirium gethan haben, wie der Doktor meint, und als ihm dann klar ward, er habe einen Vatermord verübt, möglich daß da die Furien ihn ergriffen, daß er ſich mit Banko's Geiſt herumſchlug, und die Statuen von den Poſtamenten ſtiegen, um ihn zu verfolgen. Nur mit Starrkrampf und ſolchen Geſchichten bleiben Sie mir vom Leibe. Meine Leute ſahen deutlich, daß er ſich noch regte, als ſie eindrangen."

Fritz war tief niedergeſchlagen und wagte nicht zu widerſprechen. „Wo war Müller um elf Uhr?" fragte er nach einer Pauſe.

„Bei ſeiner Großmutter und Schweſter, um ihnen Bericht zu bringen, daß der junge Herr zahle. Die beiden Weibsperſonen ſind bereit, es zu beſchwören."

Fritz ſchüttelte nachdenklich den Kopf.

„Alſo ſonſt haben Sie nichts ermittelt?“ fragte der Richter.

„Er verſichert ſeine Unſchuld“, erwiderte Fritz, „aber in ſeinen Beziehungen zu Müller iſt auch für mich noch ein dunkler Punkt.“

„Hic haeret aqua“, erwiderte der Andere. „Wenn Sie ſich getrauen, das aufzuhellen, ſo können Sie morgen noch einmal zu ihm gehen. Ich werde Befehl geben, Sie einzulaſſen. Wir müſſen durchaus herausbringen, wo das Geld verblieb. Hätte der Rothe dasſelbe wirklich erhalten, ſo würde ich ihn natürlich als Anſtifter einziehen.“

Fritz dankte für die Erlaubniß, Nik nochmals ſehen zu dürfen, und kehrte in tiefem Sinnen nach Hauſe zurück. Dort erzählte er Elfrieden jedes Wort, das er mit Nik geſprochen. Sie weinte leiſe vor ſich hin. „Wie glücklich bin ich“, ſagte ſie, „daß ich mich nicht getäuſcht. Du wirſt ſehen, daß er unſchuldig iſt.“

Als Fritz am folgenden Morgen wieder bei Nik eintrat, ſaß derſelbe leſend am Tiſche. Er hatte Elfriedens Ring am Finger, und die Bibel lag aufgeſchlagen vor ihm.

„Du haſt Dich an die rechte Quelle des Troſtes gewendet“, ſagte Fritz, als er Nik's Beſchäftigung ſah, und mit Vergnügen gewahrte, daß dieſes Mal keine Weinflaſche zur Hand war. Der bleiche Gefangene ſchlug die überwachten, roth geränderten Augen zu dem Beſucher

auf und lächelte: „Ich wundere mich, daß Du es für erlaubt hältst, aus der Bibel sich Orakel zu holen. Von Dir habe ich diesen Aberglauben gelernt.“

„Ich habe die Ueberzeugung“, sagte Fritz ruhig, „daß jedes dieser Worte zu unserer Belehrung und Heiligung geschrieben ist. Was sollte also Böses dabei sein, sich für jeden Tag hier eine Losung zu holen? Schon oft ist eine solche Tageslosung mir ein Stern gewesen in dunkler Stunde.“

„Nun gut“, erwiderte Nik, „ich suche diesen ganzen Morgen Antwort auf die Frage, welches mein Schicksal sein wird, aber die Losungen widersprechen sich, und eine straft die andere Lügen.“

„Das heißt das Wort mißbrauchen“, zürnte Fritz. „Nicht heidnische Orakel sollst Du hier suchen, sondern Losungen für Dein Leben. Was Dein Schicksal sein wird, muß Dir Dein eigenes Gewissen verkünden.“

Nik schlug das Buch zu. „Gut, so wollen wir es lassen. Leider sagt mir mein Gewissen weniger als Du meinst“, setzte er dann trotzig hinzu.

„Du wolltest mir gestern noch etwas mittheilen, Nik“, sagte Fritz ernst. „Hast Du heute Dein Herz wieder zugeschlossen, das Du gestern mir zu öffnen im Begriffe warst?“

„Das, was ich zu sagen habe“, sprach Nik, trüb vor sich hin sehend, „würde die Sache nur verwirren, mich sogar ungerecht belasten, und beweisen könnte ich es doch nicht. Es würde als ein halbes Geständniß ausgelegt

werden, und der einzige Zeuge, den ich habe, würde mich Lügen strafen, da er selbst der Thäter ist. Kann man mich verurtheilen auf das hin, was gegen mich vorliegt, so würde man es nach meiner Mittheilung erst recht können. Muß man mich freisprechen, so habe ich jene Mittheilung besser nicht gemacht, da sie mich ganz ungerechtem Verdachte preisgibt. Ist Alles zu Ende, dann will ich Dir sagen, was ich noch zu sagen habe, wenn Du mir schwörst, es treu zu bewahren wie eine Beichte."

Fritz schüttelte ernst das Haupt. „Aus dem Allem", sagte er, „geht hervor, daß Du bis zu einem gewissen Punkte Dich schuldig fühlst, wenn Du auch die tragische Wendung nicht voraussahst."

Nik neigte leise das Haupt, als ob er diese Frage bejahe.

„So wirf doch das Geheimniß von Deiner Seele", rief Fritz dringend. „Es liegt wie ein Stein auf Dir, und erdrückt Dich. Du wirst erst wieder athmen können, wenn Wahrheit ist zwischen Dir und Deinen Brüdern!"

„Nein", sagte Nik traurig. „Ich sagte Dir, daß die Sache dadurch nicht heller wird, sondern dunkler."

„Mir ist schon jetzt nichts mehr dunkel", erwiderte Fritz streng. „Warum nannte die weiße Frau, die Ausgeburt Deines bösen Gewissens, Dich einen Dieb? Mörder nannte sie Dich nicht, aber einen Dieb!"

Nik erbleichte. Er fühlte, daß er sich unbewußt be-

reits verrathen habe, und ſtützte beſchämt ſein Geſicht in beide Hände. Und wieder mahnte Fritz in herzlichem Tone: „So erleichtere doch Deine Seele, mein armer, armer Freund! Geſtehe, nimm Deine Strafe auf Dich! Oh, wenn Du wüßteſt, welche Wohlthat dem kranken Herzen die Sühne iſt, welcher Balſam, welcher Troſt! Du würdeſt es bald empfinden, daß die Strafe nur ein Gegenreiz iſt, der den viel ſchlimmeren Seelenſchmerz ablenkt, das Aetzmittel, das die Wunde reinigt. Gewiß, Nik, es iſt ein Geheimniß dabei. Der Sünder ſoll leiden, der Chriſt will leiden, er freut ſich, daß er leiden darf. Dein wundes Gewiſſen wird nie ausheilen, wenn Du Dich einer Strafe entziehſt, die Du verdient haſt. Was daraus wird, wenn Du bekennſt, das überlaſſe Gott, er iſt barmherzig, und wird Dich ſchon wieder auf die Füße ſtellen, wie tief Du auch gefallen ſein magſt.“

„Fritz, lieber Fritz!“ rief Nik, und Thränen ſtanden ihm in den Augen, „oh, wenn Du wüßteſt, wie Du mein Herz zerreißeſt, wie ich Dich liebe, Dich und Elfrieden. Aber ihr verſteht mich nicht. Ich will ja Strafe erdulden, ich will ja leiden, obwohl ich nicht ſchuldig in Deinem Sinne, und auch in Deinem Sinne kein Chriſt bin. Was über mich kommen ſoll, wird kommen. Ich weiß, es waltet ein böſer Stern über mir. Dieſen Ring, den ich am Finger trage, habe ich einſt mit Gold ausgelöſt, das ich meiner Mutter entwendete. Darum läßt mich die, die ihn mir wieder ſchickte, als Dieb enden.“

Er ſchaute mit einem ängſtlichen Ausdruck hinter ſich,

als ob ihm wieder ein Schauder über den Rücken kröche. „Sie wollte keine gestohlenen Gaben", flüsterte er. „Auch Psyche, mit der ich mich zuerst verlobt, stieg von ihrem Postamente, um mich zu verfolgen. Der Rothe ist nur ihr Werkzeug. Ich soll zu Grunde gehen, sie läßt mich nicht los. Auch diese Nacht war sie da. Oh, sie sind fürchterlich, diese Nächte!"

Nik sagte das Alles leise und schnell vor sich hin. Er war bleich, und seine Lippen bebten. Fritz schaute ihm in die Augen und erschrak. Es waren die Augen eines Irrsinnigen. Der Wein des Untersuchungsrichters, die Aufregungen, die Einsamkeit, hatten ihr Werk vollbracht. Aber so sehr den jungen Mann schauderte, er bezwang sich und gab auf all' die wirren Reden keine Antwort, sondern, indem er zu seinem Hute griff, sagte er ruhig: „Also der rothe Müller ist der Mörder?"

Der Gefangene fuhr erschrocken auf, dann nickte er lebhaft mit dem Kopfe, während seine Augen gegen die Thüre abirrten, ob nicht irgend Jemand das verhängnißvolle Wort gehört habe?

„Ihr wolltet den Vater bestehlen, und Müller tödtete ihn, weil er euch überraschte", sagte Fritz.

„Ich nicht", flüsterte Nik. „Ich nicht. Ich war nicht dabei, Müller war es allein."

„Aber warum redest Du denn nicht, Unglücksmensch!" rief Fritz außer sich.

„Ich will leiden, ich muß leiden", sagte Nik. „Sie will es", er sah stier mit allen Zeichen des Entsetzens

nach der Wand. „Bleibe da, siehe hier kommt sie wieder.“ Fritz ergriff bei diesem offenbaren Ausbruche des Wahnsinns ein Schauder. Er beschloß, alsbald die Verbringung des Kranken in ein Spital zu verlangen, und klopfte dem Beschließer. Auch heute war derselbe sofort zur Stelle. Der junge Theologe sagte ihm, er möge bei dem Kranken bleiben, und obwohl Nik ihm hastige Zeichen machte, er wolle den Wärter nicht, ließ er beide allein, um den Untersuchungsrichter aufzusuchen.

Dieser saß heute auf einem hohen Schreiberbock an seiner Arbeit, und ohne denselben zu verlassen, drehte er sich gegen den Eintretenden und fragte: „Nun?“

„Ihre Methode hat gewirkt“, erwiderte Fritz bitter, „Baron von Altenbrück ist wahnsinnig geworden.“

„Pah“, rief der junge Mann, seinen Bart drehend. „Ein wenig Delirium. Das geht vorüber. Hat er Ihnen nichts anvertraut?“

„Er beschuldigt Johann Müller“, erwiderte Fritz.

„Der in der Stunde der That gar nicht im Hause war“, sagte der Beamte kalt.

„Das alte Weib und die schlechte Dirne können lügen“, rief Fritz zornig.

„Möglich, aber wie kam Müller dann durch das Zimmer des jungen Herrn in die Wohnung des Barons?“ fragte der Andere.

„Er kann des jungen Freiherrn Schlüssel gestohlen oder gefunden haben“, meinte Fritz.

„Er kann, und kann und kann; das Alles sind Mög-

lichkeiten, aber keine Beweise", sagte der Richter grob. Der junge Beamte war zu weit gegangen gegen den Angeklagten, nun wollte er nicht Unrecht haben. Nik sollte schuldig sein.

„Ich muß darauf bestehen, daß der Gefangene in das Spital verbracht wird", erwiderte Fritz heftig. Der Jurist schaute ihn hochmüthig von der Seite an. Dann erwiderte er kalt: „Zu einem solchen Antrag sind Sie nicht legitimirt. Seine Mutter kann bei dem Oberlandesgericht derlei Wünsche vortragen. Ihnen steht das nicht zu."

„So lassen Sie mich ihn wenigstens so lang pflegen", rief Fritz glühend vor Entrüstung, „bis die Sache entschieden ist."

„Im Gegentheil", erwiderte der Beamte, „bei Ihrer Parteinahme für den Gefangenen, muß ich Ihnen den weiteren Zutritt zu ihm verbieten."

„Sie wollen ihn also an Leib und Seele zu Grunde richten?" rief Fritz entrüstet. Dem jungen Richter schoß bei diesem Vorwurfe das Blut in den Kopf, und sein von Schlägerhieben zerfetztes Gesicht verzerrte sich. Er sprang von seinem Sitze herab, riß die Thüre auf und brüllte: „Hinaus! Sie haben hier überhaupt nichts weiter zu suchen, bis ich Sie als Zeugen vorführen lasse! Verstanden!"

Fritz selbst war es nun leid, daß er sich von seiner Hitze hatte hinreißen lassen. Aber er war noch allzu erregt, um sich zu entschuldigen. Vielmehr verließ er hoch

aufgerichtet die Stube des rohen Burſchen und begab ſich hinüber in das Schloß, um mit der Baronin wegen einer Eingabe an das Gericht Rückſprache zu nehmen. Freilich konnte eine ſolche im beſten Falle erſt nach Tagen Nik in beſſere Umgebung bringen, und wer konnte wiſſen, ob es dann nicht zu ſpät war.

Achtzehntes Kapitel.

Die verwittwete kleine Baronin war eine seltsame Frau. All' die Jahre hatte sie am hellen Tage Gottes lieben Sonnenschein nicht sehen wollen, weil ihr Mann ihr im Lichte stand, jetzt, da nach der Meinung der Welt die Nacht der Trübsal über sie hereingebrochen war, lebte sie in einer gewissen Vergnüglichkeit dahin und sah Alles in rosigster Beleuchtung. Das Mißverständniß mit Nik mußte sich demnächst aufklären; Nik würde zu ihr zurückkehren, ein neuer Mensch werden, und sie würden dann zusammen auf dem Schlosse all' die entzückenden Einrichtungen treffen, an deren Ausführung sie bisher nur durch die Tyrannei ihres grimmen Ehevogtes verhindert worden war. Sobald sie sich von der ersten Bestürzung wieder erholt hatte, ging sie mit verhältnißmäßigem Frohsinn an die Ordnung ihrer neuen Verhältnisse, und setzte allen theilnehmenden Besuchern mit solcher Fröhlichkeit auseinander, wie sich nunmehr in ihrem Hause Alles herrlich und schön gestalten solle, daß diese den Eindruck hatten, die Erlösung von ihrem Ehejoche mache die thörichte Frau so glücklich, daß sie nicht einmal im Stande

ſei, das ſchwere Unglück ihres einzigen Kindes ernſthaft zu nehmen. In der That war ſie viel zu albern und zu egoiſtiſch, um ſich ihre ſchwere Lage anders zu erleichtern, als mit dem einfachen Mittel, daß ſie ſo wenig als möglich an dieſelbe dachte.

Für Niemanden war das kindiſche Gebahren und die roſigen Erwartungen der ſo raſch getröſteten Wittwe eine ſtärkere Reizung und Herausforderung, als für das altjüngferliche Gemüth ihrer Schweſter Klara, die ſich verpflichtet fühlte, die arme Cäcilie darauf vorzubereiten, daß Nik wahrſcheinlich würde hingerichtet, jedenfalls zu lebenslänglicher Einſperrung verurtheilt werden. So geſchah es denn, daß die beiden langjährigen Verbündeten, die gegen den verſtorbenen Freiherrn ſo treulich zuſammengeſtanden hatten, ſich nunmehr ſo gründlich veruneinigten, daß ſie nicht mehr gemeinſam ſpeiſten, überhaupt geſonderte Wege gingen, und Tante Klara in eifriger Correſpondenz mit ihrer Nichte Valentine ſogar ihre Ueberſiedelung nach der Reſidenz betrieb. Aber auch die anderen Freundinnen hatten der armen Baronin immer nur neue Beweiſe für Nik's Schuld vorzutragen, im beſten Falle vertröſteten ſie ihre theuere Cäcilie auf die öffentlichen Verhandlungen, die die volle Wahrheit an das Licht bringen müßten. Darüber kam es denn auch mit ihnen faſt zum Bruche. Denn ſo verſchroben die thörichte Frau auch war, ihr Mutterherz war doch ſo weit noch geſund genug, ſich aus dieſem troſtloſen Gerede ihrer Intimen lieber nach dem einfachen Gärtnerhäuschen zu

flüchten, wo Menſchen wohnten, die an Nik's Unſchuld glaubten, die etwas für Erleichterung ſeiner Lage thaten, und mit denen Nik ſelbſt am meiſten verkehrt hatte.

Die Gärtnersfamilie ſaß jetzt wieder Abend für Abend vor ihrem Hauſe, denn das Wetter war mild und freundlich geworden. Auf die trüben Herbſttage war ein warmer Nachſommer gefolgt, und die Oktoberſonne lag golden auf den Abhängen des Stromthals, das in buntem, herbſtlichem Blätterſchmucke prangte.

Auch heute trippelte die Baronin hinüber, um ſich von Fritz berichten zu laſſen, wie der Präſident des Oberlandesgerichtes die Eingabe aufgenommen habe, die ſie zuſammen ausgearbeitet hatten. Fritz hatte demſelben perſönlich vorgetragen, welchem Verfalle der junge Gefangene bei der Behandlung ſeines Unterſuchungsrichters entgegen gehe. Der alte Herr nahm ſeine Vorſtellungen nicht nur freundlich auf, ſondern zeigte ſich auch ſehr entrüſtet über das rohe Verfahren des jungen Richters. In warmen Worten ließ er der unglücklichen Mutter ſeine innigſte Theilnahme beſtellen, und ſie verſichern, daß ihren Beſchwerden ſofort abgeholfen werden ſolle. Die Baronin war aufgelöſt in Dank gegen Fritz und drückte ihm immer wieder ſeine großen, rothen Hände, während Frau Glimm und Elfriede ſie verſicherten, wie gern Fritz ſich der Sache annehme, und wie es ſich doch von ſelbſt verſtehe, daß er für ſeinen Freund thue, was möglich ſei. Die Kündigung der Gärtnerſtelle hatte die Baronin natürlich ſchon längſt zurückgenommen, und ſo

vertiefte sie sich mit dem alten Glimm in ein Gespräch, welche Aenderungen in der Verwaltung des Gutes vorgenommen werden müßten, um seinen Ertrag zu steigern. Da war denn Vater Glimm in seinem Elemente. Er zeigte der aufmerksam zuhörenden kleinen Frau, wie sich Alles wohlfeiler einrichten lasse. Statt Wein zu bauen, der nur alle drei Jahre reif werde, solle sie die Rebberge in Ackerland umwandeln, die Gartentrauben verkaufen, statt sauern Wein zu keltern, die Steine könne man selbst gewinnen, wenn man einen Steinbruch anlege, den Sandbruch und die Lehmgrube müsse man verpachten, kurz, sie solle alles das thun, was der Freiherr aus Hochmuth und aus Rücksicht auf seinen Stand unterlassen hatte. Die kleine Frau verstand von all' dem wenig, aber sie hörte doch eifrig zu, und es that ihr wohl, zu erfahren, daß sie Alles praktischer einrichten werde, als ihr Gemahl, der ihr doch sein Leben lang vorgeworfen hatte, daß sie ein wahres Lehrbuch des Unpraktischen sei.

Es war schon spät, als sie aufbrach, und Elfriede gab ihr am Arme von Fritz das Geleite bis zum Park. Als sie mit einem mütterlichen Kusse sich von dem blinden Mädchen verabschiedete, stand ihr fest, daß sie auch diesem lieben Kinde gegenüber sich ganz anders verhalten wolle, als ihr verstorbener Gemahl. Ihr schien, daß Nik gar nichts Besseres thun könne, als Elfrieden zu heirathen. Ein Makel blieb an ihm, auch wenn er frei ward, und Valentine, das wußte sie, würde das Ihre thun, um ihm eine standesgemäße Ehe zu erschweren.

Unzuträglichkeiten mit der Gesellschaft konnte die Verbindung mit der Gärtnerstochter nicht nach sich ziehen, da es sich von selbst verstand, daß eine Blinde außerhalb der Gesellschaft lebte. Wer aber wäre geeigneter gewesen, die Bewirthschaftung des Gutes auf möglichst verständige Weise zu besorgen, als der alte Glimm, der auch Takt und Bescheidenheit genug besaß, sich nicht als Schwiegervater lästig zu machen. So träumte sie sich eine schöne Zukunft, in der sie, befreit von der Tyrannei ihres übellaunigen Ehevogtes, in der lieben Gesellschaft der sanften Elfriede, ihre Enkel erziehen würde, die ja hauptsächlich der Großmutter gehören mußten, wenn die Mutter hülflos und blind war. Kurz, es waren nur sonnige und rosige Träume, die in ihr aufstiegen, als sie fröhlich singend den Weg nach dem Schlosse hinabging, nur freilich, daß all' ihre schönen Pläne mit dem bösen Nachsatze endeten: „Wenn er frei wird."

Während das Licht in dem Schlafzimmer der Baronin aufleuchtete, gingen die Zwillinge in der milden Abendluft noch eine Weile unter den alten Ahornstämmen des Parks hin und her, um zu berathen, was geschehen könne, um Müller zu überführen, von dessen Schuld sie sich je länger, je mehr überzeugt hatten. „Die gute Baronin", sagte Fritz, „ist in ihrer Phantasie schon über alle Berge, aber wenn es uns nicht gelingt, gegen Müller zwingende Beweise zu finden, so habe ich wenig Hoffnung. Auch wenn die Geschworenen ihn frei sprechen, bleibt Nik ein bescholtener Mann."

„Ach könnte ich dem häßlichen Müller nur in die Augen blicken", seufzte Elfriede, indem sie ihr blondes Köpfchen an die Schulter des Bruders lehnte, „ich würde ihm gewiß seine Schuld auf dem Antlitz ablesen. Wie deutlich ich ihn noch vor mir sehe mit seinem tückischen Blicke und seinem gefleckten Gesichte. Alles war an ihm unwahr, sein gekünsteltes Lächeln, jede Geberde, ja der Vater sagte einmal, er habe sogar einen lügenhaften Gang, denn jeder Schritt trage eine Geschäftigkeit zur Schau, die die Leute täuschen solle. Da war keine Bewegung, die nicht ein Werben um Beifall gewesen wäre, und man sah, daß er stets an den Eindruck dachte, den er auf Andere mache. Mitten unter allen Geräuschen erkenne ich noch jetzt seine hüpfenden Schritte. Ich würde sie aus Hunderten herausfinden, und immer steht dann die ganze widrige Gestalt mir deutlich vor Augen."

„Für mich ist sein Aussehen auch beweisend", sagte Fritz. „Er ist stets erhitzt, wechselt die Farbe; blickt man ihn an, so wagt er es nicht, die Augen aufzuschlagen, sehe ich weg, so verfolgt er mich argwöhnisch mit seinen grünen Schlangenblicken. Neulich sagte der Kutscher unten, jetzt erst sei man dem Rechten auf der Spur, da fuhr er zusammen, daß die Blumentöpfe klirrten, die er in dem Korbe trug. Das Alles sind für mich überzeugende Beweise, aber vor Gericht kann man nicht viel damit ausrichten."

„Weiß er, daß er beobachtet wird?" fragte Elfriede.

„Er müßte dümmer sein, als er ist", erwiderte Fritz,

„wenn er es nicht merkte. Der Schutzmann steht ja bei Tag und bei Nacht vor dem Gartenthore.“

„Dann wird er sich nicht fassen lassen“, sagte Elfriede. „Du weißt, wie der Vater ihn oft wegen Betrügereien in Verdacht hatte, und wie es doch niemals gelang, ihn auf der That zu betreten.“

„Hoffen wir, daß es Gott gefalle, den Schuldigen an's Licht zu ziehen“, sagte Fritz. „Wer weiß, was er wollte, als er Nik so schwer traf. Zunächst hat er den Armen nur in um so tiefere Finsterniß gestürzt, aber ich bin gewiß, daß ihm aus diesem Dunkel der Morgenstern aufgeht.“

Die Nacht war über diesen Gesprächen hereingebrochen, und beide Geschwister kehrten in das Haus zurück. Elfriede legte sich bald nieder, aber es kam kein Schlaf in ihre Augen. Allzusehr hatte sie das Gespräch mit Fritz aufgeregt, und sie zergrübelte ihren kleinen Mädchenkopf, was sie thun könne zu Nik's Rettung. Die Liebe, die sie zurückgedrängt, als sie erfahren, wie wenig Nik ihrer würdig war, und wie er sie nur als Kette und Hinderniß betrachte, stahl sich mit dem Mitleid, das sie für ihn fühlte, auf's neue in ihr Herz, und wenn sie an die Zärtlichkeit der Baronin dachte, wie mütterlich diese sie geküßt, wie sie ihr Haar gestreichelt, wie sie ihr zugeflüstert hatte, es werde noch Alles gut werden, so fing ihr armes, unruhiges Herz auf's neue an zu schwellen, sich zu sehnen, und sie träumte von einem Glücke, von dem ihr heller Kopf

ihr doch ſagte, daß es mit einem ſo ſchwachen Menſchen wie Nik nicht zu finden ſei. Daß aber das Haupthinderniß einer Verbindung durch den Tod des Barons hinweggeräumt ſei, konnte ſie ſich nicht verhehlen.

„Es iſt ſchon ein Uhr", ſagte ſie endlich, als ſie die Thurmuhr draußen ſchlagen hörte, „du mußt endlich ſchlafen, du thörichte Elfriede." Energiſch drückte ſie auch ihr Köpfchen in die Kiſſen, aber der Schlaf wollte nicht kommen. „Ach, was iſt meiner Mutter Tochter für ein thörichtes Mädchen", ſagte ſie nach einer Weile. „Aber es iſt auch unerträglich dumpf und ſchwül in dem Stübchen wie noch nie." Leiſe glitt ſie aus dem Bette und öffnete ihr Fenſter. Sie konnte die ſternenloſe ſchwarze Nacht nicht ſchauen, die draußen herrſchte, aber ſie ſog ihre milde, laue Luft in tiefen Zügen ein. Erſt nach einer geraumen Weile riß ſie ſich los, um ihr warmes Lager wieder zu ſuchen. Aber mitten in der Stube hielt ſie inne. Ihr war, als höre ſie in der Ferne einen leiſen, ſchwebenden Schritt. Sie fuhr zuſammen und ſtrich ſich mit beiden Händen über die Schläfe, denn es war der Schritt, von dem ſie noch dieſen Abend behauptet hatte, unter Hunderten und im größten Geräuſche würde ſie ihn erkennen. Kein Zweifel, er war es. Was hatte der unheimliche Menſch um dieſe Stunde im Garten zu thun? Erſt dachte ſie, „ich will Fritz wecken", aber bis dahin war es zu ſpät, und Fritz war nicht leiſe genug. Raſch fuhr ſie in ihre Kleider und huſchte an die Thüre. Für ſie war ja die

Nacht wie der Tag; vor dem Hause angelangt hielt sie still, als ob sie auf einen Ton in der Ferne horche, nach dem sie ihre Richtung nehmen müsse. Die Schritte gingen den Geisterweg hinab und lenkten nach dem Gange zur Psyche ein. Rasch folgte die Blinde. Wie mit Schwalbenfittichen die Büsche streifend, gleitete sie den Bergpfad hinab und hielt vorsichtig an dem breiten Wege inne. Eine Fledermaus macht beim Fliegen nicht mehr Lärm als sie mit ihrem leisen, vorsichtigen Gange.

„Was hat er an der Psyche?" sagte sie dann zu sich selbst. Sie hörte deutlich, wie er die Figur aufnahm und schwer abstellte. Jetzt wußte sie genug. Mit Gedankenschnelle stand nun der ganze Zusammenhang von Nik's Visionen ihr vor der Seele. In jener Nacht hatte ja Nik die Psyche an der Erde gesehen. Es war also keine Hallucination des verwirrten jungen Mannes gewesen, dort hatte der Mörder das Geld versteckt. Nur einen Augenblick überlegte Elfriede, indem sie vor Aufregung in ihren gekrümmten kleinen Finger biß, dann wendete sie leise um und eilte nach der Wohnung zurück, um Vater und Bruder zu rufen.

Der Rothe besorgte indessen mit aller Ruhe und Umsicht seine nächtliche Arbeit. Er schien auch die Eigenschaften eines Nachtthiers zu haben, daß seine grünen Augen im Dunkeln sahen, wenigstens leuchteten sie in der Finsterniß gleich denen einer Katze. Vorsichtig legte er die Thonfigur der Psyche auf die Erde

und nahm dann aus der Höhlung im Innern zunächst einige Kleidungsstücke hervor; dann wickelte er aus einem blutigen Tuche ein großes Messer, das er zu sich steckte. Endlich kam ein versiegeltes Packet zum Vorschein, das er sorgfältig betastete, dessen unverletzte Siegel er befühlte und das er dann sorglich in dem Schafte seiner Stiefel verbarg. Alsdann brachte er die blutige Leinwand und die Weste wieder in der hohlen Thonfigur unter. Nachdem er sich dann genau umgesehen, ob er nichts vergessen habe, nahm er die Figur vorsichtig auf und stellte sie sorgsam wieder auf ihr Postament. Hierauf prüfte er mit der Hand, ob sie auch genau in der Mitte stehe, und schob sie mehrfach herüber und hinüber, bis wieder Alles in der Ordnung war. Als er damit zu Ende gekommen, ergriff er einen Rechen, den er am Abende geflissentlich hier hatte stehen lassen, und machte die Stelle wieder eben, wo die schwere Gestalt gelegen hatte. Tief aufathmend strich er sich dann den Schweiß von der Stirne, setzte seinen Hut wieder auf und sagte: „So, das wäre geglückt. Nun mit dem Frühzug nach Hamburg. Wer weiß, wie lange sie noch warten, ehe sie mich einziehen. Käthchen wird sich wundern, daß sie das Geld nur für mich verdient hat.“

Zum letzten Male wollte er nun das Portierhäuschen betreten und, nachdem er seine Sachen an sich genommen, über den Berg einen Weg nach der nächsten Station suchen; indessen mochten sie die Landstraße und den

Bahnhof hier bewachen bis er über der Grenze war. Aber als er die Treppe nach dem Vorgarten hinabgestiegen war, schrak er zusammen, daß ihm seine langen Glieder schlotterten. An der Ecke des Schlosses lehnte eine dunkle, breite Gestalt. Sein erster Antrieb war, umzukehren und so schnell als möglich den Berg hinaufzulaufen und durch die Reben zu entfliehen. Aber eine wohlbekannte Stimme sagte ganz unbefangen: „Guten Morgen, Johann! Woher so früh?" Es war die des alten Glimm.

Müller schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Ich hatte meine Uhr auf dem Tische oben liegen lassen und fürchtete, sie könnte wegkommen, wenn ich den Tag abwartete."

„Ja, ja, so etwas kann vorkommen", lachte der Alte, indem er sich ihm anschloß.

„Warum er sich nur so hart an meiner Seite hält?" dachte der Rothe, und vorsichtig machte er eine Bewegung nach der Tasche, um sein Messer zu ergreifen, aber im gleichen Augenblicke hatte die riesenstarke Faust des Gärtners seine Hand fest umklammert. „Hierher!" rief er laut, „hierher!" Müller hatte erst versucht, sich loszureißen und mit der linken Hand das Messer zu erwischen, als er aber in dem gleichen Augenblicke die breite Gestalt des Kutschers und hinter demselben den am Thore stationirten Schutzmann um die Ecke kommen sah, gab er den Widerstand auf.

„Was wollt Ihr denn", fragte er in grobem Tone,

obwohl seine Stimme zitterte. „Das ist ja ein förmlicher Ueberfall."

„Ja, ja", sagte der Gärtner vergnügt. „Schon manche Spinne lauerte auf ihren Raub, und als sie meinte, ihn im Garne zu haben, zerdrückte sie der Daumen des Gärtners. So, mein Sohn, nun wollen wir abrechnen über allen Verdruß, den Du mir in acht Jahren gemacht hast."

„In die Portierloge mit ihm, bis der Commissär kommt", rief nun der Schutzmann. Die Thüre des Häuschens wurde geöffnet, und es fand sich, daß Johann seine Lampe nur zugedeckt, nicht gelöscht hatte. Der Kutscher nahm an der Thüre Platz, Vater Glimm stellte sich vor das Fenster, dessen Laden übrigens geschlossen war, und der Beamte schaute sich in der Stube um, deren Schubladen und Schränke offen standen, als ob soeben hier ausgeräumt worden sei. Als er die Decke vom Bette zog, kam eine schwer gepackte Reisetasche zum Vorschein. Der Gefangene knirschte wüthend mit den Zähnen und setzte sich trotzig am Tische nieder, wo er den Kopf in die Hand stützte. „Die Waffe wollen wir ihm lieber gleich abnehmen", sagte Vater Glimm, indem er ihm das Messer aus der Seitentasche zog. Der Rothe ließ es ruhig geschehen, er schielte nur nach der Thüre. Als aber in diesem Augenblick auch Fritz eintrat, schien er jede Hoffnung auf Entwischen aufzugeben. Mit einem Blicke voll Haß schaute er den früheren Genossen an, und wendete ihm dann den Rücken. Der Schutzmann legte in-

dessen die Reisetasche des Gefangenen auf dem Tische auseinander. Sie enthielt nichts, als Bücher über Amerika, Fahrpläne, Wäsche und einen Anzug, den der Beamte genau durchsuchte. Als er nichts Verdächtiges fand, brachte er Alles wieder in die Tasche zurück, und fuhr fort, die Stube zu durchmustern.

Ueber dieser Haussuchung erschien derselbe Commissär wieder, der seiner Zeit Nik verhaftet hatte, gefolgt von einem Polizeisergeanten.

„Ihre blinde Tochter hat ja Wunder gethan", sagte der Commissär zu dem alten Gärtner. „Respect vor dem Mädchen. In tiefer Nacht hat sie sich bis zu der Polizeistube hindurchgefunden."

„Für sie ist es immer Tag und immer Nacht", erwiderte Glimm mit einem Seufzer.

„Das also ist der Patient", sagte der Beamte, indem er mit der Hand über Müller's Taschen fuhr. „Ihnen soll es schlecht bekommen, daß Sie mich an der Nase herumgeführt und auf eine falsche Fährte geleitet haben. Nichts da versteckt? Ziehen Sie doch einmal die Stiefel aus."

Der Rothe fuhr auf, und sagte trotzig: „Kehren Sie mir meinetwegen die Taschen um. Aber auskleiden lasse ich mich nicht."

„Ziehen Sie ihm die Stiefel aus", wiederholte der Commissär barsch, indem er sich zu dem Schutzmanne wendete. „Die Scherze kennen wir."

„Hier steckt etwas", sagte der Sergeant, nachdem er

Johann's Beine mit der Hand geprüft hatte, und alsbald stand dieser barfuß, wie ein armer Sünder, vor den Anwesenden. Der Commissär nahm das Packet auf, das bei dem Entkleiden des Delinquenten zur Erde gefallen war, und betrachtete es.

„Die tausend Thaler hätten wir", sagte er, indem er das Packet sofort an sich nahm. „Schön, daß Sie die Siegel nicht verletzt haben, das erspart mir das Nachzählen. Also in der Gartenfigur hatte er die Sachen verborgen! Daß wir daran nicht dachten! Nun, Herr Glimm, führen Sie uns. Ich bitte um eine Laterne. Eine Lampe thut aber auch den Dienst, da es windstill ist. Es wäre recht schönes Reisewetter gewesen, Herr Müller. Aber für künftige Fälle merken Sie sich, daß gerade in solchen dunkeln Nächten wir auch besonders aufmerksam sind. Weiter als bis zum Bahnhofe wären Sie schwerlich gekommen."

Der Rothe murrte etwas zwischen den Zähnen und warf dem Commissär einen höhnischen Blick zu, der aber nahm gleichmüthig die Laterne, die der Gärtner gebracht hatte, und entfernte sich mit den beiden Glimm nach dem Garten, während die Schutzleute bei dem Gefangenen zurückblieben. Nach einer Weile, die Johann Müller wie eine Ewigkeit erschien, kehrten sie zurück. Zuerst trat der Commissär ein, dann die gewaltige Gestalt des alten Glimm, die Thonfigur der Psyche auf seinen Schultern tragend, zuletzt Fritz mit der Laterne. Die Gartenfigur wurde auf dem Tische niedergelegt. Der Com-

missär besichtigte sie erst von außen, wobei er auf der Rückseite die Spuren einer blutigen Hand entdeckte. Alsdann griff er in die Höhlung. Das Erste, was er herauszog, war eine Weste, auf der sich deutliche Blutspuren befanden, dann ein Tuch, an dem ein blutiges Messer abgewischt worden war, endlich ein Hemd, dessen einer Aermel ganz in Blut getaucht schien. Ein Schweigen des Grausens legte sich über die Versammlung. Selbst Johann Müller war todtenbleich geworden.

„Erkennen Sie diese Sachen als die Ihren an?" fragte er. Der Rothe nickte unmerklich mit dem Kopfe. „Ja oder Nein?" fragte der Commissär scharf.

„Es sind Ihre Kleider, Johann", sagte Glimm ernst. „Erschweren Sie Ihre Lage nicht durch Leugnen von Dingen, die Ihnen jeder beweisen kann."

„Ja", sagte der Rothe jetzt zitternd.

„Gestehen Sie, daß Sie den Baron ermordet haben?"

„Es war Nothwehr", rief der Gefangene nun mit Geläufigkeit, als ob er etwas schon lange Ausgedachtes hersage. „Ich wollte das Geld holen, das der Bote am Morgen gebracht hatte. Die Versuchung war eben zu groß. Die vornehmen Leute sollten solche Summen nicht vor unseren Augen umher liegen lassen und uns zeigen, wo sie dieselben aufbewahren. Als ich das Geld eben an mich genommen hatte, überfiel mich der Baron, und ich setzte mich zur Wehr, denn er wollte nach seinem Revolver greifen, um mich zu erschießen. Als ich ihn

nicht festhalten konnte, griff ich nach meinem Messer. Es war mir leid, aber ich konnte mich selbst nicht anders retten."

„Hatten Sie das Messer für einen solchen Nothfall mitgenommen?" fragte der Beamte.

„Nein", erwiderte der Rothe rasch, „es ist mein Gartenmesser, das ich immer bei mir trage." Glimm bestätigte das, setzte aber hinzu: „Er hatte es heute offen in der Tasche."

„Weil ich es offen in der Figur da versteckt hatte", rief Johann grob.

„Wie gelangten Sie in das Schlafzimmer des Barons?" fragte jetzt der Beamte weiter.

„Durch das Zimmer des jungen Herrn."

„Das Zimmer war am Abend von dem Zimmermädchen wie sonst abgeschlossen worden", setzte der Beamte sein Verhör fort. „Wer öffnete Ihnen?" fragte er, indem er den Gefangenen fest anblickte. Dieser schwieg. Er war klug genug, sich bei dieser Frage zu berechnen, daß sein Diebstahl als ein vorher geplanter Einbruch erscheinen müsse, wenn er gestand, er habe sich die Schlüssel von Nik eigens zu diesem Zwecke ausgebeten. Viel besser, er stellte Alles als eine Kette von Zufälligkeiten hin, die ihn ohne jede Vorbereitung überraschten, und ihn unversehens in das Unglück lockten. Vor Allem durfte es nicht den Anschein gewinnen, als ob er im Komplotte mit dem Sohne des Ermordeten gehandelt habe. Er beschloß also, Nik ganz aus dem Spiele zu lassen.

„Nun? Werden wir bald die Wahrheit erfahren?“ mahnte der Commiſſär.

„Der junge Herr“, ſagte Müller langſam, und jedes Wort überlegend, „hatte ſeinen Schlüſſel ſtecken laſſen, und die Thüre von da nach dem Salon ſtand offen. Es war mondhell, das verführte mich einzutreten, und ſo kam ich von Zimmer zu Zimmer. Das Portemonnaie mit dem Schlüſſel zum Geldſchranke lag auf dem Tiſchchen neben dem Bette des Barons; ich hatte auch den Schrank ſchon glücklich geöffnet und das Geld eingeſteckt, da fiel eine Roſette von dem Vorhang, den ich ſtreifte, und alsbald war der Herr aus dem Bette und packte mich am Arm.“

„Ihre Großmutter und Ihre Schweſter logen mithin, als ſie ausſagten, ſie ſeien bis nach Mitternacht in ihrem Hauſe an der Dorfmauer geweſen?“ fragte der Beamte.

„Ja“, erwiderte Johann trocken.

„Sie haben früher ausgeſagt“, forſchte der Commiſſär weiter, „Sie hätten tauſend Thaler von dem jungen Baron verlangt als Entſchädigung für Ihre Schweſter. Hängt Ihr Einbruch damit zuſammen?“

„Gar nicht“, ſagte der Rothe, der jetzt Nix durchaus nicht in der Angelegenheit brauchen konnte. „Jene Forderung war überhaupt nicht ſo ernſt gemeint. Der Herr Commiſſär wiſſen ja, daß meine Schweſter ein leichtes Ding iſt, das keine tauſend Thaler werth geweſen wäre.“

„Damit nehmen Sie alſo Ihre früheren Beſchul-

digungen gegen den jungen Freiherrn zurück?" forschte der Beamte weiter.

„Ja", bestätigte der Rothe laut. „Er ist völlig unschuldig."

Fritz athmete tief auf. „Gott im Himmel sei gedankt", rief, er aus voller Seele.

Der Commissär stand eine Weile nachdenkend. „Wer hätte das gedacht?" sprach er, den Kopf schüttelnd, zu sich selbst. „Nun, auch der Vorsichtigste greift einmal fehl, und der junge Herr benahm sich gar so verdächtig." Dann trat er zum Tische, und bat Fritz um Schreibgeräthe, um ein Protokoll aufzunehmen. Eine halbe Stunde hörte man nur das Knistern seiner Feder, während er ab und zu dem Rothen seine Aussagen wiederholen ließ. Schließlich wurde das ganze Aktenstück vorgelesen, und von dem Angeklagten, sowie von allen Anwesenden als Zeugen unterschrieben. Als der Commissär dann die Laden des Fensters öffnete, stand draußen bereits der Transportwagen, den einer der Schutzleute herbeigeholt hatte. Johann wurde mit Handschellen geschlossen, und nach dem Wagen gebracht. Die beiden Glimm traten hinaus in die Nacht, die sich gegen Osten bereits lichtete. „Johann", sagte der alte Gärtner ernst, „ihr seid noch jung, erst einundzwanzig Jahre, wenn ich recht weiß, und der Mensch lebt siebzig Jahre. Noch ist es nicht zu spät für Euch, Euch zu bessern. Kommt Ihr mit dem Leben davon, so ziehet einen neuen Menschen an."

Aber der Gefangene kehrte sich trotzig um. „Diese

Sprüchlein kennen wir alle", sagte er, „ich habe sie von Jugend auf gehört bis zum Ekel. Hättet Ihr mich entkommen lassen nach Amerika, so hätte das neue Leben nicht gefehlt. Jetzt spart eure Worte."

„Vorwärts", rief der Commissär. „Sitzt er erst im Spinnhause, so wird er schon andere Saiten aufziehen." Damit schob er den Gefangenen in den Wagen, wo die beiden Schutzleute sich zu ihm setzten, worauf der Commissär selbst bei dem Kutscher auf dem Bocke Platz nahm.

Mit klopfendem Herzen schauten Vater und Sohn den Abziehenden nach. Als der Wagen in der Nacht verschwand, und nur noch sein Licht gleich einem röthlichen Sterne durch den Nebel schimmerte, da war es Fritz, als ob das böse Gestirn in die ewige Finsterniß zurückkehre, das so unheilvoll über diesem Dache geleuchtet hatte. Nachdenklich, aber mit erleichtertem Herzen, kehrten Vater und Sohn in das Portierhäuschen zurück. Noch stand die Thongestalt der Psyche auf dem Tische, und in der flackernden Beleuchtung des Talglichts erschien sie wie ein lebendes Wesen. Vater Glimm aber packte sie auf, um sie wieder an ihren alten Standort zu bringen, wo ihr süßes Kindergesicht, unschuldig wie zuvor, sich über den Falter neigte, um ihn zu haschen, unbewußt all' der Schrecken, die sie so lang in ihrem Innern geborgen hatte.

„Ich werde die Gestalt nie wieder ansehen können", sagte der alte Gärtner, „ohne an diese Nacht zu denken. Sie war es, die den häßlichen Nachtfalter einfing."

„Sie und Elfriede!“ rief Fritz, und Vater und Bruder beeilten sich, das heldenmüthige Mädchen zu suchen, dessen feine Hände den verhängnißvollen Knoten entwirrt hatten, der unlösbar verschlungen schien. Sie fanden sie in der Wohnung, wo sie ihr erregtes, glühendes Antlitz in dem Schoße ihrer Mutter verbarg, die beide Hände über ihrem Haupte faltete. Als sie die Beiden eintreten hörte, erhob sie sich wie in süßer bräutlicher Verwirrung. „Nun werden sie ihn doch frei geben müssen“, sagte sie zu Fritz, und dieser erzählte ihr voll Freude von Müller's rückhaltslosem Bekenntniß. Elfriede aber berichtete von ihren abenteuerlichen nächtlichen Gängen, bei denen sie Gedächtniß und Ortssinn in staunenswerther Sicherheit geleitet hatten. So tauschten die guten Menschen ihre Erlebnisse, Hoffnungen und Wünsche miteinander aus, bis der Morgen hell durch die Fenster brach.

„Also nun glaubst auch Du“, sagte Elfriede scherzend zu dem Bruder, „daß Nik völlig unschuldig ist.“

„Möge sein eigen Gewissen ihn so unbedingt lossprechen, wie das Zeugniß Müller's“, erwiderte Fritz. „Niemand wird glücklicher sein als ich, wenn ich höre, daß das Geheimniß, von dem er noch immer sprach, nur eine Grille seines überreizten Hirnes war.“

„Schwarzseher!“ rief Elfriede, „so sei doch fröhlich, daß wir es sind, die sein Gefängniß öffnen und ihn der schönen Welt zurückgeben. Nun wird er sicher gut und fest bleiben nach solcher Prüfung!“

Neunzehntes Kapitel.

Es war ein glückliches Erwachen, als die Baronin schon in der Frühe mit der Kunde begrüßt wurde, daß Nik in dieser Nacht durch Elfriedens Verdienst von allem Verdachte gereinigt worden sei, und der wirklich Schuldige bereits hinter Schloß und Riegel sitze. Ihr Jubel war grenzenlos, und sie ließ es sich nicht nehmen, sofort selbst hinüberzufahren in die Stadt, um ihren Sohn heimzuholen in das Schloß, das nun das seine war.

Elfriede hatte auf Wunsch der Mutter sich wieder niederlegen müssen, um auszuruhen von den Anstrengungen der Nacht. Doch die goldene Oktobersonne schien zu hell und warm in ihr Stübchen, und bald erschien die Blinde wieder bei den Ihren und sagte: „Ich bringe es nicht fertig zu schlafen, aber ich wüßte, was mich am besten erfrischen würde. Rudere mich hinaus, Fritz, in den Strom, ich will die milden Lüfte athmen und das Rauschen der Wellen hören, das besänftigt am besten das aufgeregte Blut. So bringen wir die Zeit fröhlich hin bis Nik zurückkehrt.“ Fritz war gern bereit, Elfriedens

Wunsch zu erfüllen, und auf den Bruder gestützt stieg die Blinde zum Strome hinab.

Während sie den dunkeln Gang vom Hause zum Ufer durchschritten, fuhr der Wagen der Baronin bereits am Thore an, und der alte Glimm sprang herzu, um die Thüre zu öffnen. Auf den Arm der Mutter gestützt stieg Nik aus und schritt mit niedergeschlagenen Augen an dem alten Gärtner vorüber. „Wie bleich und verstört er aussieht", sagte der Kutscher, Nik nachschauend, der, von der Mutter geführt, die Treppe zum Schloßthor emporschwankte.

„Seine Augen gefallen mir nicht", erwiderte der alte Glimm. „Er schaute über uns hin, als ob er uns gar nicht wahrnähme. Selbst den Granatbaum neben mir hat er aufmerksamer betrachtet als uns."

„Aber die Baronin ist eine ganz andere Frau geworden seit dem Tode des Herrn", erwiderte der Kutscher. „Haben Sie nicht gesehen, wie freundlich Sie Ihnen zunickte, als ob Sie ganz zur Familie zählten."

„Ja, ja", sagte Glimm, „das Unglück macht demüthig. Unser Einer thut aber doch besser, immer daran zu denken, daß es seine Herrschaft ist, die er vor sich hat." Damit nahm Glimm seinen Rechen wieder auf, um die welken Blätter, mit denen der Herbst ihm Nacht für Nacht seine sauberen Wege überstreute, in große Haufen zu sammeln.

Nik war von seiner Mutter inzwischen nach seiner Stube geführt worden, wo sie sein Gesicht nochmals mit

Küssen bedeckte. „Nie, nie", sagte sie, „habe ich das Entsetzliche von Dir geglaubt."

„Gute Mutter", stammelte Nik, ihr mit matter Hand die Wange streichelnd.

„Oh, welch ein Trost mir in dieser schweren Zeit die Glimms gewesen sind", sagte die Baronin unter Thränen. „Sie waren es allein, die mich aufrecht erhielten. Ja diese Klara und Friederike und Magdalene habe ich nun kennen lernen. Sie alle predigten mir, Du seist schuldig, und ich solle mich der Wahrheit nicht verschließen. Sie thaten gerade, als ob ich ein Verbrechen begehe, wenn ich an die Unschuld meines Kindes glaubte."

Nik verzog verächtlich den Mund und ließ sich müde in seinen Lehnstuhl fallen.

Seine Mutter aber trat näher an ihn heran, sie wußte ein Mittel, ihn wieder zu beleben. „Weißt Du, Nik", flüsterte sie leise, als fürchte sie doch, daß jemand es hören könnte, „ich wäre ganz einverstanden, wenn Du Elfrieden heirathen wolltest. Zwar gehört sie nicht in unsere Kreise, aber eine Blinde würde ja ohnehin nicht zur Gesellschaft zählen und compromittirte uns nicht. Sie könnte hie und da auf ihrer Harfe spielen, oh sie spielte am Abend oft so wunderschön, und Deine Gäste könnte ja ich und Tante Klara empfangen und Dir auch Deine Kinder erziehen. Wir haben Dich ja auch erzogen!"

„Und wie!" dachte Nik bei diesen Worten.

„Es bliebe dann Alles beim Alten, und wir brauchten

uns nicht mit Valentinen zu quälen. Die habe ich auch kennen lernen, das boshafte Geschöpf.“ So vertiefte sich die gute Baronin, die Hand ihres Kindes in der ihren haltend, in die Zukunftspläne, die sie während Nik's Gefangenschaft sich ausgedacht hatte. Nik ließ das Alles über sich ergehn; als aber die Baronin in ihrem Eifer ihn geradezu fragte, ob sie mit den alten Gärtnersleuten reden solle, schüttelte er traurig den Kopf.

„Das Alles ist vorbei“, sagte er mit abgewandtem Angesichte. „Es ist in diesen Tagen etwas in mir entzwei gegangen, ich weiß nicht, ist es hier oder hier“, und er fuhr mit der Hand vom Kopfe zum Herzen. „Lasse uns Zeit. Ich glaube gar nicht, daß Elfriede mich jemals heirathen wollte, und jetzt will sie es sicher nicht mehr.“

Die Baronin verzog ihr kleines Gesichtchen zu einem pfiffigen Lächeln. Ihr war so wohl wie einem Kanarienvogel, seit ihr Ehevogt todt und ihr Nik frei war. „Da bist Du aber sehr im Irrthum“, sagte sie. „Du hättest nur ihre verweinten Augen und ihre bleichen Wangen sehen sollen während dieser Zeit, und den Jubel der ganzen Familie, als durch ihre Klugheit die Wahrheit an's Licht kam. Denke Dir, das blinde Kind sieht ohne Augen mehr als wir alle. Ich glaube sie sieht mit ihren kleinen Ohren. Sie erkennt in finstrer Nacht den schlechten Menschen an seinem Schritte, sie hört, daß er die Gartenfigur herabnimmt, sie erräth gleich, daß er an jenem schrecklichen Abende das Geld dort versteckte,

und raſch in den Schatten getreten war, als er Dich kommen hörte, ſo daß Du glaubteſt, die Pſyche ſei von ſelbſt von ihrer Säule gehüpft. — Das war doch eine recht tolle Idee von Dir, Nik! — Sie läuft in die Gärtnerwohnung und weckt Vater und Bruder, ſie ſchickt ihre Mutter aus, um den Kutſcher und den Lakaien zu rufen, ſie unterrichtet ſelbſt den Schutzmann und geht in tiefer Nacht — ich begreife nicht, wo ſie den Muth hernahm — nach dem Polizeibureau und bringt die ganze Polizei auf die Beine."

Nik hatte ſich bei dieſer Erzählung höher aufgerichtet. Zum erſten Male ſchien er lebendigeren Antheil zu nehmen an dem, was die Mutter ſprach. In dieſem Augenblick aber meldete der Diener Beſuch an, und müde fiel Nik wieder in ſeinen Stuhl zurück. Die Frage der Mutter, ob er Tante Klara ſehen wolle, erwiderte er nur mit einer Geberde des Abſcheus, worauf die Mutter ſich raſch entfernte und ihn allein ließ.

Fremd und theilnahmlos ließ er ſein Auge in dem Raume umhergehen, den er ſo viele Jahre bewohnt hatte. Da hingen noch die Kaulbach'ſchen Goethebilder an den Wänden, da ſtand noch die ſchlanke Hebe auf dem Ofen mit dem Kruge und den ſteifen, fliegenden Falten, und hier war ſein ſchwediſches Bauerntiſchchen mit Bibel und Geſangbuch. Die gute Mutter hatte es ſich Mühe koſten laſſen, Alles wieder herzuſtellen, wie es damals war.

„Damals!" ſagte er leiſe und warf einen ängſtlichen Blick im Zimmer umher. Alles ſchaute ihn ſo geſpenſtiſch

an. Dort war das Fenſter, durch das die weiße Frau hereingeſehen; das war keine Täuſchung, kein Mißverſtändniß, wie jenes mit der Pſyche. Dort war die Thüre, zu der der Vater todtwund ſich geſchleppt hatte. Auch das war kein Traum einer überreizten Einbildungskraft. Er hörte noch den ſchleifenden Tritt, das geſpenſtiſche Geräuſch. Mit Zuſammennahme aller Kräfte ſprang er auf und ging zur Thüre; er wollte ſie öffnen, wollte durch dieſe Zimmer gehen, um den Zauber zu brechen, aber als er die Klinke in der Hand hatte, ſchauderte er zurück. Er konnte den Fleck nicht ſehen, wo ſein Vater im Blute gelegen. Er war ja doch ſchuldig, er hatte ja ſelbſt dem Mörder den Schlüſſel ausgeliefert. Die Klinke in der Hand ſtand er da. Ihm war, als ob er wieder den ſchleppenden Schritt höre, das Stöhnen, das Rufen des Gemordeten. Kraftlos fiel ihm die Hand herab, und ohne die Thüre geöffnet zu haben, kehrte er nach ſeinem Sitze zurück und ſtützte das heiße Haupt in beide Hände. Wie ſollte er dieſe Erinnerung ertragen, ſein ganzes Leben lang! Dazu die Ungewißheit über den weiteren Verlauf des Proceſſes! Wenn nur ein gnädiges Geſchick ihn heute abberufen wollte! Heute glaubten ſie noch Alle an ſeine Unſchuld, ſchon morgen mußte er ihnen wieder der verabſcheuungswürdige Helfer des Mörders ſeines Vaters ſein. Er wußte ja, er würde in Müller's Proceß als Zeuge vorgeladen, er würde beeidigt werden. Er konnte doch nicht meineidig die Wahrheit verſchweigen, und wenn er es thäte, was könnte es

ihm helfen, da Müller ja doch gegen ihn aussagen würde. Frei war er freilich, aber war seine Lage darum im Geringsten besser? Klar, als ob er es schon erlebt hätte, stand ihm das Kommende vor Augen. Die Bewillkommnungsbesuche der nächsten Tage, die befangene Freundlichkeit der Intimen seiner Mutter, die ihn für schuldig gehalten, und die eigene Seelenpein, alle die Reden über seine Unschuld anhören zu müssen, bei dem entsetzlichen Gefühle der Schuld. Wie sollte er es ertragen, von Elfrieden als gereinigt von jedem Vorwurfe begrüßt zu werden, den Tod im Herzen. Und dann würde der Tag kommen, der allem diesem Lug und Trug ein Ende machen mußte. Er würde mit den Freunden und Hausgenossen in dem Zeugenzimmer sitzen. Einer nach dem Anderen würde hineingehen in den Gerichtssaal, um dem rothen Müller gegenübergestellt zu werden. Mit der Klarheit eines Hellsehers stand ihm der ganze Vorgang vor Augen. Jetzt wird auch er aufgerufen — sein Herz klopft bei diesem Gedanken, als ob er sofort vor die Richter treten solle. — Der Saal ist gedrängt voll Menschen. Sie alle starren ihn an. Sie bemitleiden ihn, der so unschuldig geduldet. Die Damen trocknen sich die Augen. Nur Müller sieht ihn boshaft an, und seine grünen, tiefliegenden Augen funkeln vor Freude. Nun muß er schwören, nichts zu verheimlichen. „So wahr mir Gott helfe", bebt es von seinen Lippen. Wie es still wird im Saale, als er seine Geschichte erzählt, wie die Nächsten von ihm weg rücken, wie ein Laut der

Entrüſtung durch die Menge geht, als ſie hören, daß der Sohn es war, der dem Mörder den Schlüſſel zum Zimmer des Vaters gab! Auch in das Zeugenzimmer dringt alsbald die unerhörte Kunde, und entſetzt ziehen ſich die Hausgenoſſen von ihm zurück, als er wieder eintritt. Warum reicht ihm denn keiner die Hand, warum ſagt ihm keiner ein Wort? Es ſchaudert ihnen, Dich zu berühren. Und verzweifelt drückt er beide Hände vor ſein Angeſicht, und ein Seufzer dringt aus ſeiner Bruſt, wie das Stöhnen eines ſterbenden Thieres, das im Waldesdickicht, in tiefer Einſamkeit, nur von Gott geſehen, verendet.

Der Zeiger der Uhr neben der Thüre hat nur wenige Minutenſtriche auf ſeinem Zifferblatte zurückgelegt, ſeit die Baronin durch dieſe Thüre hinausgegangen iſt, aber in dieſer kurzen Spanne Zeit liegt für Nik ſeine ganze Zukunft. „Ich kann das nicht ertragen", ſtöhnt er. Eine Weile ſieht er ſtarr vor ſich hin, er verſucht es, den furchtbaren Druck, die entſetzliche Angſt abzuſchütteln, die auf ihm liegt. „Gott, wie wird das Alles enden", fragt er.

In dieſer Noth und Beklemmung des Herzens fällt ſein Auge auf die Bibel, die die Mutter ſorglich auf ſein Tiſchchen gelegt hat. Er greift mechaniſch nach ihr, wie er es im Gefängniß ſo oft gethan. Vielleicht weiß dies ſchwarze Buch eine Antwort, einen Troſt. Es iſt ja nicht bloß für Fritz geſchrieben, ſondern für jede gequälte Menſchenſeele. Noch halb träumend nimmt er

von dem Nadelkissen auf dem Tische eine Nadel, läßt die Blätter des Buches auseinander fallen und sticht auf das Gerathewohl hinein. Die erste Losung gilt nicht, denn er hat die Bibel verkehrt aufgeschlagen, die Zeilen stehen auf dem Kopfe. Er dreht das Buch um und fragt auf's neue. Dann liest er die Worte, die er getroffen. Sie lauten: „so sollst Du des Todes sterben."

„Oh, wenn das Gottes Wille wäre", seufzte er, „wie gerne, wie gerne." Aber seine Beklemmung nimmt nur zu, er zittert. Ein banges Gefühl zieht ihm durch das Herz, daß jetzt wohl der Gedanke, mit dem er gespielt, zum Ernste werden könnte. Freilich hatte ihn Elfriede gewarnt, sich von einer bekannten Welt in eine unbekannte zu stürzen, wo vielleicht noch schlimmere Strafen auf ihn warteten, aber wenn ein gütiges Geschick ihn befreite von der Last dieses Lebens, wie dankbar wollte er sein. „Des Todes sollst Du sterben!" Leise zittert von seinen bleichen Lippen die Frage: „Wie lange noch, wie lange muß ich es tragen?" Und er wiederholt seine Stichfrage in dem heiligen Buche. Fiebernden Auges sucht er die Antwort, und liest: „Heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein." Sein Athem stand still. Mit irren Blicken schaute er um sich, und ein kaltes Frösteln schlich ihm über den Rücken, wie damals, als ihm das Gespenst nach seinem Nacken griff. „Wird sie mich erwürgen?" dachte er. „Oder steht noch ein Mörder bereit, der das

Herz des Sohnes trifft, wie jener das Leben des Vaters getroffen?" Er warf einen scheuen Blick nach dem Fenster. Draußen erhob sich vielleicht die weiße Frau. Dann gingen seine irren Augen nach der Thüre, hinter der am Ende der blutige Geist seines Vaters lauerte. „Wie soll ich sterben, heute noch sterben", stammelte er, „durch wen?" Und mit zitternder Hand versuchte er zum dritten Male sein Glück. „Und mich mit eigener Hand erlöset habe", sprach dieses Mal das Orakel.

Nik legte sein Haupt auf das Buch. So saß er lang, eine lange gottverlassene Stunde. Oft schien es ihm, als ob hinter der Thüre sein Vater nach ihm rufe, dann schrak er wieder auf, wenn der Ostwind des hellen Herbstmorgens gegen sein Fenster stieß. Endlich erhob er sich. „Der Rath ist gut", flüsterte er leise vor sich hin. „Wozu immer warten und warten. Und mich mit eigener Hand erlöset habe — erlöset!" Er trat zum Spiegel. Sein bleiches, verstörtes Antlitz schaute ihn fremd an. Kein Zug war übrig von dem fröhlichen Nik von ehedem. Ja, er wollte ein Ende machen, statt in das leere, öde Leben wieder einzutreten, das ihn doch nur, er fühlte es, dem Laster wieder zuführen würde.

Langsam und sorgfältig kleidete er sich an. Als er den Hut bereits aufgesetzt hatte, und schon unter der Thüre stand, kehrte er nochmals zu dem schwarzen Buche zurück. Nochmals befragte er es. Vielleicht widerrief es seine dunkle Losung. Aber mit einem Fluche schleuderte er es alsbald an die Erde. „Wer mit Dieben

Theil hat, der hasset sein Leben", hatte er gelesen.

Mit großen Schritten durchmaß er den Vorplatz. Er hörte in den Gemächern der Mutter die Stimmen der Tanten und Freundinnen. „Das wäre mein Loos für die Zukunft, dieses Gewäsche anzuhören Tag für Tag", sagte er mit grimmigem Hohne. „Nein, wer weise ist, erlöset sich selbst . . . „und mich mit eigener Hand erlöset habe!"

Dennoch schwankte er noch einen Augenblick. Selbst die Versuchung kam ihm, die Niedergeschlagenheit, die sich seiner bemächtigt hatte, mit der im Gefängniß neu gewonnenen Uebung im Trinken zu bekämpfen. Aber mit einer Geberde des Ekels wies er die gemeine Lockung von sich. Ohne Jemanden zu beachten, zu begrüßen, zu sehen, mit nach innen gewandten Augen suchte er den Weg nach dem Flusse. Durch den Obstgarten, der schon halb entlaubt stand, betrat er die dunkle Grotte, die zum Ankerplatze der Schiffe führte. Die gegenüberliegende Thüre stand heute offen, und ließ einen hellen Strahl des bläulichen Oktoberlichtes durch den unterirdischen Gang streifen, und an der gewölbten Decke zitterten die Reflexe des Wassers. Sein Entschluß war gefaßt; er wollte hinausfahren in den Strom und dort Erlösung suchen, sei es, daß er an irgend einer gefährlichen Stelle in seine Wirbel sprang, sei es, daß er unter einen der großen Dampfer steuerte, und so zu Grunde ging. Hastig schritt er die schmale Treppe nach dem Ufer hinab, wo die Kähne im Schatten einer alten Weide lagen.

„Biſt Du es, Fritz?“ hörte er nun von unten eine ſüße, wohlbekannte Stimme fragen.

Nik ſchrak zuſammen. Sein Fuß zögerte, ja er wendete ſich rückwärts. Plötzlich aber war es, als ob ein Blitz in ihn einſchlage. „Sie ſoll mich begleiten in jene Welt!“ dachte er: „Mit ihr zuſammen iſt es leicht zu ſterben, und ich will ſie nicht zurücklaſſen, wenn ich gehe. Wir gehören einander.“ Er bog die Zweige zurück, und ſah Elfrieden in dem Boote ſitzen, das er ihr einſt hatte bauen laſſen. Die Kette war um den Baum geſchlungen, damit die Strömung die Blinde nicht mit ſich ziehe. Die grellen Farben des Schiffchens waren matter geworden, aber noch immer trug es deutlich den Namen Elfriedens. Sie ſonnte ihr blondes Köpfchen, das ſie in die Hände ſtützte, und lauſchte auf das träumeriſche Geplätſcher der Wellen, die am Strande ſich brachen, und gurgelnd zurückrollten. Fritz war nach dem Schloſſe gegangen, um ein Segel zu holen, und zugleich zu fragen, wann Nik wohl zu erwarten ſei, bis dahin wollten die Zwillinge auf dem Strome weilen, der Elfriedens müdem Kopfe Kühlung zuwehte. Als Nik das junge Mädchen ſo ſorglos in dem leichten Boote ſitzen ſah, hielt er einen Augenblick inne. Aber der Dämon in ſeiner Bruſt ſtieß ihn vorwärts. Allein hätte er vielleicht nicht zu ſterben gewußt, aber indem er ſein Liebſtes zugleich vernichtete, ſchien der Tod ihm leichter. Mit haſtiger Hand löſte er die Kette des Schiffchens und ſprang in das Boot.

„Das iſt nicht Fritz!“ rief die Blinde erſchrocken, „um Gottes Willen, was ſoll das?“

Nik erwiderte nichts, ſondern ſtieß mit einem Rucke vom Lande ab, und legte ſich kräftig auf ſeine beiden Ruder. „Wer iſt es?“ rief die Blinde, indem ihre Augen in ihren Höhlen kreiſten, während ihre Hand wie zum Schutze nach dem nächſten Ruder griff. „So ſprecht doch! Wären Sie blind, Sie wüßten, wie Sie mich ängſten!“

„Ich bin es, Elfriede“, ſagte jetzt Nik in traurigem Tone. Als ſie den Laut dieſer Stimme vernahm, ſchlug ihr die Röthe wie eine Flamme in ihr liebliches reines Kinderangeſicht, und indem ſie ihr Ruder aus der Hand legte, ſtreckte ſie ihm beide Hände entgegen, und rief: „Du böſer Nik, wie konnteſt Du mich ſo erſchrecken, weißt Du denn nicht, wie ſehnlich wir Alle Deiner harrten“, und ſie holte tiefen Athem, und preßte ihre kleinen weißen Kinderhände auf ihr Herz, als ob ſie ſich von der ausgeſtandenen Angſt erholen wolle, aber in ihrem Antlitz lag bereits wieder die ſeligſte, reinſte Freude. Hätte ſie die Augen ihres Steuermanns geſehen, ſie hätte ſich nicht gefreut, ſie hätte um Hülfe gerufen. Es waren die Augen eines Irren. Ein ſeltſames Paar, das Mädchen mit dem Blicke der Blinden, der glänzend und dennoch leer war, in dem Auge des bleichen Jünglings aber flirrte der Wahnſinn. Beide wollten reden, konnten aber nicht, da die Thränen ſie würgten; beide waren jetzt bleich und elend. „Du biſt ſo ſeltſam, Nik“, ſagte endlich Elfriede. „Warum ſprichſt Du nicht?“ Er ſchaute ſie

düſter an, zog beide Ruder ein, und ließ das Schiff mit der Strömung weiter treiben. Dann ſprang er auf die nächſte Bank, ſo daß das Schiff ſchwankte, und flüſterte leiſe: „Ich wollte ganz allein mit Dir reden, ohne Zeugen.“

Die Blinde hielt ſich mit beiden Händen an dem ſchaukelnden Schiffchen und bog ihr Haupt zur Seite, da Nik's Weſen ſie ängſtete.

„Du hältſt mich für unſchuldig“, ſagte er mit heiſerer Stimme. Entſetzt fuhr Elfriede auf und ſtreckte wie abwehrend ihre Hände gegen ihn aus. Er aber lachte und ſagte: „Ein Dieb bin ich. Ich habe Müllern den Schlüſſel gegeben, damit er ſich das Geld ſtehle, das ich ihm nicht ſchaffen konnte, und ſo iſt das Schreckliche geſchehen. Begreifſt Du nun, daß ich nicht mehr leben mag?“

Sie überhörte den Sinn dieſer Frage. Konnte ſie doch den Todesentſchluß nicht ſehen, der in ſeinen düſter glühenden Augen zu leſen war. Sie faltete nur wie betend ihre kleinen Hände zuſammen und ſagte gramvoll: „Du armer, armer Mann!“ Eine Weile ſchwiegen ſie, während das Boot von der Fluth weiter gezogen in den Mühlgraben einlenkte, der an dieſer Stelle vom Strome abzweigte.

„Würdeſt Du mich auch jetzt noch heirathen wollen“, nahm Nik wieder das Wort, „nachdem Du weißt, daß ich ein Dieb bin?“

„Wie Du redeſt“, ſagte Elfriede unwillig. „Ich wollte Dich nie heirathen. Wie kann denn eine Blinde heirathen? Ich könnte ja nie Dein Hausweſen leiten, nie

Kinder erziehen. Es wäre nur Selbstsucht, wenn ich es thäte. Deine Schwester wollte ich sein, Dir Deine Sorgen abnehmen, Dich warnen vor Deinen Schwächen und vor dem bösen Menschen, der all' dieses Leid über Dich gebracht hat."

Nik lachte bitter vor sich hin. „Du thust wohl daran. Wer mit Dieben Theil hat, der hasset sein Leben."

„Nik, rede nicht so", sagte Elfriede, „es zerreißt mir das Herz." Sie fing an zu weinen.

„Nicht wahr, nun begreifst Du, daß ich nicht mehr leben kann", sagte Nik milder.

„Du sollst aber leben", rief Elfriede. „Jeder kann sich erheben, wie tief er gefallen sein mag, wenn er Gottes Hand nur ergreifen will. Du hast doch selbst in der Kirche gesprochen: ‚Ich glaube an die Vergebung der Sünden.' So glaube auch, wie wir Alle es glauben und Alle es nöthig haben."

„Es ist zu spät", rief Nik. Die Blinde aber horchte in die Ferne. Beide hörten vom Ufer her Fritz rufen. Elfriede verstand nicht, was der Bruder wolle, aber das unklare Gefühl einer drohenden Gefahr hatte sich ihrer bemächtigt. Nik's Reden klangen so sonderbar, und der Mühlgraben wurde reißender. Selbst die Blinde fühlte, wie das Schiff pfeilschnell dahinschoß. Wieder hörte sie Fritz zornig vom Ufer her Nik zurufen: „So halte doch rechts, rechts steuern." Aber die Mahnung erbitterte diesen nur. Statt aller Antwort warf er beide Ruder

weit von sich in's Wasser. „Was thust du, Nik?" sagte die Blinde, sich ängstlich erhebend. Ihr scharfes Ohr vernahm bereits das Rauschen des Wehrs, dem sie mit jedem Augenblicke näher kamen, und sie fühlte, wie das steuerlose Boot sich um sich selbst drehte. Jetzt erst wurden ihr Nik's verworrene Reden klar, und Todesgrauen überrieselte sie. In dem gleichen Augenblicke hörte sie aber am Ufer einen Fall in's Wasser. Fritz hatte sich in die reißenden Wellen gestürzt und schwamm auf sie zu.

„Nik, bedenke Deine und meine Seele", rief Elfriede in bleicher Verzweiflung. Er aber hatte seine Arme übereinandergeschlagen und starrte, den rührenden Anblick ihrer hülflosen Angst vermeidend, an ihr vorbei nach dem Wehr, über das das Schiffchen hinabschießen mußte unter die Mühlräder. Jeder Augenblick brachte sie dem tosenden Falle näher, während anderseits Elfriede durch das Brausen hindurch bereits Fritzens keuchend arbeitenden Athem vernahm, und hülfesuchend beugte sich die Blinde dem Bruder entgegen. Nik sah ein geröthetes Antlitz sich durch die Wellen drängen, während kräftige Arme die Fluth theilten. Bis dahin hatte er es mehr dem Zufall überlassen, wohin die Strömung den Nachen treiben werde, sie sollte entscheiden. Als aber Fritz dieser Entscheidung in den Arm fallen wollte, kochte sein Blut tückisch auf. Er riß Elfriedens Ruder an sich und lenkte mit einem Schlage in die Mitte des Stroms. Im nächsten Momente erkrachten die dünnen Planken

des Schiffchens, das auf dem Wehr aufgefahren war. Im selben Augenblicke hatte auch Fritz den Rand des Boots mit fester Hand erfaßt. „Hierher, Elfriede!“ rief er der Blinden zu, sich mit seinem ganzen Gewichte an das Schiff klammernd, so daß es einen Augenblick über dem Wehre schwebte. Elfriede sprang auf, ihm entgegen. Noch erreichte sie seinen Arm. Aber indem Fritz mit der rechten Hand losließ, um die Schwester aufzunehmen, schoß der Nachen das Wehr hinab, ihn selbst mit sich ziehend. Einen Augenblick später schlug das Schiffchen um, und die drei Gestalten versanken in dem brausenden Gischt der gewaltigen Mühlräder.

In der Mühle wurden die Mühlknappen im gleichen Augenblicke gewahr, wie das Rad mit einem Hindernisse kämpfe und ungleich arbeite, bis es plötzlich ganz still stand. Der Müller selbst eilte hinaus, um zu sehen, was es gebe, aber bereits war es zu spät zur Hülfe. Er sah die Trümmer eines bunt bemalten Schiffchens in den Wellen treiben, während zwischen den Speichen des wieder in Gang gekommenen Mühlrads eine jugendliche Gestalt auf und ab geschleift wurde, in der er zu seinem Schrecken den jungen Gutsherrn erkannte.

Zwanzigſtes Kapitel.

In dem Gärtnerhäuschen über der Wieſe herrſchte ſtille Trauer. Vor der Thüre ſtanden Männer und Frauen in ſchwarzen Anzügen, das Geſangbuch in der Hand. Sie warteten auf den Gärtner und ſeine Frau, die ſich drinnen zu einem ſchweren Gange bereit machten. Die Waſſer der Trübſal waren brauſend über das arme Paar hereingebrochen und hatten den alten Glimm in einer einzigen Stunde zum Greiſe gemacht. Man hatte ſeine geliebten Zwillinge, innig umſchlungen, aus dem Mühlgraben gezogen, und Niemand ahnte, wie das Schreckliche ſich zugetragen. Der ganze Hergang war ein Geheimniß geblieben. Den jungen Baron hatte der Müller mit eigener Lebensgefahr aus den Speichen ſeines Mühlrads befreit. „Rührt mich nicht an, ich bin der Räuber Orbaſſan", hatte der junge Mann in tollem Wahnſinn gerufen. „Der Vogel Rock hat mir mit ſeinem Fittiche den Arm verletzt." Aber wie ſehr er ſich auch ſträubte, gegen ſeinen Willen war er gerettet worden, denn vornehme Leute dürfen nicht ſterben, wann ſie wollen. So tobte er nun drüben in der Irrenzelle, in die man ihn

geſchleppt hatte. Alle Märchenphantaſieen ſeiner Knabenjahre waren in ſeinem kranken Hirne wieder aufgewacht. Er hielt lange Geſpräche mit der Brunnenfrau, und man durfte ihn darin nicht ſtören, da er ſonſt in Tobſucht verfiel. Dennoch gaben die Aerzte Hoffnung auf Wiederherſtellung, gerade weil ſein Geiſt noch ſo kräftig reagirte.

Ueber der Zeit, die der Müller mit der Rettung des jungen Gutsherrn verlor, waren die Geſchwiſter zu Grunde gegangen. Als man mit den Belebungsverſuchen begann, war es bereits zu ſpät.

Bleich und ſchön lagen die Zwillinge jetzt in ihren Särgen bei dem Altare der kleinen Dorfkirche, und die Glocke lud die Gemeinde ein, den Geſchwiſtern, die die Freude ihrer Eltern und der Stolz des Dorf's geweſen, die letzte Ehre zu erweiſen.

„Nun iſt unſer Haus öde und unſer Leben zwecklos", ſagte der alte Glimm, indem er einen traurigen Blick durch die leeren Stuben gehen ließ.

„Wie kannſt Du ſo reden", erwiderte ſeine Frau, indem ſie ihm die Hände auf ſeine gebeugten Schultern legte und ihn innig anſchaute. „Sieh dieſe Bäume, die Du gepflanzt, dieſe Beete, die Du angelegt, dieſe Rebberge, die Du gepflegt haſt. Das Alles iſt Dein Werk. Die da drüben haben nichts dazu gethan, ſie haben nur immer gehindert. Daß das Gut das ſchönſte iſt, das Thal hinauf und hinunter, wem iſt es zu danken als Dir? Wem unſer Herrgott ein ſolches Stückchen Erde

anvertraut hat, der ſoll nicht ſagen, ſein Leben habe keinen Zweck.“

„Du haſt Recht, Hanne“, erwiderte Glimm, indem er ſich aufzurichten verſuchte. „Es hat mir doch faſt das Herz abgedrückt, als der Baron mir kündigte und den rothen Johann zum Gärtner ſetzen wollte, der jedes Pflänzchen mit einem frommen Spruche in die Erde ſteckte, um dann am Abende mit den geſtohlenen Pfirſichen zum Fruchthändler zu ſchleichen. Da will ich doch lieber ſelbſt zum Rechten ſehen.“

„Und unſere Kinder“, fuhr die Frau fort, indem ſie ſich die Augen trocknete, „wie werden ſie ſich freuen, wenn ſie das Plätzchen, das ſie liebten, auch vom Himmel her noch ſo ſchön ſehen. Jetzt ſieht ſie wieder“, rief die arme Mutter, und überwältigt von dieſem Gedanken fiel ſie ihrem Manne um den Hals, und unter Thränen wiederholte ſie: „Jetzt ſieht ſie wieder!“ Aber es waren Thränen, die nicht auf der Seele brennen, ſondern das Leid kühlen. Gleich darauf griff ſie gefaßt nach ihrem Geſangbuche, und Hand in Hand ſtiegen die treuen Gatten die Treppe hinab und machten ſich, umgeben von ihren Freunden, auf den Weg nach der Kirche.

Man hatte die Särge auf Befehl des Pfarrers bereits geſchloſſen, um den Eltern den ſchmerzlichen Anblick zu erſparen. Gefaßt und feſt nahmen beide in der vorderſten Bank Platz, während die Orgel ernſte, leiſe Weiſen präludirte. Wieder ſang man jenes Lied, das vor einundzwanzig Jahren geſpielt worden war, als die treue

Hanne drüben vor ihrem Hause unter den blühenden Obstbäumen saß, ihres Stündchens wartend:

Eins ist Noth; oh Herr, dies Eine
Lehre meine Seele doch!
Auch beim schimmerreichsten Scheine
Ist sonst Alles nur ein Joch.

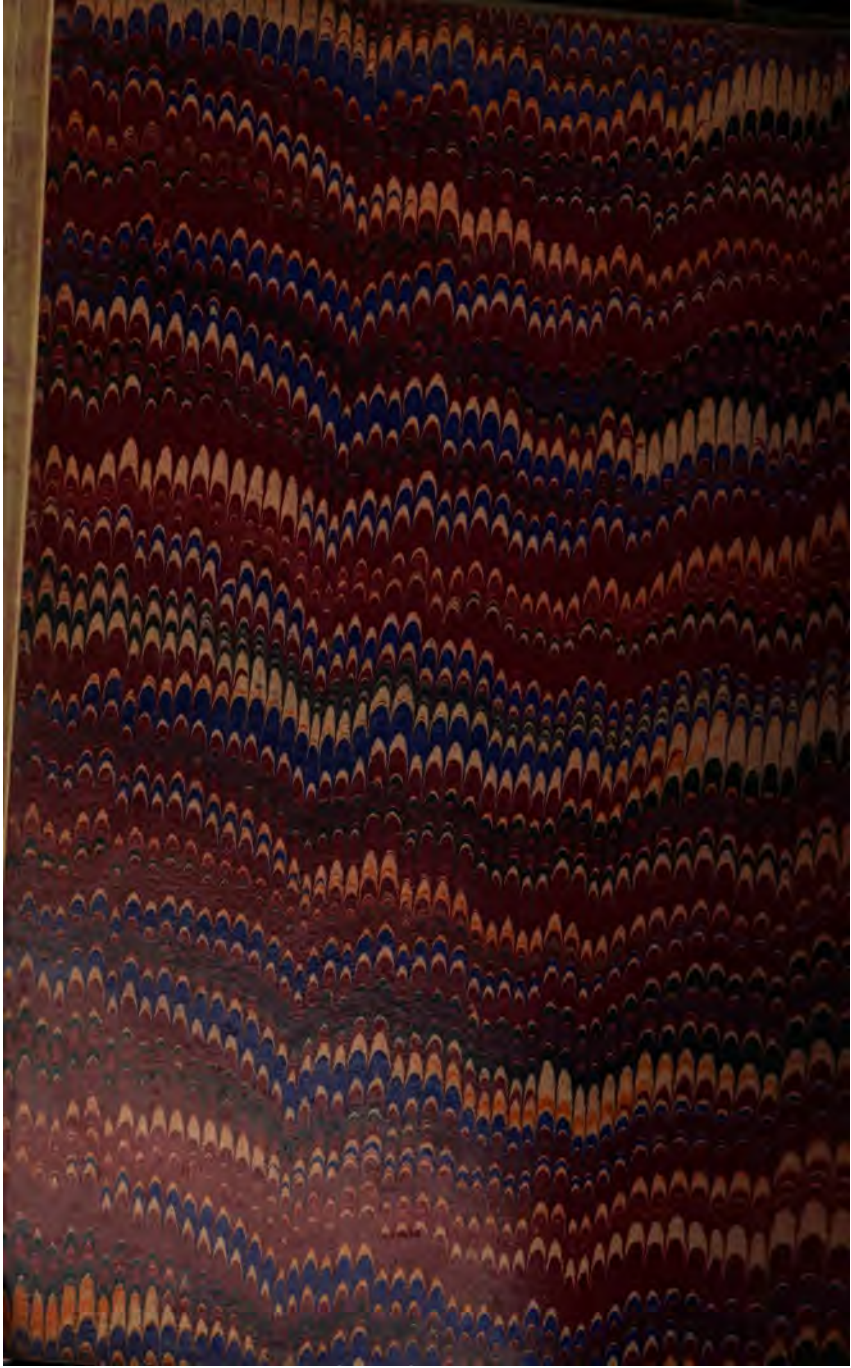
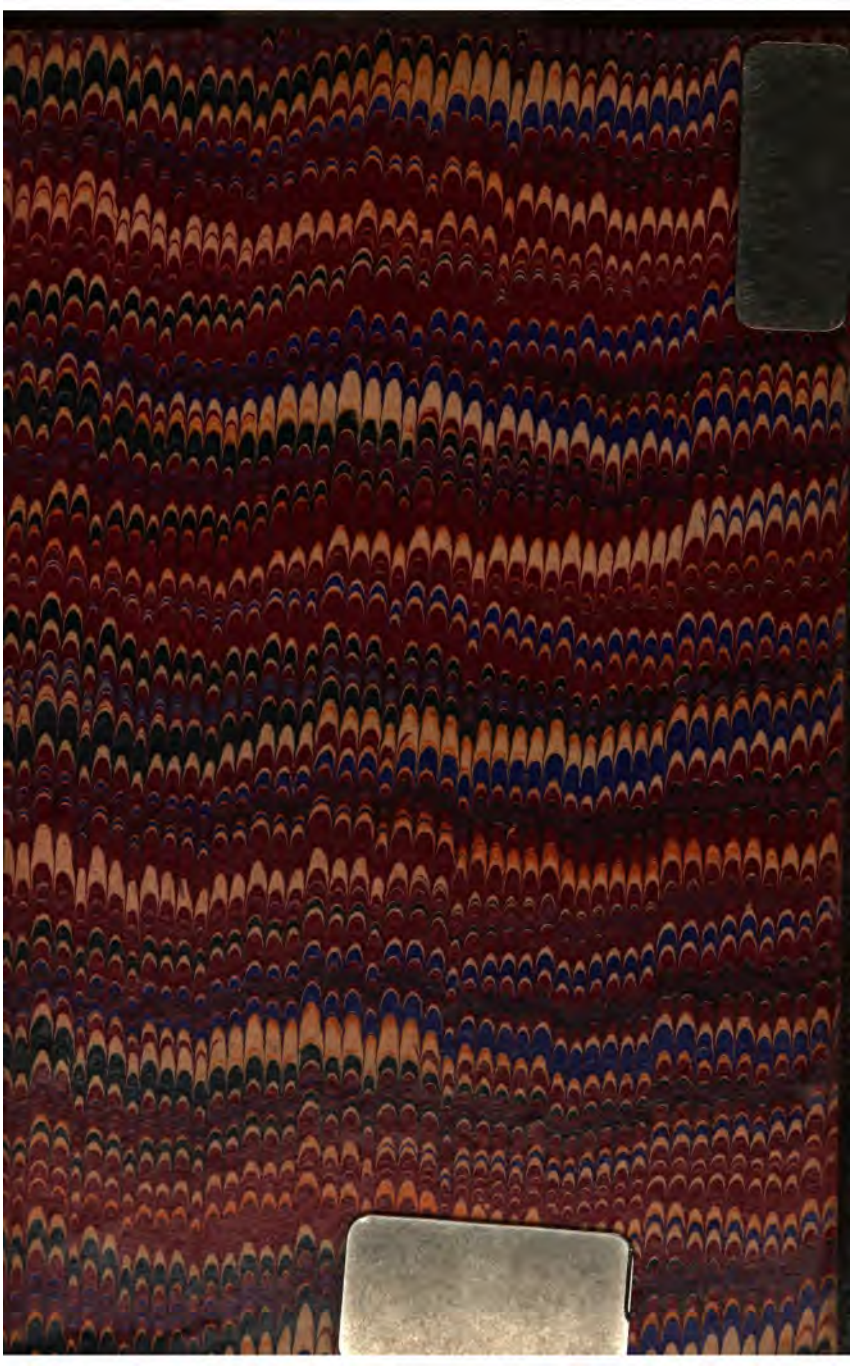
Und die ganze frohe Hoffnung jenes Morgens wachte wieder auf in ihrer treuen Seele. Sie hörte ergeben zu, als der greise Prediger, der ihrer Kinder treuester Freund gewesen, in der Eltern Namen das Gebet sprach, das Gott dankte, daß er diese beiden seltenen, schönen Blumen in den Garten ihres Lebens gepflanzt habe. Sie erröthete, als er die Treue lobte, mit der die Hand des Gärtners und der Gärtnerin dieser beiden Pflänzchen gewartet habe, sie wischte sich die Augen, als er das Glück ihrer Kinder pries, die noch umfangen von den Blüthenträumen der Jugend, unenttäuscht und unverbittert, hätten heimkehren dürfen in den schönen Garten des Paradieses, den die Sonne nicht sticht und der Frost nicht beschädigt. „Reich an Frieden hießen sie beide", sagte er, „Friedrich und Friederike. Diesen Frieden habt Ihr ihnen gewünscht, als Ihr ihnen so schöne Namen wähltet, und frühe schon haben sie diesen Frieden gefunden."

Nicht viel mehr von dem, was um sie her vorging, vermochten die Eltern zu fassen. Sie sahen die Grube, in die man beide Särge hinabsenkte. Mit zitternden Händen warfen sie mit dem Spaten eine Scholle auf jeden der beiden Särge, eine für Fritz, eine für Elfriede.

Dann hörten ſie noch die Stimme des Geiſtlichen: „und gebe Euch ſeinen Frieden!“ Die Freunde umringten ſie, und ſie verließen den Kirchhof wie Träumende, um nach ihrer Hütte zurückzukehren. In ihren Augen aber lag der ſtille Glanz jener Liebe, die nimmer aufhört.

* * *

Durch den unendlichen Weltraum aber unſeres Gottes ſchwangen ſich die Zwillingsſterne hinauf, und kehrten heim zu dem hellen Lande, aus dem ſie, dem Zuge ihres Mitleids folgend, herabgeſtiegen waren in das Thal der Schatten. Die drei Mal ſieben Jahre waren ihnen jetzt wie ein einziger Tag. „Wir konnten ihn nicht retten“, klagten ſie vor Gottes Thron. „Er ging verloren, wie ſo Viele verloren gegangen ſind.“

Aber eine milde, tröſtende Stimme ging aus vom Throne des Ewigen: „Indem Ihr einen Anderen zu retten ſuchtet, habt Ihr Euch ſelbſt gerettet, und nicht anders, wenn die Zeit ſeiner Läuterung vollendet iſt, wird auch er die Heimkehr finden in der ewigen Liebe Schos.“

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.